Wilhelm Busch
Verkündigung im Angriff

Gesammelte Aufsätze über Jugendarbeit, Kirche, Theologie und Pietismus.
Herausgegeben von Hans Währisch

Wilhelm Busch, leidenschaftlicher Prediger des Evangeliums von Jesus Christus, besonders bekannt als Jugendpfarrer des Weiglehauses in Essen und geschätzt als Schriftleiter der Zeitschrift „Licht und Leben", von manchen bekämpft und von vielen verehrt, dessen Ruf zur Nachfolge in Ost und West über die Grenzen hinaus gehört wurde, der lieber verkündete als diskutierte, der nicht über die Köpfe hinwegsprach, sondern ins Herz zielte mit seiner Verkündigung, der so meisterhaft biblische Geschichten erzählen und die Gestalten und Aussagen des Alten und Neuen Testaments so großartig aktuell in unsere Situation übertragen konnte — dieser begnadete Evangelist hat neben Predigtbänden, Andachtsbüchern, einer Biographie über seinen Bruder Johannes Busch und vielen anderen Veröffentlichungen in Hunderten von Aufsätzen immer wieder Menschen zu Jesus gerufen, Gefahren aufgezeigt und nicht zuletzt den Finger auf wunde Stellen in unserer Kirche gelegt, um zu warnen vor den „vielen unbrauchbaren Wegen", um hinzuführen auf „den einen Weg". Er hat das mit einer Gradlinigkeit und heiligen Entschiedenheit getan, die auch schon in seinem Wirken als Pfarrer einer Arbeitergemeinde und in seinem entschiedenen Zeugnis während des Kirchenkampfes im Dritten Reich spürbar wurde.

In diesem Buch nun sind aus vier Jahrzehnten Aufsätze von Wilhelm Busch zusammengestellt zu Fragen der Verkündigung, der Jugendarbeit, des

Wilhelm Busch

Verkündigung im Angriff

Gesammelte Aufsätze über Jugendarbeit, Kirche, Theologie und Pietismus

herausgegeben von Hans Währisch

AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL

© 1968 by Aussaat Verlag GmbH, Wuppertal
Umschlag: T. Hagen, Wuppertal
Druck: Aussaat Verlag, Wuppertal

INHALT

	Seite
Vorwort	5
Frühe Aufsätze	
Kirche und Proletariat	7
Wie im Proletariat christliche Gemeinden entstehen	17
Erfahrungen in einer Arbeiter-Gemeinde	22
Unsere soziale Aufgabe	28
Wahre und falsche Modernität und Popularität in der Verkündigung	35
Kirchenkampf	
Was tun wir mit dem Alten Testament?	41
Kirche und Theologie	
Was bremst denn da? — Die verschobenen Akzente	49
Die innere Bedrohung der evangelischen Kirche	53
Die Zitadelle	59
Was soll denn die Kirche eigentlich?	64
Was sollen wir tun?	66
Selbstmord der Kirche?	75
Angst?!	83
Was bremst denn da? — Ein offenes Wort zur Lage in der evangelischen Kirche	89

Pietismus und Gemeinschaftsbewegung

Was bremst denn da? 96
Das Erbe der Väter 102
Die Aufgabe der Gemeinschaftsbewegung an der Kirche 109
Der unangenehme Pietist 117

Verkündigung

Wir sind ja so harmlos! 136
Was bremst denn da? – Ein offenes Wort über die Taufpredigt 140
Was bremst denn da? – Wir lassen die Gewissen in Ruhe 147
Wie kommt unsere Botschaft heute noch an? 153

Jugendarbeit

Det fiel mir uff! 164
Wird der „schmale Weg" verbreitert? 171

Seelsorge

Wir haben's doch nicht in der Tasche! 183
Das Gebet 186
Gesetzliche oder evangelische Heiligung? 191

VORWORT

Wilhelm Busch hatte eine große Leidenschaft: Jesus Christus. Der war das Thema seines Lebens und seines Dienstes. Ein Teil seines Dienstes geschah am Schreibtisch. Eine Fülle von Aufsätzen sind in über vier Jahrzehnten von ihm veröffentlicht worden. Sie spiegeln den Weg wider, den er in seinem Dienst gegangen ist.

Dies war sein Weg:

Geboren 1897 in Wuppertal-Elberfeld als ältester Sohn eines Pfarrers.

Aufgewachsen in Frankfurt am Main.

Kriegsfreiwilliger im 1. Weltkrieg, Bekehrung als junger Leutnant an der Front.

Nach dem Krieg Theologiestudium in Tübingen bei Prof. A. Schlatter und Prof. K. Heim.

Dann zweieinhalb Jahre als Vikar und Hilfsprediger in Bielefeld.

1924 Pfarrer in Essen-Altstadt

1931 Jugendpfarrer in Essen-Altstadt, Leiter des Weigle-Hauses

1962 Pensionierung, danach noch viele Evangelisationsreisen durch beide Teile Deutschlands, und auch nach Kanada und USA.

Seine Aufsätze, am Anfang in vielen verschiedenen Zeitschriften erschienen, nach Übernahme der Schriftleitung von „Licht und Leben" (LL) ab 1948 vor allem in diesem Blatt, sind immer aktuell gewesen.

Was gestern aktuell war, kann heute überholt sein. Wilhelm Busch hatte nur ein Thema in vielen Variationen: Jesus Christus. — Es ging ihm um diesen Namen und darum, wie dieser Name Menschen bekannt würde und sie durch ihn gerettet würden. Darum sind auch seine Aufsätze heute noch aktuell für alle, die das gleiche Thema haben.

Seine Aufsätze wollten immer Anstöße, Anregungen, Hilfen und auch Warnungen vor Irrwegen sein. Das sollen sie auch heute noch sein.

Wilhelm Buschs erste Gemeinden waren Arbeitergemeinden.
In Bielefeld, wo er als junger Hilfsprediger in der Petri-Gemeinde wirkte, waren es Facharbeiter. In Essen, wohin er gerufen wurde, waren es Bergarbeiter.
In der Arbeiterschaft Deutschlands vor 1933 gab es viele radikale Strömungen. „Proletarier" war für einen Großteil der Arbeiterschaft ein Ehrentitel. Man war bewußt „Proletarier" und betonte damit sein Standesbewußtsein.
Solch ein echter „Proletarier" lehnte die Kirche ab. Diese war in seinen Augen ein Instrument des „Kapitalismus". Darum war der Dienst in Arbeitergemeinden schwer, zumal viele soziale Fragen ungelöst waren. Dem Pastor begegnete man mit äußerstem Mißtrauen.
Wilhelm Busch hat unter diesen Menschen das Evangelium von Jesus gesagt. Er hat hier ein Stück Gemeinde gebaut. Um die Fragen des Gemeindebaus und der Verkündigung in dieser Situation geht es in seinen frühen Aufsätzen.
„Proletarier" ist für uns heute ein Wort aus alter Zeit. Auch ist die Situation in vieler Weise anders. Und doch stehen wir heute mit der Verkündigung des Evangeliums vor denselben Fragen und beim Bau von Gemeinden vor denselben Schwierigkeiten wie er damals. Darum können wir von ihm lernen und auch Mut fassen.
Die Aufsätze sind in ihrem ursprünglichen Wortlaut geblieben, auch wenn manche Begriffe heute nicht mehr gebräuchlich sind.

KIRCHE UND PROLETARIAT

„Der Geisteskampf der Gegenwart", Heft 1/1929, Seite 5—12

Laute Trommeln und schrille Pfeifen unterbrechen meine Predigtvorbereitung. Ich gehe ans Fenster: Da ziehen sie vorbei, Tausende und Tausende unter dem roten Banner. Jetzt eine brüllende Stimme: „Was haben die Arbeitslosen?" Und wie Lawinendonner dröhnt und schreit es: „Hunger! Hunger! Hunger!" Ja wohl, Hunger im Magen und Hunger in der Seele. Morgen werde ich in einer großen Kirche sprechen von dem Lebensbrot. Ihr aber werdet vorbeimarschieren, werdet „Hunger! Hunger!" rufen, und meine Stimme wird euch nicht erreichen.

Da stehe ich nun ganz wirklich vor der Frage „Kirche und Proletariat". Und wenn ich im folgenden zu dieser brennenden Frage etwas sage, dann sind es nicht theoretische Erwägungen, in stillen Stunden ersonnen und ausgedacht, sondern es soll ein Feldgeschrei sein, das einer mitten im Kampfgetümmel erhebt, weil er des Sieges gewiß ist.

„Kirche und Proletariat." Da gilt es zunächst, zwei Mißverständnisse abzuwehren: Das Mißverständnis der Optimisten und das der Pessimisten.

So sagen die Optimisten: Es hat keine Not. Noch sind die Arbeiter in ihrer Mehrzahl in der Kirche, noch gehen die Kirchensteuern ein, noch lassen sie sich trauen und ihre Kinder taufen, noch haben wir eine Volkskirche. Denen sei nachdrücklichst gesagt: Es ist erschütternd, wie Gott-los das Proletariat ist. Was da an Religion ist, das ist furchtbar unchristlich. Gewiß, es ist erstaunlich, wie langsam die Kirchenaustrittsbewegung Fortschritte macht. Aber der Faden, der den Proletarier an der Kirche hält, ist sehr, sehr dünn. Vielfach ist es ganz einfach Aberglauben: „Wer weiß, wozu schließlich Taufe und Konfirmation gut ist?" Oft sind's nur äußere Gründe: Die Unternehmer stellen nicht gern Kinder ein, die nicht konfirmiert sind, weil da meist rebellische, kommunistische Eltern dahinter stehen. „Also wird unser Kind konfirmiert, damit es mal eine Stelle bekommt." Solche und ähnliche Bedenken stellen sich dem Kirchenaustritt entgegen. Das ist sicher nicht erfreulich. Zum sorgenlosen Optimismus ist kein Grund vorhanden.

Die Pessimisten sagen: „Es ist alles verloren! Die Kirche hat die Arbeiterschaft verloren. Das Proletariat ist mit dem Christentum fertig." Das ist ein törichter Satz, dem man nicht energisch genug widersprechen kann. Nein, wir haben die Arbeiterschaft nicht verloren, wir haben sie noch nie gehabt. Verlieren kann man nur, was man besaß. Wir haben aber seit dem Aufkommen der Industrie in Deutschland die Ar-

beiterschaft noch nie gewonnen. Die Arbeiterschaft ist nicht fertig mit dem Evangelium, sondern im Gegenteil, sie hat noch gar nicht angefangen mit der frohen Botschaft. Was der Arbeiter so haßt, beschimpft und bekämpft, ist die Kirche, die Pfarrer, seine eigenen verdrehten und verzerrten Vorstellungen von Religion, aber nicht das Evangelium. Es ist erstaunlich, wie wenig das Evangelium bisher im Proletariat vernommen worden ist. Die große Auseinandersetzung zwischen Christus und dem Proletariat hat noch nicht stattgefunden. Das „Nein" des Proletariats ist nicht das Ende solcher Auseinandersetzung. Diese Auseinandersetzung beginnt erst ganz leise. Mit anderen Worten: Der Kommunist, der seinem Pfarrer den Rücken dreht, ist für diesen nicht ein verlorener Mann, sondern ein zu gewinnender Mann. Gott gebe, daß das Jammern der Pessimisten in der Kirche verstumme!
Wir können das bisher Gesagte so zusammenfassen: Die Kirche ist noch nicht mit dem Proletariat fertig und das Proletariat nicht mit der Kirche. Sondern die Kirche hat eine Aufgabe im Proletariat.

Welche Aufgabe? Was soll und will die Kirche?

O, wenn doch hier helle Klarheit wäre! Gerade hier aber wird deutlich, wie wenig unsere Volkskirche wirklich Kirche ist, daß man weithin einfach gar nicht weiß, was die Kirche soll und will. Es wird viel und fleißig gearbeitet. Aber es geht nach Jesaja 53: „Ein jeglicher sah auf seinen Weg." Das wird ganz besonders deutlich in der Haltung gegenüber dem Proletariat.
Der eine sagt: Kultur, Volksbildung usw.! O gewiß, eine feine Sache! Unser Proletariat ist barbarisch und unglaublich unkultiviert. „Aber", wendet der andere ein, „wie kann Kultur entstehen ohne Familienleben? Und wie Familienleben ohne Heim?" Also treibt man Siedlungswesen. „Nein, der Alkohol ist die Quelle aller Unkultur!" Auch richtig; also auf in den Kampf gegen den Alkohol! Immer neue Aufgaben, immer neue Parolen! Und dann stellt man am Ende des Jahres in herrlichen Statistiken fest, was getan wurde. Nur das stellt man nicht fest, wie wenig erreicht wurde. Gewiß sind da Aufgaben, aber nicht d i e Aufgabe der Kirche.
Was soll und will die Kirche im Proletariat? Weite Kreise wollen nichts anderes als eben nur die Kirche, die Volkskirche. Wir müssen eine nicht geringe Schar von solchem Kirchenvolk mitschleppen, der die Kirche Selbstzweck ist. Das ist dann ein Haschen und Jagen nach kirchentreuen Arbeitern mit Festen und Festchen, mit Aufmärschen und Kundgebungen. Der wirkliche Proletarier aber spottet mit Recht. Mehr! Auf ihn wirkt das Wort „Kirche" wie ein rotes Tuch auf den Stier.

Und viele sind am Mühen, die wollen den Arbeiter „gewinnen". Einfach nur „gewinnen". Wofür? Ja, das wissen sie selbst nicht recht. Gerade tapfere, feine Menschenkinder in unserer Kirche verlieren ihre beste Kraft in solch zerfahrenem Werk. Da erzählt ein Berliner Pfarrer strahlend, bei einer Kundgebung der Kommunistischen Partei seien ein paar Leute aus den marschierenden Kolonnen auf ihn zugesprungen und hätten ihm „Guten Tag" gesagt. Da ist sicherlich wichtige Vorhofsarbeit getan. Aber eben nur Vorhofsarbeit. Und wenn nicht nun die Hauptsache kommt, ist die Mühe verloren. Hierzu noch eine kleine Anekdote: Vor kurzem war ein Kreis junger Theologen zusammen, um über die Arbeit im Proletariat zu sprechen. Statt über das zu reden, was man wolle, sprach man über die Methode, wie man den Arbeiter „gewinnen" könne. Da machte einer allen Ernstes den Vorschlag, der Pfarrer solle bei den Arbeitern Hausbesuche machen — im blauen Monteuranzug, um so die Kluft zwischen Arbeiter und Pfarrer zu beseitigen. Es wäre das zum Lachen, wenn es nicht in einem ernsten, ringenden Kreis gesagt worden wäre. Und ich erzähle solches nicht, um diese Leute vor satten, faulen Christen lächerlich zu machen, sondern weil ich gerade denen etwas sagen möchte, denen die äußere und innere Not des Proletariats keine Ruhe mehr läßt.

Was soll und will die Kirche?

Laut ertönt heute der Ruf nach der sozialen Aufgabe der Kirche. Es ist ohne Frage eine erfreuliche Sache, wenn die Kirche einmal ein offenes Wort sagt, wie in der Botschaft des Betheler Kirchentages. Während ich dies schreibe, kommt die Nachricht, daß die Führer der rheinisch-westfälischen Kirche in der Sache der Aussperrung in der Eisenindustrie ein Schreiben an die Reichsregierung gesandt haben. Wir, die wir des Volkes Not kennen, freuen uns herzlich darüber. Und nun gar die soziale Arbeit etwa eines Bodelschwingh oder unserer Diakonissen u. a.! Hier sind Aufgaben. Aber nicht d i e Aufgabe!
An dieser Stelle ist eine unglaubliche, heillose Verwirrung. Von allen Seiten, außerhalb und erst recht innerhalb der Kirche ertönt das Geschrei: die Kirche versagt, weil sie „das lösende Wort" in den sozialen Nöten unserer Zeit nicht findet. Und unsere Kirche fängt wohl nächstens an, Buße zu tun, weil ihr „das lösende Wort" fehlt. Hier aber ist Buße nicht am Platz, denn die Kirche kann „das lösende Wort" nicht sprechen. Gottes Wort sagt deutlich, — und ein offener Blick in die Welt zeigt es, — daß die Welt unter dem Fluche steht. Es ist für den jungen Theologen weniger wichtig zu wissen, aus welcher Quelle 1. Mose 3 stammt, als daß er sieht, was da steht. Gott spricht: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen . . ." Die Welt steht unter dem Gericht.

Das muß klar und tapfer bejaht werden. F. Gräber sagt in „Vom Zweifel an der Kirche" (Velbert 1925): „Gegenüber aller aus dem Zusammenbruch des Fortschrittglaubens stammenden Einwände und Hemmungen christlichen Handelns behaupte ich: alle Liebe der ganzen Christenheit wird das Antlitz der Erde nicht erneuern. Die Welt steht im Gericht und treibt dem Gericht entgegen. Welche aufhaltenden Mächte Gott uns gewähren wird, außer der Salzkraft seiner Kirche, wissen wir nicht. Ich finde keine Verheißung in der Schrift von einer Verchristlichung der Welt, wohl aber Verheißungsworte, die dem Reich Gottes und der Vollendung der Gemeinde Jesu gelten. Hier kommt unsere Liebe zu Volk und Staat in große innere Not . . ."

Aber es ist schon so: Wer heute von der Kirche aus ins Proletariat geht, der meint, er müsse „sozial" reden. Ich glaube einfach nicht, daß all das „soziale" Reden von heute aus aufrichtigem Herzen kommt. In den meisten Fällen spielt der Gedanke mit, damit das Proletariat zu gewinnen. Oder warum sonst gehen diese sozialen Redereien fast immer an die Adresse des Proletariats, statt an die, die es angeht? Daß der Proletarier so empfindet, zeigt folgende kleine Episode: In einer großen Arbeiterjugend-Versammlung sprach ein berühmter Evangelist. Ich war mit einem Trüpplein kommunistischer Jugend auch hingegangen. Wovon sprach der Evangelist? Er sprach von der Schuld der Gesellschaft, der Not des Proletariats, er klagte an, sagte, daß es nicht so wichtig sei, ob wir in den Himmel kommen, als vielmehr, daß das Reich Gottes auf die Erde komme, er zeigte uns das Reich Gottes in Gestalt sozialer Neuordnung. Als er fertig war, ging der Führer meines kommunistischen Trupps zum Redner, legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn Ihnen das Ernst wäre, wären Sie ja einer von uns. Das ist ja bloß Köder für uns."

Es ist eine einfache, billige Sache, sich auf die Seite des murrenden Proletariats zu schlagen und — ohne seine Not selber wirklich zu teilen — mit anzuklagen und mit zu schelten. Wir werden damit weder den Arbeiter gewinnen noch die Aufgabe der Kirche erfüllen.

Was will und soll die Kirche?

Sie soll die Botschaft verkündigen, die ihr anvertraut ist. Diese Botschaft lautet: „Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen" (1. Tim. 1, 15).

Das ist die Aufgabe, die die Kirche auch im Proletariat hat: die Verkündigung dieser Botschaft. Unsere Stärke sind nicht unsere sozialen Botschaften, unsere Methoden u. a. Unsere Stärke ist diese Botschaft.

Diese Botschaft kennt das Proletariat nicht. Das Proletariat ist noch

nicht evangelisiert. Ihm diese Botschaft zu bringen, ist die Aufgabe der Kirche.
Nicht, als ob diese Botschaft an unsere organisierte Kirche gebunden sei. „Gottes Wort ist nicht gebunden" (2. Tim. 2, 9). Der lebendige Christus stößt heute Türen auf im Proletariat wie noch nie. Er geht heute zur Arbeiterschaft mit oder ohne uns. Aber daran wird es offenbar werden, ob wir überhaupt noch „Kirche" sind — daran, ob wir die Kraft haben, das Heil in Christo Jesu der Arbeiterschaft zu zeigen.
Es sei hier eine Bemerkung eingeschaltet zum besseren Verständnis: Wenn hier im folgenden von „Kirche" die Rede ist, dann denke ich dabei nicht an eine unbestimmbare Größe, habe auch nicht die Absicht, „Kirche" zu definieren, sondern denke dabei nur an zwei Menschen als Glieder der Kirche gleichsam, nämlich an den, der es liest, und an mich, der ich schreibe. Und wenn von Verantwortung und Aufgabe der Kirche die Rede ist, so geht das uns beide an, wenn anders wir Glieder der Kirche sind.
Wir sind dem Proletariat die Botschaft vom Heil Gottes in Jesu Christo schuldig. Man sage doch nicht, diese Botschaft könne und wolle der Arbeiter nicht hören in seiner Not, seinem Ringen und seinem Kampf. Das Evangelium trifft ja immer in seine Situation hinein. „Du Arbeiter fragst murrend nach Gott, den du in deiner schweren Lebensführung, in deinem Losgetrenntsein von der Natur, in deinem Gebanntsein in die mörderische Großstadt, ja sogar in der Kirche nicht siehst? Hier, in Jesus wird er offenbar!" —
„Du Proletarier stehst auf und klagst an? Sieh, hier im Kreuz Christi spricht Gott das Gerichtswort über die ungerechte Welt; aber auch über dich, du Proletarier!"
„Du Proletarier hungerst nach Liebe? Sieh, also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab . . ." (Joh. 3, 16).
„Du Proletarier bist ein Verstoßener, ein Paria? Aber höre: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen", sagt Jesus (Joh. 6, 57).
Eines Abends hält mich ein Trupp „Rotfront-Soldaten" an: „Wir haben Max Hölz gehört. Das war Sache!" „Ja, Max Hölz hat schon mal was Kluges gesagt", erwidere ich, „nämlich den Satz: Die Welt kann nur durch Liebe gesund werden." „Das ist wahr!!" ist die Antwort. „Gut", sage ich, „fangen wir an. Ich will mal deine Nachbarn fragen, Mann, ob du angefangen hast damit." Stille. Dann brüllt einer: „Ach was, die Welt muß revolutioniert werden!" „Sehr richtig! Wie macht ihr's denn?" „Kommunistische Zellenbildung", rufen ein paar. „Wie groß sind die Zellen?" „Je nachdem: 2, 5, 10 Mann." „O ihr Männer. Ihr seid noch nicht radikal genug. Eure Zellen sind zu groß!" Staunen. Ich kriege einen am Rockknopf, der nach Alkohol riecht: „Bist du schon

der neue Mensch??" „Nee . . ." „Dann wünsche ich d i r erst mal eine Revolution." Und dann erzähle ich von Jesus, der den Heiligen Geist gibt. Und sie hören mir atemlos zu. Als ich gehe, strecken sich mir viele Hände entgegen: „Besuchen Sie mich mal." „Und mich!" „Und mich!"

Gewiß, das Evangelium trifft den Arbeiter in seiner Lage. Und es ist nichts wichtiger für die Kirche, als daß sie sich besinnt auf die Losung des Paulus für seine Arbeit in der Großstadt Rom: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, Juden und Griechen, Gebildete und Proletarier" (Röm. 1, 16).

Für die Verkündigung aber gibt es eine dreifache conditio sine qua non:

Liebe: Eine soziale Predigt, eine Anklage gegen die Christenheit, ja auch ein Jammern über die Not des Proletariats ist noch kein Beweis der Liebe. Prof. Schlatter hat das letztere einmal „Protzen mit Mitleid" genannt. Liebe ist ein Band von Mensch zu Mensch. Wer unter dem Proletariat verkündigen will, darf nicht nur von Katheder oder Kanzel eine Predigt oder Rede loslassen, und sei sie noch so schön. Er muß den Mann, der immer nur eine Nummer oder ein Maschinenteilchen in seiner Fabrik ist, fühlen lassen: Du bist mein „Bruder Mensch". Er soll es wagen, mit dem Verkommensten Arm in Arm über die Straße zu gehen. Er soll nicht erschrecken, wenn ein Betrunkener ihm um den Hals fällt und heult. Er memoriere unaufhörlich den Satz von der „Liebe, die sich nicht erbittern läßt" (1. Kor. 13, 5). Denn der Arbeiter ist unsagbar mißtrauisch. Jahrzehntelanges Verachtetsein hat sein Herz verbittert. Unzählige Male ist ihm gesagt worden: „Der Pfarrer macht euch dumm. Er belügt euch. Er steht im Dienst des Kapitals." Erst heute erlebte ich folgendes: Ich rede ernst mit einem Bergmann. Da schaut er mich ganz pfiffig an und sagt: „Herr Pastor, ich bin in der Welt herumgekommen. Unter uns Männern gesagt — nicht wahr, Sie glauben das doch nicht, was Sie mir da sagen." Das trifft ins Herz. Aber wehe, wenn wir uns erbittern lassen! Nur eine nie aufhörende Liebe schüttet den Graben zu, den der Proletarier zwischen sich und uns immer wieder aufreißt.

Zur Liebe gehört, daß wir so reden, daß der Proletarier es versteht. Wie schlicht sprach Jesus! Ebenso sollten wir von ihm reden. W. Schreiner bringt in seinem bekannten Buch „Geist und Gestalt" einige Beispiele seiner Vorträge, die er in Hamburg vor Arbeitern gehalten hat. Ich fürchte, daß ihn nur einige Führer wirklich verstanden haben. Man kann sich das geistige Niveau in der Masse des Proletariats gar nicht tief genug vorstellen. Öffentliche Diskussionsversammlungen geben

leicht ein falsches Bild, weil man da oft staunen muß, was so ein Proletarier alles vorbringt. Aber die roten Parteien haben es verstanden, ihren Leuten einen gewissen Schatz an Worten mitzugeben, der für den Augenblick blendet. Aber das alles ist gar nicht innerlich verarbeitet, ist gar nicht irgendwie innerster Besitz. Die Liebe gebietet daher, um eine Form der Verkündigung zu ringen, die auch der Einfachste verstehen kann. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß damit nicht der Plattheit das Wort geredet wird. Es ist ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit, jeden Gedanken so klar und einfach zu machen, daß er wirklich klar und hell ist.

Wenn die Arbeit der Kirche von der Liebe regiert ist, dann wird sie auch den Mut finden, den einzelnen zu suchen. Liebe haben, das heißt: die Art des „guten Hirten" haben, der getrost „99 in der Wüste läßt", um das eine verlorene Schäflein zu suchen (Luk. 15, 4). Die Parteien suchen Massen, die katholische Kirche will Massen. Der Herr der Kirche aber — und wir in seinem Dienst — suchen den Menschen, den einzelnen, den Verlorenen. Das ist mühselig, das imponiert nicht, das gibt keine Lorbeerkränze. Und eben darum fließt alle rechte Arbeit im Proletariat nur aus der Liebe, die (Gal. 5, 22) eine Frucht des Heiligen Geistes ist.

Die zweite Bedingung für eine fruchtbare Arbeit in der Arbeiterschaft ist der Glaube an die Lebensmacht des Evangeliums.

Wir glauben immer noch zu sehr an die Wirksamkeit unserer Methoden, unserer „neuen Wege", unserer Psychologie, unserer Verteidigungs- und Redekunst. Wir sind darin eigentümlich beharrlich, obwohl wir damit keinen Schritt weiterkommen. Die Widerstände gegen die Arbeit der Kirche im Proletariat sind so stark und gewaltig, daß alle menschlichen Künste ganz verloren sind. Ich nenne hier nur kurz zwei ganz besondere Schwierigkeiten. Das eine ist die furchtbare Entseelung des Proletariats. Es kann hier das, was wir „Gemüt" nennen, nicht zur Entwicklung kommen. Denn der Proletarier hat kein rechtes Familienleben, weil die Wohnungsenge das Schwergewicht des Lebens auf die Straße und in die Kneipe verlegt, und weil die verschiedenen Arbeitsschichtzeiten des Mannes und die Mitarbeit der Frau die Glieder der Familie auseinanderreißen. Der Arbeiter in den großen Industriezentren kennt kein Leben der Natur und in der Natur. Die Großstadt hält ihn gefangen; und kommt er hinaus, dann sieht er volle Strandbäder, wimmelnde Waldwege, laute Restaurants, aber nicht das Walten Gottes in der Schöpfung. Auch Kunst und Wissenschaft dringen nicht ins Volk. Bei dem Wort „Wissenschaft" denkt der Arbeiter an Haeckel, bei „Kunst" an Revue, Magazin, nackte Frauen usw. So stirbt das Ge-

müt in den lauten Straßen, in den kalten Kneipen, auf den lärmenden Sportplätzen und im Sausen der Maschinen.
Die andere Schwierigkeit, die sich der Arbeit der Kirche entgegenstellt, ist die, daß das Proletariat „Masse" ist. „Masse" — das ist: völlige Verantwortungslosigkeit des einzelnen. Nicht der einzelne denkt, — sondern die Masse. Der einzelne hat kein Urteil, — er hat nur das Schlagwort der Masse. Warum soll man sich über politische, wirtschaftliche, soziale, ethische Fragen den Kopf zerbrechen — die Masse ist verantwortlich, die Masse handelt, die Masse kämpft, die Masse siegt. In der Masse ist man sicher. In der Masse auch verkriecht man sich vor dem lebendigen Gott. Das getroffene Gewissen wird wieder ruhig, wenn die „Massen-Versammlung" Gott lästert.
Die „Masse" ist wie ein wüster, gewaltiger Steinbruch, an dem alle schönen menschlichen Hämmerlein jämmerlich abbrechen. Um hier zu arbeiten, brauchen wir einen göttlichen Hammer. „Ist mein Wort nicht ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" sagt der Herr (Jer. 23, 29). Um hier zu sprengen, brauchen wir göttliches Dynamit. „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes" (Röm. 1, 16).

Die dritte Bedingung für eine fruchtbare Arbeit hängt mit dem Vorigen eng zusammen. Unsere Verkündigung muß Zeugnis sein. Der Herr hat seinen Jüngern nicht gesagt: „Ihr sollt meine Verteidiger sein", sondern: Ihr sollt meine Zeugen sein. Ich will hier nicht über Wert und Unwert der Apologetik streiten. Sie tut uns sicher manchen wichtigen Dienst. Aber wir haben uns durch die Offensive des freidenkerischen Proletariats daran gewöhnt, im Proletariat immer und immer nur unsern Christenglauben zu begründen und zu verteidigen. Um im Bilde zu bleiben: Wir haben damit in den Steinbruch Sprenglöcher gebohrt. Gesprengt aber wird erst durch das geisterfüllte Zeugnis vom Heil in Jesu Christo. Ich lerne da gern von meinen glaubenden Proletarierbrüdern, die doch gewiß wissen, was den „Kumpel" überwindet. Vor kurzem hatte ich da ein seltsames Erlebnis. Ein Bergmann wird unten in der Grube um seines Glaubens willen von einem andern verspottet. Der Spötter kommt an die Jungfrauengeburt und höhnt. Da schaut der Christ ihn ernst an: „Glaubst du, daß jetzt ein Stein herabfallen kann, der dich tötet?" Ein betroffenes „Ja" ist die Antwort. „Dann kannst du auch das glauben!" Ich muß gestehen, daß ich erst viel später merkte, daß das eigentlich gar keine Antwort auf die Frage war, daß es eigentlich eine sehr dumme Antwort war. Aber es war in der Antwort eine Vollmacht, die das Schwergewicht des Streites verschob, die den leichtsinnigen Spötter plötzlich vor das Angesicht der großen Ewigkeit riß. Tatsache ist, daß der Spötter alle Angriffsflächen,

die die Antwort ihm gab, fahren ließ und sich innerlich überwunden und getroffen sah.

Es sei mir erlaubt, noch zwei Beispiele aus meiner eigenen Seelsorge hier anzufügen.
Eines Tages spottete ein Mann auf der Straße hinter mir her. Ich drehe um, gehe auf ihn zu, strecke ihm die Hand hin: „Guten Tag, mein Lieber." Zögernd nimmt er sie und brummt: „Ich habe mit Ihnen nichts zu tun!" „Aber ich mit Ihnen!" „Schweigen Sie", fährt er auf, „ich bin mit der Kirche fertig, denn . . ." „Ich weiß", sage ich, „sie hat im Krieg die Waffen gesegnet, die Pfarrer kriegen Unsummen Geld und taugen nichts usw. Die Walze kenne ich. Die stammt aus dem „Ruhrecho". Einen Augenblick Stille. Dann fange ich wieder an: „Lieber, sagen Sie mal, geht bei Ihnen das Leben so glatt? Haben Sie keine Lasten?" Da ist's, als ob innerlich ein Riegel aufgeht, seine Züge verändern sich: „O, Herr Pastor, das wissen Sie, wie ein jeder sein Paket zu tragen hat." „Sieh", sag ich, „und jetzt kommt unsichtbar der zu Ihnen, der gesagt hat: ‚Kommet her alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.'" Da steigen dem jungen Mann die Tränen in die Augen, und er geht still weg. Ich aber dankte meinem Gott, der mich davor bewahrt hatte, die Kirche oder die Pfarrer zu verteidigen oder mit anzuklagen.
Ein andermal komme ich in eine ärmliche Wohnung. Finstere Blicke, kein Gruß. Dann endlich sagt keifend ein Weib: „Jetzt kommt der Pfarrer und will uns wieder auf den Himmel vertrösten, den überlassen wir Ihnen, Herr Pfarrer." „Da seid Ihr aber im Irrtum", entgegne ich, „ich wollte Euch gar nicht auf den Himmel vertrösten. Ich wollte Euch sagen, daß es einen lebendigen Gott, ein Gericht und auch — furchtbar — ein Verlorensein gibt. Für Euch Lästerer aber habe ich keine, gar keine Verheißung." Da gab's erschrockene Gesichter und auf einmal offene Herzen für „das teuer werte Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen." —
Natürlich wird solche Arbeit ein zerfahrenes Werk, wenn nicht hinter allem der Wille aufs Ziel hin steht. Was ist das Ziel? Gewinnung des Proletariats? Wer das will, ist ein Träumer. Orientieren wir uns an der Bibel! Was wollte Paulus? Griechenland gewinnen? O nein! Er baute Gemeinden. Wir müssen Gemeinden bauen im Proletariat. Dazu drei Sätze aus Schlatters „Erlebtes" (Furche-Verlag, S. 44 und 45): „Wie konnte man solche Bauten (Kaiser-Friedrich-Kirche und Kaiser-Wilhelm-Kirche in Berlin) herstellen! Schafft in jeder Straße, wo immer es Raum gibt, kleine praktische Predigtstätten, die die sie besuchende Schar miteinander und mit den Geistlichen in Berührung bringen, nicht

Prunkbauten!" . . . „Wir bauen die Kirche dadurch, daß wir Gemeinden bekommen . . ." „. . . Eine Gemeinde Jesu ist eine in der Gemeinschaft des Glaubens an ihn verbundene Arbeiterschaft . . ."
Ich schließe mit der Bitte: Laßt uns weder als Optimisten, noch als Pessimisten dem Proletariat gegenüberstehen! Laßt uns als Glaubende mit dem Evangelium ins Proletariat hineingehen!

WIE IM PROLETARIAT CHRISTLICHE GEMEINDEN ENTSTEHEN

„Die Volksmission", Juni 1928 (gekürzt)

Ja, was ist denn überhaupt „Gemeinde"? Da erzählt mir ein Großstadt-Pfarrer: „Ich habe eine Gemeinde von 15 000 Seelen." Solch ein Unsinn! Ein Arbeitsfeld hat er, in dem 15 000 Menschen — Menschen, nicht bloß Seelen — wohnen. Aber „Gemeinde" ist das nicht. Und ein anderer erzählt mir: „In meiner Gemeinde ist gar kein Leben aus Gott. Da ist alles tot." Ja, du liebe Zeit, dann ist das eben ein Volkshaufen, aber sicherlich nicht „Gemeinde". Denn „Gemeinde" ist nur da, wo göttliches, neues Leben ist. Meint auch nur nicht, „Gemeinde" sei das, was sich in unsern Kirchen versammelt. Das ist im allgemeinen nur „Publikum", das sich um den „Kanzelredner" schart. Ich bin nicht so kühn, jetzt eine kunstgerechte Definition zu geben von dem, was „Gemeinde" ist. Und wenn ich gefragt werde: „Was ist denn Gemeinde?", dann antworte ich: „Bitte, lies doch einmal die Apostelgeschichte durch! Dann weißt du es." Ich fürchte ernstlich, daß man es heute vielfach ganz einfach gar nicht mehr wagt, mit so Köstlichem und Herrlichem, wie der neutestamentlichen Gemeindebildung, zu rechnen oder es zu erhoffen. Man kann natürlich viel dazu sagen: Damals war die Anfangszeit des Christentums; heute leben wir in der Volkskirche; wir haben heute eine ganz andere soziologische Struktur; Gemeinde ist letztlich die unsichtbare Kirche usw. Und mit all dem sagt man doch nur, daß uns etwas fehlt, nämlich die „Gemeinde". Wir sollten wirklich den Mut aufbringen, von dem vielgeschmähten Pietismus gerade an dieser Stelle ernsthaft zu lernen.

Nun ist es eine ganz große Sache, daß sich im Proletariat heute Wege zeigen, die wieder zur Gemeinde führen; ja mehr, es gibt „Gemeinde" gerade da, wo wir es am wenigsten erwartet haben, beim 4. und beim 5. Stand. Viele glauben das nicht. Mißtrauisch fragen sie: „Wo sind denn solche Gemeinden oder Ansätze dazu?" Ja, da müßt Ihr verstehen, daß gerade die, die davon wissen, nicht gerne viel darüber reden. „Gemeinde" ist ganz Tat Gottes, Gnade Gottes, Gabe Gottes, daß man es lieber dankbar hinnimmt und anbetend erlebt, statt es einer Diskussion auszusetzen. Und wenn ich doch drüber schreibe, tue ich es nur um der Bitte willen, die ich am Ende aussprechen will.

Man hat auch hier vielfach falsche Vorstellungen. Man denkt sich das Proletariat als eine Gemeinschaft, die zusammengeschweißt ist durch gemeinsame Not und gemeinsamen Kampf. Ja, man hat fast rührende Vorstellungen von der „Solidarität" der Arbeiter. Aber geht nur einmal hinein in die Arbeiterviertel! Seht einmal nach, ob Ihr ein Haus findet,

in dem nicht ständig „Krach" ist. Das Proletariat ist in sich tausendfach zerrissen. Feine und feinste Klassenunterschiede (gelernter und ungelernter Arbeiter, Fabrikarbeiter und Bergmann), politische Zerklüftung (SPD und KPD, auch NSDAP) führen zu ständigen Reibereien. Streit ist in den Familien, Haß in den Häusern. Blasser Neid regiert. Einer gönnt nicht dem andern die Butter auf dem Brot. Denunziationen beim Wohlfahrtsamt und auf den Arbeitslosenämtern sind an der Tagesordnung. Der natürliche Mensch in seiner Gier und Maßlosigkeit, der sich in den oberen Schichten in den Mantel der Zivilisation notdürftig verhüllt, zeigt sich im Proletariat in offenster und traurigster Weise.
„Gemeinde" ist das Gegenteil von „Masse". Gemeinde ist die Schar der einzelnen. In der Gemeinde ist jeder ein Verantwortlicher, und zwar verantwortlich vor Gott. „Masse" ist gleich dem wüsten, gewaltigen Steinbruch. „Gemeinde" aber ist der Bau, wo ein Stein auf den andern gefügt wird. Jeder Stein aber wurde zuvor vom Steinbruch losgebrochen, wurde besonders genommen, behauen und umgestaltet, bis er eingefügt wurde in den Bau. Und so entstehen im Proletariat Gemeinden, daß da und dort ein Mensch losgebrochen wird aus der Masse, daß er ein Einzelner, ein Isolierter, ein Einsamer wird; daß da und dort ein Mensch umgestaltet wird nach Jesu Wort: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde . . ." Diese einsam Gewordenen finden zueinander, finden sich in bisher unbekannter Weise und werden so „Gemeinde".
Die Bürgerlichen sind doch alle mehr oder weniger Individualisten. Darum gibt es da viel mehr langsames Hineinwachsen in das Reich Gottes. Für solche stille, langsame Entwicklung ist im Proletariat kein Raum. Denn wer anfängt, ernst nach Gott zu fragen, der hat sich schon von der Masse gelöst. Es bleibt ihm nichts übrig, als in Gottes offene Arme zu fallen. Darum finden wir im Proletariat wenig inneres Werden, vielmehr plötzliche und fast erstaunlich gewaltsame Bekehrungen.

Herausgebrochen werden aus dem Steinbruch der Masse. — Wir Zeugen des Evangeliums sind gewürdigt, unsern Brüdern aus dem Arbeiterstand diesen Dienst zu tun. Das ist etwas so übermenschlich Großes, daß da alle menschlichen Mittelchen versagen. Dazu brauchen wir einen göttlichen Hammer, der diesen harten Felsen zerschlägt. „Ist mein Wort nicht ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" sagt der Herr. Sein Wort ist die frohe Botschaft, das Evangelium.
Das Evangelium, wirklich in seinem biblischen Vollgehalt, ist eine gewaltige Macht in unserer Hand.
Wir wollen ihnen Jesum Christum zeigen! Um Ihn geht es bei aller Verkündigung. Ich bin überzeugt, daß der Arbeiter den ersten Artikel

nur versteht durch den zweiten. Ich ging an einem herrlich-stürmischen Wintertag mit einem Seemannspastor an der holländischen Küste entlang. Überwältigt von der Herrlichkeit der Schöpfung, rief ich aus: „Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch den Schöpfer leugnet!" Da bestätigte mir der Seemannspastor: „Ich kenne wohl viele Seeleute, die sich nicht um Gott kümmern. Aber ich habe noch keinen getroffen, der Gott geleugnet hätte. Wer in der Natur lebt, weiß vom Schöpfer." So ist es. Der Atheismus hat seinen Platz in den unmenschlichen Steinwüsten der Großstadt. Nicht in der Natur findet daher der Proletarier Gott. Er kennt die Natur nicht mehr. Er findet aber Gott in Christus. Und in Christus erkennt er Gottes Gericht über die Sünde, in Christus erkennt er Gottes Ernst, aber auch seine Gnade und sein Erbarmen. Der Gekreuzigte erlöst ihn aus der „Masse" und aus der Not der Sünde, der Auferstandene wird sein Freund, sein Hirte, sein Bruder.

So wird aus dem wertlosen Stäublein der verachteten und verbitterten Masse ein Geachteter, ein Glücklicher, ein Bruder Christi und Kind Gottes.

Aber einsam ist er. Er ist losgelöst aus seinem Lebenskreis. Von Verwandten unverstanden, von den Parteigenossen „Verräter" gescholten, von den Arbeitskollegen bespöttelt. Ich habe manchmal einen gebeten: „Bleib doch in deiner Partei oder in deinem Kreis!" Bald aber kam er an: „Es geht nicht mehr", oder gar „nun haben sie mich rausgeworfen."

So aber ist der Weg frei für die neue Gemeinschaft: „Die Gemeinde". Ein junger Bergmann, den ich bat, mir einiges über das obige Thema aufzuzeichnen, wie er es erlebe, schrieb ganz schlicht: „Sind nun im Proletarierviertel einige gläubige Christen vorhanden, dann werden sie dazu übergehen, auch gemeinschaftlich zusammenzukommen und Gottes Wort zu hören. Dies kann im Anfang in der Wohnung eines Gleichgesinnten stattfinden. Sache der einzelnen Mitglieder des Kreises ist es nun, der Gemeinde immer neue Mitglieder zu gewinnen, damit der Gemeinde immer mehr werde."

Solche Gemeinde ist eine „Gemeinde unter dem Kreuz". Ich will schweigen von den eingeworfenen Fensterscheiben, den „Katzenmusiken" und andern Störungen. All diese Dinge müssen letztlich nur dazu dienen, die Gemeinde als Gemeinde zu befestigen mit dem Kennzeichen der neutestamentlichen Gemeinde: „Der andern aber wagte keiner, sich zu ihnen zu tun" (Apg. 5, 13).

Nun noch einiges aus dem Leben solcher Gemeinde, die sich ihrer Distanz der Welt gegenüber wohl bewußt ist. Wenn es recht steht, lebt sie dauernd im Umgang mit Gottes Wort. Es ist etwas Großes, zu wissen: Da und dort wohnen Männer, die mit den Ihrigen Hausandacht halten, da und dort sind Familien, deren Morgen- und Abendlied als

Ewigkeitsgruß zu den vielen andern kommt, die in demselben Hause wohnen. Entstehen in der Gemeinde Schwierigkeiten, so werden sie — vielleicht in einer Männerversammlung — in das Licht des Wortes Gottes gestellt und damit überwunden. Vor einiger Zeit traf ich einen Bergmann, der manche Sorge hat, um seine Familie zu erhalten. „Freund, warum so traurig?" „Ach", sagt er, „nun bin ich schon ein Jahr Christ und weiß noch so wenig in der Bibel Bescheid." Wirklich, eine köstliche Sorge!

Aus diesem Gebundensein an Gottes Wort erwächst die Zucht der Gemeinde. Ich kenne eine Gemeinde, die einhellig das Kartenspiel verwarf, obwohl der Leiter bedenklich war, solche Gesetze aufzustellen. Und als einer einst nach alter Weise seinen Geburtstag in der Kneipe feierte, da kamen die Kommunisten gelaufen und beschwerten sich. Es war aber schon nicht mehr nötig. Die Gemeinde hatte ihn schon orientiert über den Wandel des Christen.

Damit ist natürlich sofort die Frage wach nach der neuen Form der Geselligkeit. Meinem Kreis hat diese Frage kein Kopfzerbrechen gemacht. Kann man nicht bei einer Tasse Kaffee in den Häusern zusammenkommen? Kann man nicht nüchtern viel vernünftiger sich unterhalten? Natürlich, man weiß manchmal auch nichts mehr zu reden. Das macht nichts. Schon kommen die Liederbüchlein aus der Tasche. Reihum darf jeder einen Vers wünschen. Und dann wird gesungen. Durchs Fenster hinaus dringt der Strom der Töne zusammen mit dem dichten Qualm der unvermeidlichen Tabakspfeifen. Draußen aber stehen andere und wundern sich, daß Christen so fröhlich sind.

Als Glied der Gemeinde ist man ein Verantwortlicher geworden. Die Frage: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" muß verstummen. Ich denke mit Bewegung an eine ergreifende Stunde, wo 20 Männer Gott baten um Rückkehr eines abgefallenen Bruders. Oder ein anderes Erlebnis: Ein Bruder wohnte mit seiner Familie eng zusammengepfercht bei seinen Angehörigen. Das war eine gottlose Gesellschaft, der es Freude machte, den Schwachen immer wieder zu Fall zu bringen. Da zieht kurz entschlossen ein Bergmann hin und holt die Gefährdeten in seine wirklich schon enge Behausung. Am folgenden Morgen komme ich hin. Welches Gewimmel in der kleinen Küche! Ohne mich weiter zu beachten, gebietet der Hausvater mit starker Stimme Ruhe. Und dann hält er als Hauspriester Morgenandacht. Gläubig bittet er Gott, doch in der Nähe für die heimatlose Familie eine Wohnung freizumachen. Es folgt das Frühstück. Weil das Brot für die vielen zu teuer ist, gibt's Suppe. Und dann ziehen wir auf die Wohnungssuche. Schon im Nachbarhaus finden wir Raum. „Jetzt hab' ich ihn in meiner Nähe", sagt der Bergmann und eilt, seine Schicht nicht zu versäumen, davon.

Von den vielen Schwierigkeiten, Menschlichkeiten, Nöten, Kämpfen und Enttäuschungen brauche ich hier wohl nicht zu erzählen. Daß all das nicht fehlt, glaubt man mir auch ohne das. –

Nun könnte es sein, daß eines Tages einer zu mir käme und bäte: „Zeige mir doch mal eine solche Gemeinde." Dann führte ich ihn zu einer geringen Schar von Männern und Frauen und Kindern. „Ist das alles?" „Lieber, weißt du, wie die Gemeinden in Korinth und Athen und Lystra zur Zeit des Paulus aussahen? Gerade so unscheinbar. Und nun lies einmal, was im Neuen Testament Großes und Gewaltiges von ihnen steht! Und dann glaube, daß diese Proletariergemeindlein für den Verstehenden eine ganz große Verheißung Gottes sind!"

Zum Schluß die Bitte, von der ich oben sprach. Man müht sich heute redlich um den Arbeiter: Man schreibt über ihn, man sucht zu verstehen, hat Programme, neue Wege, Anklagen, Reden, soziales Verständnis und anderes mehr. Ich habe den Eindruck, man tut das alles noch recht friedlich hinter der Front. „Wenige sind der Arbeiter", sagt Jesus. Führer, Redner, Schreiber, Vorstände — in Haufen. Aber Arbeiter? Frontsoldaten, die ins Kampfgewühl gehen; nicht mit Tinte und Theorien, sondern so von Haus zu Haus. Es sind so viele, die einmal überlegen sollten, ob nicht Gott sie als Werkzeug benutzen will zur Bildung einer Gemeinde, auch wenn die Hand darüber schmutzig wird und man manchmal nicht mehr so gut schläft. Die Türen im Proletariat sind offen wie noch nie. Gehen wir im Glauben hindurch!

ERFAHRUNGEN IN EINER ARBEITER-GEMEINDE

„Gotthard-Briefe" (Pfr. Gauger), Oktober 1924, Seite 301–304

„Lieb haben sollen Sie Ihre Gemeinde!" Der Satz stammt von Professor Schlatter. Da saßen wir einmal um ihn herum, eine ganze Reihe Studenten. Gesprächsthema irgendein „Problem" der praktischen Arbeit, der wir jungen Theologen entgegengingen. Da rief uns Schlatter plötzlich dies Wort zu und schob damit alle unfruchtbare Problematik zur Seite.

„Lieb haben sollen Sie Ihre Gemeinde." Das ist ein Zauberwort für einen Pfarrer, der in eine Arbeitergemeinde geht. Du liebe Zeit! Wieviel ist in unserer sozialen Zeit nicht geredet und geschrieben vom „Problem" „Arbeiterschaft". Ganz kopfscheu ist man geworden und geht dann schließlich an den Arbeiter heran mit einem Herzen, das zwischen Mitleid und Grauen schwankt. Wir sollten das Wort des Herrn (Luk. 19, 10) stehenlassen: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Also lasset uns das angeführte Schlatterwort beherzigen, damit wir wieder unbefangen beim Arbeiter stehen können.

Wohl ists wahr, der Arbeiter steht seinerseits uns nicht unbefangen gegenüber. Die Kluft zwischen Kirche und Arbeiterschaft ist ermüdend oft aufgezeigt. Jetzt wird's Zeit, Brücken zu schlagen.

Dazu muß man den Arbeiter sehen. Die meisten Pfarrer sehen den proletarischen Teil ihrer Gemeinden gar nicht. Es sind ja genug Bürgerliche da, die die Kirche füllen! Es wäre mir auch so gegangen, hätte mich Gott nicht in eine Gemeinde gestellt, in der fast nur Arbeiter sind. Da war die Wahl einfach: Entweder du predigst vor leeren Bänken oder du gehst zum Arbeiter und suchst ihn. Den letzteren Weg ging ich und gehe ihn noch.

Mit Hausbesuchen fange ich an. Noch deutlich steht mir ein Besuch aus der Anfangszeit vor der Seele. Es ist nach Feierabend. Der Vater ist eben nach Hause gekommen und liest seine Zeitung. Die Frau kocht. Ich trete ein. Sie ist sehr freundlich. Er grüßt kaum. Mit Mühe bringe ich ihn zu einem Gespräch. Er ist ganz ablehnend. „Kirche, Gott, damit bin ich fertig." Ich frage: „Warum sind Sie bei solcher Stellung noch nicht ausgetreten aus der Kirche?" Er: „Austreten will ich meiner Frau und meinen Kindern zuliebe nicht."

Dieser klassische Satz hat mir viel Licht gegeben. Also für die Weiber und Kinder ist Christentum vielleicht noch gut, aber es ist keine Sache für Männer. So ist die Auffassung. Damit war meiner Arbeit eine neue Richtung gewiesen: die Männer. Die sind aber den ganzen Tag weg, in

der Fabrik. „Nun", sagte ich mir, „so seltsam das sein mag, nun machst du einfach abends nach 7 Uhr Besuche." So halte ich es seitdem. — So geringfügig die Sache scheint, sie ist wichtig. Es muß den Arbeiter ärgern, wenn der Pfarrer seine Frau besucht, während er abwesend ist. Dagegen ist er schon halb gewonnen, wenn er sieht: „Der Pfarrer nimmt Rücksicht auf mich und kommt, wenn ich da bin."

Also ich nahm die Männer aufs Korn. Wo ich hinkam, begann ich das Gespräch mit ihnen. Das hatte sich bald herumgesprochen: „Der neue Pastor hat's nicht nur auf unsere Weiber abgesehen, sondern auf uns." Sie wappneten sich zur Abwehr. Denn: was kann von einem Pastor Gutes kommen! Da lief ich von Wohnung zu Wohnung, überall dasselbe: Abwehr, Mißtrauen. Da wurde ich fast zweifelnd, ob ich diese Gemeinde lieb haben könne. Bis das Ereignis kam.

Saß ich da eines Abends bei einem Funktionär der SPD (Sozialdemokratische Partei). Er redet vom Unsinn des kirchlichen Dogmas. Wie der Blinde von der Farbe redet er. In mir kocht es: „Hören Sie mal, Sie wissen ja gar nichts vom Evangelium!" „Sooo?" „Nun will ich Ihnen mal die Sache erklären." Und nun rede ich im Sinne von Lukas 19. 10, unbefangen werde ich, wie einem Freund gegenüber, der's noch nie gehört hat. Denn siehe, er spitzte gewaltig die Ohren. Als ich aufhöre, sagt er ganz erstaunt: „Ja, so hatte ich das nie gehört. Das sollten Sie uns mal auf einer Funktionärsversammlung darlegen." „Gerne. Nur müssen Sie mich einladen." „Wird gemacht." Ich gehe und denke: Da wird wohl nichts draus werden. Aber — 14 Tage später bringt mir ein Kind einen Zettel mit folgendem Inhalt: „Sie haben versprochen, zu uns zu kommen. Sie müssen Wort halten. Auf Samstag sind etwa 60 Leute eingeladen. Alles wartet auf Sie . . ." Der Tag kommt: Samstag Abend. Mein Freund holt mich feierlich ab zum roten Volkshaus. Mir schlägt das Herz. Aber ich bin fröhlich. Hatte ich mich doch im kleinen Kreise im Gebet gestärkt. Und ich wußte, daß hinter mir fürbittende Freunde standen. Ein kleiner Saal. Die Genossen versammeln sich langsam. Eine gewisse Neugier ist unverkennbar. Und dann geht's an. Es ist unmöglich, alle die Eindrücke des Abends zu schildern. Erst redete ich. Kurz sagte ich, was ich wollte: Nicht politische Zwecke, nicht Ausbeutung, Verdummung und so fort. Nur das Evangelium, das reine Evangelium, nichts als das Evangelium!

Dann geht die Debatte an. Zuerst „der bestellte Redner". Er redet — daß Gott erbarm! — all die „ollen Kamellen". Ob ich wollte oder nicht, ich mußte lachen. Da merkten sie wohl, daß der alte Parteikram nicht recht paßte. „Mach Schluß!" hieß es allgemein. Da setzte er sich. Die Partei hatte geredet. Nun konnte der Mensch sprechen. Was nun kam, das möchte ich allen Amtsbrüdern gönnen. Einer nach dem andern

steht auf. Jeder redet vom Herzen weg. Ich fühle auf einmal: Wir gehören zusammen. — Was da geredet wurde? Zunächst grenzenloses Erstaunen, daß ich da saß. „Wenn das Ihre Kollegen erfahren, sind Sie aber geächtet." So also ist die gegenseitige Befangenheit, daß der Arbeiter meint, wir wollen ihn nicht. Und wir, wir glauben, er will uns nicht. Weiter: da kamen Zweifel, viel kindische: „Wo hat Kain sein Weib her?" „Wo stammt Gott her?" Dann ernste: „Gott hat ein Gebet nicht erhört." Viel Zusammengelesenes kommt zum Vorschein. Brocken aus Büchern von Max Maurenbrecher und — viel aus der religionsgeschichtlichen Volksbücherei: ungewollte, verheerende Wirkungen der liberalen Theologie. Es ist schon 11 Uhr, bis sich jeder die Seele frei geredet hat. Dann komme ich dran. Erst antworte ich, suche zurechtzurücken. Ganz einfach, mit Bildern. Nur ein Beispiel: „Ihr denkt falsch vom Gebet. Da stellt ihr euch ja Gott vor wie einen Automaten. Da wirft man ein Zehnpfennigstück hinein, dann fällt die Schokolade heraus. Wenns nicht mehr funktioniert, dann stellt man den Automaten beiseite. So macht ihr's mit Gott. Ihr werft ein Gebet hin, nun soll gleich die Erhörung herausfallen, oder ihr stellt Gott beiseite. Gott ist kein Automat!" — Als ich fertig bin, neue Fragen. Immer neue. Suchend. Als einer dumme Witze macht, wird er zur Ruhe ermahnt. Der Saal hat sich immer mehr gefüllt. Unten aus der Wirtschaft, von der Straße sind sie gekommen, Alte, Junge, über hundert sind's. Es war ein Ereignis.

Um 1 Uhr kommt der Wirt und heißt uns gehen. Auf der Straße geht's weiter. Unvergeßlich ist es mir, als wir da im Schein einer Laterne standen und — ich darf wohl so sagen — Gottes Nähe spürten: Alle die hageren Gesichter, die sich zusammendrängten, um mich zu hören.

Seit dem Tag habe ich meine Gemeinde lieb. Ich durfte ihre Seele sehen. Nun ging's wieder ans Besuchemachen. Es mutet mir nun seit diesem Tag keiner mehr zu, ihn vom Wetter zu unterhalten. Jeder weiß, was ich will. Ich habe überhaupt gefunden, man sollte bei den Besuchen bald zur Hauptsache kommen. Das seichte Gerede hilft und imponiert keinem. Es ist verlorene Zeit. Durch unsere Arbeitergemeinden laufen heutzutage so viel Sektierer, die reden gerade heraus. Warum wir nicht? „Nur nicht so langsam! Sie sterben darüber", rief der sterbende Vater Bodelschwingh einmal den Bedenklichen in einer Ratsversammlung zu, als es sich um die Inangriffnahme einer neuen Missionsaufgabe in Ostafrika handelte. Und dann — Gott gibt uns immer wieder Anknüpfungspunkte an die Hand. Ich habe da Herrliches erlebt. Nur ein Beispiel: Ein dunkler Flur. Ich taste mich vorwärts. Eine Tür. Ich klopfe. „Herein!" Eine Küche voll Menschen: Vater, Mutter, etwa sechs größere Kinder von 17—27 Jahren. Sie kommen eben von der Arbeit, halb-

nackt, waschen sich, machen sich fertig. „Guten Abend!" Dumpfes Gemurmel. „Ich bin der Pastor." Keine Antwort. Feindseliges Anstarren. Dann macht man weiter. Keiner kümmert sich um mich. Ich schreie zu Gott um ein Türlein zu den Herzen. Richtig! Da im Eck sitzt noch einer, der hat eine Guitarre vor sich. „Können Sie spielen?" „Nein." „Ich will's Ihnen zeigen." Und ich spiele, zeige Griffe, singe leise summend zwei Volkslieder. Alles paßt schon auf. Nun „Schönster Herr Jesu." Das singe ich deutlich. „Ein schönes Lied", sagt eines. „Ein wichtiger Inhalt", sage ich. Und schon steht unser Heiland unter uns und ich darf Ihn zeigen. Alle hören zu, lange, bis ich gehen muß.

Dem Erfassen des Evangeliums stellen sich beim Arbeiter zwei Hauptschwierigkeiten entgegen. Die erste: Er traut dem Pfarrer nicht, daß er nur das Reich Gottes will. Er wittert hinter der kirchlichen Arbeit immer und immer wieder irgend einen politischen oder wirtschaftlichen Zweck. Dem begegne ich dadurch, daß ich mich in diesen Dingen ganz neutral halte. So wie das Gespräch darauf kommt, lehne ich Weiterführung ab. „Ich will das Reich Gottes!" Es ist dies manchmal ein Opfer. Das muß aber gebracht werden.

Die zweite Schwierigkeit: der Arbeiter denkt niemals individuell, er denkt immer Masse. Sage ich: „Du und ich", dann sagt er: „Wir Arbeiter und ihr Pfarrer." Sage ich: „Gott und du", dann sagt er: „Wir Arbeiter und die Kirche." Einmal stehe ich mit einem Arbeiter zusammen. Wir reden von religiösen Fragen. „Sie müssen sich mit Gott auseinandersetzen." „Ja", sagt er, „aber wir können einer Kirche kein Vertrauen schenken, die dem Kapital dient." „Lassen Sie mal die Kirche. Sie müssen sich klar werden, wie Sie zu Gott stehen." Er wendet ein: „Ihr Pfarrer habt kein Verständnis für uns Arbeiter." „Und wenn alle Pfarrer nichts taugen, Sie müssen einmal vor Gott stehen. Die Frage ‚Du und Gott' muß bei Ihnen jetzt geklärt werden." „Ja", sagt er, „aber wenn die Christen selber nicht nach ihrem Christentum leben!" So ging es noch lange fort. Der Mann war einfach nicht dazu zu bringen, sich einmal allein als Person vor Gott gestellt zu sehen. Damit, mit dieser Erkenntnis, ist den seelsorgerlichen Gesprächen für den Anfang meist die Richtung gewiesen: den einzelnen isolieren, daß er sich endlich allein Gott gegenüber gestellt weiß.

Was trotz vieler Hindernisse mir immer wieder Freudigkeit gibt, ist — neben der Gewißheit: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde — die Erkenntnis: Mit dem angeblichen Atheismus der Arbeiter ist es nicht so gefährlich. Im Gegenteil, da ist auch viel Heilsverlangen. Warum nehmen denn die Sekten so zu unter den Arbeitern? (Ich kann aus Erfahrung reden in bezug auf die Neu-Apostolischen.) Warum geht die Austrittsbewegung so langsam? Warum will die Mehrzahl auch der

proletarischen Eltern keine religionslose Schule? Die Dinge sind bekannt. Ich will das noch aus meiner Erfahrung belegen. Gehe ich da gegen 12 Uhr nachts mit einem Arbeiter nach Hause. Er gilt als Freidenker. Wir reden von göttlichen Dingen. Da steht er auf einmal still, atmet tief und sagt: „Ach, wissen Sie, im Grunde glauben wir alle an Gott." Dies Bekenntnis gehört mit zum Größten, was ich erlebte. „Gott, Du hast uns geschaffen zu Dir. Und unser Herz ist unruhig, bis daß es ruhet, Gott, in Dir." Und ein anderes Bild: Der roteste Teil meines Bezirks, in dem viele Dissidenten wohnen. Da stehen meine prächtigen Jungmannen (auch Arbeiter und Angestellte) und blasen mit ihren Posaunen ein Stück Himmel zwischen all den Alltag. Weil's Feierabend ist und ein schöner Sommerabend, sammelt sich alles Volk an. „Harre, meine Seele" klingt's. Und „Stern, auf den ich schaue" und „Lobe den Herren." Zweimal versuchen ein paar Kerle zu stören und zu spotten. Aber von den vielen reagiert keiner darauf. Sie sind gepackt. Da steht ein großer, alter Arbeiter. Er ist merklich bewegt. „Das ist wie in der Schulzeit", sagt er. Das ist ungeschickt ausgedrückt. Aber ich verstehe ihn: „Das klingt nach Heimat", meint er.

„Ich habe schon manche Arbeiterversammlungen besucht", hält mir nun wohl mancher Leser entgegen, „wo die Leute gar nicht so nett waren." Sehr wahr. Nur muß man bedenken: der Arbeiter der Volksversammlung ist ein ganz anderer als der, der er zu Hause ist. Wenn er auch hier wie dort sich als Glied der proletarischen Masse fühlt, zu Hause kommt eben doch die Seele zu Wort. In der Volksversammlung aber herrscht lediglich die Phrase. Gerade hierzu ein Erlebnis im letzten Sommer. Es war in einer Versammlung vor den Elternbeiratswahlen. Ich hatte mich zum Wort gemeldet und gesprochen. Darauf wurde ich von zwei mir gut bekannten Arbeitern — beide waren schon Abende in meiner Wohnung — derart angepöbelt, daß ich die Versammlung verließ, ohne weiter zu reden. Noch am Wahltage kommt der eine ganz freundlich zu mir und ist ziemlich fassungslos, als ich ihm zu verstehen gebe, zwischen uns sei doch einiges vorgefallen. Den andern treffe ich am nächsten Tag. Er grüßt, gibt mir die Hand, redet freundlich. Nun war ich fassungslos, bis ich verstand: der Arbeiter in der Volksversammlung ist ein ganz anderer als der zu Hause. In der Erkenntnis kann ich getrost Frieden schließen.

Nun höre ich schon die Frage: Und der Erfolg? Nun ja, Massenbekehrungen habe ich noch nicht erlebt, obwohl auch Erweckungen großen Stils Gott nicht unmöglich sind. Aber

„Die zarten Blumen gehn hervor."
„Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden."

Halte ich da z. B. einmal einen Waldgottesdienst (vorher angezeigt). Ganz einfach, ohne Kirchenrock, ein paar Posaunen. Da sehe ich so einen Freund vor mir in der Menge. Mit Frau, Schwager, Freund war er da. In die Kirche traute er sich noch nicht. Aber hier hörte er doch gern das Wort vom Kreuz. Und manch einer findet doch auch wieder den Weg zu Gotteshaus oder Bibelstunde. Am fruchtbarsten ist ja die Jugendarbeit. Ich bin der festen Überzeugung, daß mit einer klaren Jugendarbeit von unten her neue christliche Arbeitergemeinden aufgebaut werden können.

Und zum Schluß. Die Frage nach dem Erfolg ist doch töricht. Ich halte es mit dem lieben Vers, der neben meinem Schreibtisch hängt:

„Streu deinen Samen aus!
Dann laß Gott sorgen.
Er läßt ihn wachsen fein
zum Erntemorgen."

UNSERE SOZIALE AUFGABE

„Pastoral-Blätter", Jahrgang 71, 1928, Heft 6, Seite 321–326

Wirklich, diese Frage wirbelt in unseren Tagen genug Staub auf. Es ist nur gut, daß das Entscheidende, wie in allen anderen Fragen, so auch in dieser, bereits in der Bibel gesagt ist. Ich lese 1. Korinther 13 etwa so: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, eine soziale Rede nach der anderen hielte, die gewaltigsten Anklagen gegen unsere Gesellschaft vom Stapel ließe, wenn meine Predigt voll wäre des großartigsten ‚Verständnisses für die brennenden Nöte unserer Zeit' – und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse des verworrenen wirtschaftlichen und sozialen Lebens, und hätte alle Erkenntnis und Einsicht in die Pläne Gottes über unsere Zeit, daß mich nichts mehr Wunder nähme, weil ich alles als ‚Zeichen der Zeit' begriffe, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, ja, daß alle Not unserer Zeit mich nicht verwirrte – und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und verzehrte mich im aufreibendsten Wohlfahrtsdienst, ja, wenn ich ein Märtyrer des Sozialismus würde – und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze."

Paulus nennt die Liebe eine Frucht des Heiligen Geistes (Gal. 5, 22). Darum liegen die Anfänge unserer sozialen Betätigung in jedem Fall im Verborgenen, im „Kämmerlein", wo wir erschrocken, machtlos und demütig vor Gott im Staube liegen und betende Hände aufheben zu dem Vater, der den Heiligen Geist denen gibt, die ihn bitten (Luk. 11, 13).

Aber natürlich, dann geht's aus dem Kämmerlein heraus und hinein in unsern Bezirk. Da ist sofort die Frage nach der sozialen Aufgabe da.

Ich meine, das erste wäre, daß wir recht sehen lernten. Wir finden in unsern Gemeinden Kommunisten und Deutschnationale. Da sind Sektierer: Apostolische, Ernste Bibelforscher, Adventisten; da sind Freidenker und „Ausgetretene". Da sind auch Leute, die „noch" kirchlich sind. Haben wir nun etwas Rechtes gesehen? Nein, sage ich. Nun haben wir nur die Farbe der Menschen gesehen. Aber den Menschen selber noch nicht. Die Menschen hängen sich ein Mäntelchen um, und das Mäntelchen zieht uns an oder schreckt uns ab. Das ist nun die allererste soziale Aufgabe, diese Sympathie oder Antipathie zu überwinden und einmal zu sehen, wie denn der Mensch sei, der unter dem Mäntelchen steckt. Es wird heute gerade über den Arbeiter soviel geschrieben

— Freundliches und Unfreundliches —, bei dem man den Eindruck hat: Der liebe Schreiber sollte erst einmal den Arbeiter sehen, er hat leider nur sein Mäntelchen gesehen. Die Uniform des Rot-Front-Kämpfers ist etwas ganz anderes als der Mann, der drin steckt. Und der schwarze Sonntagsrock des „noch" kirchlichen Arbeiters verrät uns noch nichts über den Träger desselben.

Ehe ich mein erstes Amt antrat, sagte mir eine liebe Christin: „Hüte dich vor allem davor, Menschenverächter zu werden." Ich verstand das damals nicht. Aber heute, da ich Menschen gesehen habe, ist mir der Rat wichtig. Denn Menschen sehen, das ist nichts anderes, denn Einblicke tun in tiefe Schuld, in Haß und Streit, in Verbitterung und unsägliche Enge, in Dumpfheit und Kleinlichkeit, in Sünde und Schmutz. Wer Menschen sucht und sieht, der kommt irgendwann einmal in die große Anfechtung, Menschen-Verächter zu werden. Und darum ist's mit dem „Sehen" allein nicht getan. Man muß mit den Augen der Liebe sehen, mit den Augen der Liebe, die die brutale Wirklichkeit sieht und sich doch „nicht erbittern" läßt (1. Kor. 13, 5). Und das Auge der Liebe sieht und versteht, warum der Mensch in der engen Beschränktheit seines Lebens so dumpf und armselig wurde, warum er in der Tiefe des Volkes so verbittert und neidisch wurde, warum er auf den schlüpfrigen Wegen so schuldig wurde. Ja, die Liebe begreift, daß der Mann, der in unserm Talar so stattlich aussieht, ebensolch ein Mensch ist. —

Auch das Hören scheint mir eine außerordentlich wichtige soziale Aufgabe zu sein. Für uns Pfarrer ist sie nicht leicht. Das Reden lernen wir ja schon im Predigerseminar. Das Hören müssen wir ohne Anleitung lernen.

Vor kurzem hielt mich nach einer Beerdigung ein Arbeiter an und legte mit den üblichen Schlagworten gegen Gott, Kirche, Pfarrer usw. los. Ich unterbrach ihn und hielt ihm eine schöne apologetische Rede. Dann ging er. Ich sah ihm nach. Er ging, als trüge er eine unsichtbare Last. Und plötzlich verstand ich: der Mann hatte abladen wollen, und ich war nicht bereit gewesen. Da lief ich ihm nach und hörte ihn nun an. Es war ein Murren gegen Gott und aus dem Murren wurde ein Sehnen nach Gott, und dann kam ein erschütterndes Schuldbekenntnis und schließlich war's ein verzweifeltes Fragen nach Gott.

O, daß wir hören lernten!

Hören auf das, was uns nicht paßt. Es ist natürlich unerträglich, wenn der Proletarier vom früheren Kaiser als vom „Lehmann" spricht, wenn er gegen den Kapitalisten loslegt bar jeder Einsicht in wirtschaftliche Schwierigkeiten, oder wenn er von der Staatskirche als dem Büttel der herrschenden Gesellschaftsschicht faselt. Es ist natürlich, daß man empört auffährt, daß man sich so was verbittet. Natürlich ist das, aber

nicht göttlich. Die Liebe kann hören und schweigen. Die Liebe kann manchmal nicht mehr sein wollen als ein Schuttabladeplatz, wo verbitterte und verwilderte Herzen abladen können.
Ich meine sogar, es gehöre zu den sozialen Aufgaben des Pfarrers, daß er anhören kann, wenn man ihn selber beschimpft oder schilt. Der alte Engels in Nümbrecht hatte den Grundsatz: „Ich will mich nicht rechtfertigen." Es hat fast jeder in der Welt einen unter sich, an dem er sich, wie man zu sagen pflegt, „die Schuhe abputzen kann." Der Chef hat den Prokuristen, und der den Schreiber, und der lädt auf den Lehrling ab. Es gibt aber eine Menge anderer, die haben niemand. Die alten, einsamen Frauen, die kleinen Lehrlinge, Bauernknechte und Arbeiter. Was sollen die denn nun tun, wenn der Druck des Lebens zu stark ist oder wenn irgend ein Groll einen Sündenbock sucht? Ich meine, für solche hat Gott den Pfarrer hergesetzt. „Schuhputzer" zu sein, an dem die Niedrigsten zur Hebung ihres gesunkenen Selbstbewußtseins herumtreten dürfen — und das nicht leidend, passiv, sondern aktiv, fröhlich es bejahend — das ist ein nicht unwichtiges Stück unseres sozialen Dienstes.
Ich weiß wohl, daß manch einer, der bis hierher gelesen hat, ärgerlich wird und sagt: „Das sind ja alles Dinge, an die wir bei dem Thema zunächst gar nicht denken." Dem gegenüber sei nochmals nachdrücklichst betont, daß das Gesagte das Fundament unserer sozialen Betätigung darstellt. Und darum, weil man diese „geringen Dinge" mißachtet, haben wir heute so viel soziales Geschwätz und so wenig soziale Tat.
Aber nun soll doch auf das eingegangen werden, an was man zunächst denkt, wenn heute von unserer sozialen Aufgabe gesprochen wird.
Wir sehen heute zwei Linien sozialen Wollens in unsern Reihen. Das eine ist die Linie der Wohlfahrtsarbeit, die wir in der „Inneren Mission" sehen. Sie ist nicht die eigentliche Arbeit der Inneren Mission, nur ein Durchgangspunkt, ein zufällig mit ihr verbundenes Element, in keinem Fall aber je ihr eigentlicher Zweck. Das hat Wichern schon sehr klar ausgesprochen. Wir sehen da eine deutliche Entwicklung: Wichern — Fliedner — Bodelschwingh zu unsern modernen christlichen Anstalten und schließlich zu den evangelischen Wohlfahrtsämtern, wie sie in allen größeren Städten heute bestehen. Leider hat diese caritative soziale Arbeit im Laufe der letzten Jahre hie und da vergessen, daß sie nur „Durchgangspunkt" ist. Sie hat in der Zusammenarbeit mit Staat und Kommune eine Eigenentwicklung erlebt, die heute zur Krise wird. G. Bender spricht in seinem Buch: „Der soziale Gedanke und der Dienst am Evangelium" (Verlag der Mädchen-Bibelkreise, Leipzig) von einer „Überfremdung der innersten Ziele". In zwei Kapiteln redet er sehr

ernst von „der Krisis der Inneren Mission, die aus der Zusammenarbeit von Staat, Gemeinde und Innerer Mission erwächst." Und wie ernst stimmt das, was der Direktor des Rauhen Hauses, Fr. Engelke, schreibt. „In unserem Zeitalter versteht man unter ‚sozial' meist etwas ganz Utilitaristisches, Eudämonistisches, Humanitäres; nichts als Fürsorge für Schwache, Kranke und Elende. Die christliche Liebe hat immer der Schwachheit aufgeholfen, aber sie hat sich nie darin erschöpft. Heute kann man ‚sozial' sein ohne einen Funken von Liebe. Es gibt ja jetzt sogar ‚Sozialbeamte'. Ein Wort, das entweder seiner selbst spottet und weiß nicht wie; oder das eben dem Wort ‚sozial' eine ganz veränderte Bedeutung gibt. Da ist das Soziale keine Lebensmacht mehr, sondern das Ressort eines Beamtentums. Solche soziale Tätigkeit kann von christlicher Liebe himmelweit entfernt sein. Ja, sie lehnt zum Teil bewußt alle christliche Liebe ab. Sie glaubt die wahre Barmherzigkeit zu erfüllen, wenn sie den Begriff der Barmherzigkeit als eines Menschen unwürdig beseitigt. Hier wird alles verlegt auf ein Gebiet kühler Sachlichkeit. Davon, daß die Seele aller Barmherzigkeit die Barmherzigkeit mit der Seele ist, ist die soziale Tätigkeit weiter entfernt denn je, und damit fällt sie unter das Gericht des Wortes: ‚Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?' Die christliche Liebe, die von uns gefordert wird, können wir nicht ausüben, ohne im Namen dieser Liebe Forderungen zu stellen. Es gehört zu den verheerenden Wirkungen heutiger sozialer Fürsorge, daß sie nichts mehr fordert, sondern nur gibt. Die christliche Liebe greift durch alle sozialen und wirtschaftlichen Nöte hindurch nach einer anderen Not, die viel schwerer ist. Ganz gewiß ist es sozial, einem Arbeitslosen Arbeit, einem Wohnungslosen Wohnung, einem Erziehungsbedürftigen rechte Erziehung, einem Obdachlosen ein Asyl, einer unehelichen Mutter ein Heim zur Niederkunft zu geben. Das hat die christliche Liebe zu allen Zeiten getan; ja, sie ist dem Staat darin vorangegangen. Aber sie sieht hinter dem allen eine andere Not, die Not eines Lebens ohne Gott. Darum hat sie keine Ruhe bei dem Sozialen nach rein wirtschaftlichem Verständnis; sie will nicht nur der äußeren Not, sie will der inneren, der religiösen Not steuern."

Wir werden immer caritative soziale Arbeit treiben müssen. Aber wir werden dabei stets zu ringen haben, daß diese Arbeit nur „Durchgangspunkt" bleibe und daß sie andererseits nie von dem in 1. Korinther 13 gezeigten Fundament losgelöst werde.

Die andere Linie sozialen Wollens repräsentieren die „religiösen Sozialisten". Dies Wort sagt noch nicht sehr viel, da wir es mit einer vielgestaltigen Bewegung zu tun haben. Es ist eine Bewegung, deren Parolen gerade für uns Jüngere zunächst faszinierend sind. Man sieht das

Elend und die Not der proletarischen Massen. Man kann das schreiende Unrecht unserer sozialen Ordnungen mit Händen greifen. Ist es da nicht im Sinne Jesu, wenn wir uns auf die Seite der Entrechteten schlagen und ihren Kampf mitkämpfen? Und doch kann ich nicht anders, als zu dieser Bewegung „nein" sagen. Wohl kann uns Gott eines Tages Propheten schenken, die in Gottes Auftrag die Sünden der Zeit richten. Bis dahin aber haben wir den Auftrag, Evangelium zu verkündigen. „Ihr sollt meine Zeugen sein!" sagt Jesus. Man verwechsle doch nicht die Aufgabe des alttestamentlichen Propheten mit der eines neutestamentlichen Jesus-Zeugen. Nun machen die religiösen Sozialisten gar nicht den Anspruch, Propheten zu sein. Sondern sie machen sich einfach einer Verfälschung des Evangeliums schuldig, indem sie ihre sozialen Botschaften als Evangelium ausgeben. Man muß nur einmal so ein paar Predigten der religiösen Sozialisten lesen, um zu merken, wie die Verkündigung in Streit kommt mit dem vorangestellten Bibelwort. Wenn man über Jesaja 42, 1—8 (vom Gottesknecht) schließlich nicht mehr zu sagen weiß als: „Drum, so ist nun das Zeichen, dabei wir gewiß erkennen sollen, ob die Geburt des Herrn Christi bei uns kräftig sei: Wenn wir uns des Nächsten Not annehmen", dann sollte man getrost das Bibelwort weglassen. Denn das hat eine unchristliche Humanität auch schon lange gewußt. „Jesus will nur sozusagen Proletariat um sich haben. Mit diesem will er den Kampf wagen für das Reich Gottes." „Heute klingt es also nicht mehr wie Hohn, wenn man sagt: selig sind die Armen und die Hungernden und Dürstenden; denn sie sollen satt werden. Die Seligpreisung ist freilich immer noch eine Vorwegnahme, aber der Gläubige rechnet ja immer mit kurzen Zeitspannen. Und die Vorfreude, daß man bald zu Gesellschaftsbesitz gelangt, und daß dann der Reichtum nicht mehr die Seelen verderben, sondern befreiend und kulturfördernd wirken wird, bringt schon ein Stück Himmelsfreude auf die Erde." Das ist nicht das Evangelium für Zöllner und Sünder, sondern eine Botschaft für den fleischlichen Willen der Masse.

Gerade bei jüngeren Pfarrern liegt oft weniger Verfälschung des Evangeliums vor, als ein Ausdruck des Mitleids mit der Not des Proletariats. Denen sei eine kleine Anekdote von Schlatter erzählt. Auf einer theologischen Woche in Bethel hatte Schlatter in seinen Vorträgen über „Das Gott wohlgefällige Opfer" gesagt, daß wir mit unserm natürlichen Dasein hineingestellt seien in Gottes Willen, auch der Arbeiter mit seiner „seelenlosen Arbeit." Wo das begriffen werde, höre das Klagen über die seelenlose Arbeit auf. Dann folgte Diskussion. Ein junger Pfarrer einer Arbeitergemeinde knüpfte hier an und entrollte ein trostloses Bild von der schweren Arbeit seiner Bergleute. Da

springt Schlatter auf und ruft: „Das ist doch selbstverständlich, daß ihr Mitleid habt. Damit fängt die Arbeit ja an. Aber damit protzt man doch nicht."

Es ist nicht unsere soziale Aufgabe, mit Mitleid zu protzen.

Unsere soziale Aufgabe? Es war oben gesagt, daß es mit dem rechten Sehen und Hören anfangen muß. Und dann? Der Weg der religiösen Sozialisten ist ein Irrweg. Das Aufgehen in caritativer Tätigkeit ist Vorhofsarbeit.

Was nun? Wie löse ich meine soziale Aufgabe? So, daß ich dem Bruder das Evangelium gebe. „Dem Bruder." Das ist die Not Tausender, daß sie nichts gelten. In der Fabrik sind sie nur Nummern, in der Partei nur Stäublein der Masse. Das ist die soziale Aufgabe, daß jedes Gemeindeglied, jedes Kind und jeder verkommenste Mensch weiß: hier wirst du ganz ernst genommen. Hier bist du „Bruder". Wenn Bodelschwingh mit einem „Bruder von der Landstraße" Arm in Arm durch Berlin wandert, geht uns gleich die Puste aus. Das ist schlimm. Warum ist das nicht selbstverständlich? Man redet so viel vom deutschen Pfarrhaus. In den meisten Fällen ist das deutsche Pfarrhaus nichts als eine famose Einrichtung, um dem Pfarrer an der Wohnungsnot vorbeizuhelfen. Die meisten Gemeindeglieder kennen vom Pfarrhaus nur das Wartezimmer. Mit Leuten unseres Standes — sie mögen völlig ablehnend sein gegen Gottes Wort — unterhalten wir gesellschaftlichen Verkehr. Die dürfen bis ins Speisezimmer des „deutschen Pfarrhauses" vordringen. Für die andern heißt's: Draußen bleiben! Kurz: es ist uns einfach nicht ernst mit dem „Bruder". Und nun sei es einmal ausgesprochen: In so vielen Fällen ist das größte Hindernis für diese soziale Aufgabe, bei der der Pfarrer so recht der Freund der Seinen und sein Haus ein Friedensplätzlein für alle wird — die Pfarrfrau. „Die guten Möbel! Die Teppiche! Die schönen Fußböden!" Und der andere Feind ist unser übler Standesdünkel.

O, es wäre da viel zu sagen. Und es ist doch schon alles gesagt in dem einen: „. . . Und hätte der Liebe nicht . . ."

Dem Bruder das Evangelium bringen, ist unsere soziale Aufgabe. Das Evangelium! Das ist die sehr schlichte und doch gewaltige Botschaft: „Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen." Sie wollen's nicht hören? Nein, gewiß nicht, wenn's der Pfarrer dem Laien sagt. Aber sie werden's ganz gewiß hören, wenn's der Bruder dem Bruder sagt. Denn der Bruder wird in großer Liebe sehen, wo bei dem andern die Tür offensteht. Und er wird's ihm so sagen, daß er's fassen kann. Ich habe einmal eine Predigt gehört, in der ein Pfarrer sich mit den Einwänden der Naturwissenschaft gegen den Auferstehungsglauben aus-

einandersetzte. Und das war auf dem Dorfe während der Heuernte. Nun hatten die Bauern wenigstens einen gesunden Schlaf profitiert. Solche Predigt aber ist einfach lieblos und unsozial. „Laß die Zungen brennen, wenn wir Jesum nennen!" Dann werden sie schon hören auf die frohe Botschaft. „Ja, aber sie kommen nicht in die Kirche", lautet der Einwand. Gut, dann laßt es uns doch sagen in den Wohnungen und auf der Straße. Ich weiß aus eigenster Erfahrung: sie nehmen es an. Und wenn das geschieht, daß Menschen die Gnade Jesu annehmen im Glauben und in seine Gewalt kommen, da brauchen wir uns dann um das Äußere nicht so ängstlich zu sorgen. Denn die nehmen es an als frohe Gewißheit: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln."

WAHRE UND FALSCHE MODERNITÄT UND POPULARITÄT IN DER VERKÜNDIGUNG

Pastoralblätter 1930 (gekürzt)

Das ist die Forderung, die beständig an uns gestellt wird: Wir sollen modern und populär sein in unserer Verkündigung. Und wir sehen, wie die einen sich gegen diese Forderung heftig sträuben und sich damit isolieren, und wir sehen andere, die dieser Forderung so willig nachgeben, daß ihre Verkündigung eben keine Verkündigung mehr ist. Wir müssen zunächst fragen: Was heißt denn Modernität und Popularität? Wenn wir von Popularität sprechen, dann denken wir dabei an den Mangel unserer Hörer. Einer, der populär redet, hat begriffen, daß die Menge der Hörer ein nur begrenztes Sehfeld hat, und er stellt sich in seiner Rede auf diese Armut ein.

Bei dem Worte Modernität denken wir an den geistigen Besitz der Hörer. Sie sind Kinder ihrer Zeit, und das, was ihre Zeit ihnen gibt, ist ihr Besitz. Wer mit diesem, aus der Gegenwart gegebenen Besitz der Hörer zu rechnen versteht, spricht modern.

Es taucht nun zunächst die Frage auf: Darf unsere Verkündigung überhaupt danach streben, modern und populär zu sein? Von zwei Seiten her wird uns das bestritten. Erstens von der Praxis der homiletischen Ausbildung. Ich erinnere mich jener Stunde, als ich im homiletischen Seminar einen Text bekam mit dem Auftrag, hierüber eine Predigt auszuarbeiten. Auf die Frage, wie ich mir denn meine Gemeinde vorzustellen hätte, als Beamte, Industriearbeiter, Bauern oder Regierungsräte, wurde mir die Antwort: „Das ist ganz gleichgültig, machen Sie nur erst mal Ihre Predigt." Es wurde also bewußt verzichtet auf die Fragen: Was ist denn der vorhandene geistige Besitz der Hörer? und: Inwieweit bin ich beschränkt durch die geistige Armut der Hörer? Also bewußter Verzicht auf Popularität und Modernität. Vielleicht ist allerdings in diesem Falle der Verzicht weniger auf eine klare Überlegung als vielmehr auch auf eine geistige Armut zurückzuführen.

Von einer anderen Seite her wird viel ernster bestritten, daß die Verkündigung modern und populär sein soll: Von einer Theologie, die uns sagt: Das Wort! Das Wort! Verkündige einfach das Wort, das schon irgendwie einen Weg sich selber bahnen wird. Aber mache nur du dich nicht anheischig, dies Wort durch das Schielen nach dem Hörer wirkungsvoller machen zu wollen.

Gegen diese Bestreitung wenden wir ein Doppeltes ein.

1. Die eigene Erfahrung. Auch uns traf „das Wort" nur, sofern und soweit es für uns populär und modern wurde, d. h. sofern es uns in

unsrer Gedankenarmut verständlich wurde und uns mit unserm geistigen Besitz erfaßte und traf.

2. Die apostolische Praxis. Wir werfen einen Blick auf die Predigttätigkeit des Paulus. Da ist zunächst zu sagen, daß Paulus einen Grundsatz aufgestellt hat, 1. Korinther 9, 19—23, zusammengefaßt in dem Sätzlein „Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich ja etliche selig mache."

Und nun haben wir vier Reden des Paulus, die wir unter unserem Gesichtspunkte ansehen wollen. Da ist zunächst Apostelgeschichte 13, 16 ff. Dort spricht Paulus zu der Synagogen-Gemeinde. Der geistige Besitz waren die Schrift, die Geschichte des Volkes Israel und die Verheißungen Gottes. Die Frage, die sie bewegte, war die Frage nach der Gerechtigkeit. Man lese diese Rede durch, um zu sehen, wie Paulus an diesen Besitz der Gemeinde anknüpft und im Evangelium die Antwort auf die Frage der Gemeinde nach der Gerechtigkeit gibt: „Wer an diesen glaubt, der ist gerecht", Vers 39.
Die nächste Rede des Paulus ist die Rede auf dem Areopag (Apg. 17, 22 ff.). Hier redet Paulus nicht von den Verheißungen Gottes und nicht von seinen Bezeugungen in Israel. Das sind Dinge, die nicht im Blickfeld der Athener standen. Dagegen knüpft er an an den geistigen Besitz der Athener. Er spricht von ihren Altären und ihren Poeten.
Die dritte Rede steht Apostelgeschichte 22. Das ist die große Rede, die Paulus von den Stufen der Burg zu seiner Rechtfertigung vor dem Volke hält. Hier vor der Masse setzt er weder die Schrift noch die Poeten voraus. Er macht es wie der moderne Massenevangelist: Er legt ein Zeugnis ab und erzählt eine Bekehrungsgeschichte.
Die nächste Rede steht Apostelgeschichte 26. Da steht Paulus vor Festus und Agrippa. Das waren zwei Männer, die erfüllt waren von der Frage nach der Macht. Darum spricht Paulus hier davon, daß Christus der Mächtigste sei.
Diese kurze Übersicht zeigt, daß Paulus durchaus bemüht war, in seiner Verkündigung populär und modern zu sein. Er sprach nicht von Dingen, die den Leuten unverständlich waren. Dagegen knüpfte er seine Reden immer da an, wo im Bewußtsein seiner Hörer etwas vorhanden war.
Wer in seiner Verkündigung auf Popularität und Modernität verzichten will, der hat 1. Korinther 13 nicht verstanden, denn die Liebe gebietet, das Evangelium so zu verkündigen, daß es dem Hörer faßbar wird.
Unsere Verkündigung muß also populär sein, sie hat herabzusteigen zur geistigen Armut des Hörers. In dieser Beziehung entstehen für uns

heute ganz besondere Aufgaben. Die moderne Schule hat so viel experimentiert, daß jetzt eine Generation heranwächst, die weithin des primitivsten Wissens ermangelt. Ich habe eine Reihe von Schülern daraufhin einmal geprüft. Sie wußten weder, wieviel Erdteile es gibt, noch, wer Napoleon sei, noch zu welchem Lande Hamburg gehöre. Und unter diesen Schülern waren Gymnasiasten. Als ich nach dem deutschen Fußballmeister fragte, wußten alle Bescheid. — Rechnen müssen wir auch mit der außerordentlich geringen Bibelkenntnis. Ich habe Konfirmanden, die aus 5 verschiedenen evangelischen Schulen kamen, nach der Geschichte vom verlorenen Sohn gefragt und keiner kannte sie. Es wird ja nicht überall in dieser Beziehung so trübe aussehen. Aber dadurch, daß die moderne Schule mehr Erziehungsschule als Lernschule sein will, wird der geistige Besitz des Volkes verkleinert. Auch dadurch, daß heutzutage der Beruf den Menschen ungeheuer in Anspruch nimmt, wird eine gewisse Verarmung des geistigen Lebens herbeigeführt. Wer in der Arbeit der Inneren Mission steht, weiß genau, daß man zu Artisten, Kellnern, Straßenbahnern usw. nur in ihrer Sprache reden kann. Und überhaupt: Wir Akademiker überschätzen in unserer Verkündigung gar zu leicht das Fassungsvermögen unserer Zuhörer. Ich habe Predigten in Arbeitergemeinden gehört, die als Vorlesung auf einer Volkshochschule ganz hübsch gewesen wären, die aber über die Köpfe der Mehrzahl der Gemeindeglieder einfach hinweggingen.

Wenn wir populär sein wollen, müssen wir auch rechnen mit der geringen Konzentrationsfähigkeit des modernen Menschen. Das moderne Tempo, das Vielerlei unserer Zeitungen, das Kino und die tausend starken Eindrücke der letzten 15 Jahre haben den modernen Menschen unfähig gemacht, sich längere Zeit auf eine größere Gedankenreihe zu konzentrieren. Darum muß unsere Verkündigung viel kürzer sein als die vergangener Zeiten. Beim Großstädter hört die Aufnahmefähigkeit nach 20 Minuten auf. Darum darf unsere Verkündigung nicht mit einem Gedanken anfangen, der im Laufe einer halbstündigen Predigt zu Ende geführt ist, sondern unsere Predigt muß in Gruppen von kleineren Gedankenreihen gegliedert sein. Daher haben auch die Beispiele und packenden Erzählungen in der modernen Evangeliumsrede ihre große Bedeutung.

Unsere Verkündigung muß modern sein, d. h. sie muß rechnen mit dem geistigen Besitz der Zuhörer. Das gilt sowohl für die Gestaltung der Form als auch für den Inhalt, für die Fragestellung. Sprechen wir zunächst von der Form. Da gibt es ein modernes Schlagwort, welches in treffender Weise den Geist unserer Zeit kennzeichnet. Dies Wort heißt Sachlichkeit. Vielleicht erreicht unsere Kirche darum weithin nur noch Kinder und Greise, weil sie vielfach mit Gemütswerten operiert, die

dem modernen Menschen einfach lächerlich sind. Die Form der Rede muß sachlich sein. In früheren Zeiten war der Schmuck eines Hauses eine reiche Ornamentik. Die moderne Bauweise ist sachlich, d. h., sie verzichtet auf allen Stuck. Der Schmuck des Gebäudes ist die überzeugende Gliederung der Baumassen. So soll es auch für unsere Rede gelten. Der Schmuck unserer Rede sei nicht eine blütenreiche Sprache, sondern eine überzeugende Gliederung der zu verkündigenden Tatsachen. Noch vor 8 Jahren erklärte mir ein bedeutender Kanzelredner: „Es ist sehr wichtig, junger Freund, daß Sie in Ihrer Predigt die Übergänge von einem Teil zum andern möglichst reich gestalten, daß in Ihrer Predigt keine abrupten Übergänge entstehen." Solcher Rat ist heute völlig überholt. Schlagen wir den Stuck herunter und lassen wir eine klare überzeugende Gliederung so hervortreten, daß sie dem Hörer völlig durchsichtig wird. Auch die Sprache muß sachlich sein. Ich kenne einen Prediger, dem vor 20 Jahren alles zulief, weil er eine so gewaltige Stimme hatte. Heute wirkt das Pathos dieses Mannes nur noch lächerlich. Und ich weiß von einem anderen Pfarrer, der noch vor einigen Jahren die Gemüter der Gemeinde dadurch heftig bewegte, daß er hie und da auf der Kanzel zu weinen anfing. Vor einem Jahr kamen zu diesem Pfarrer eine Schar junger Männer und sagten ihm: „Wir hören Sie ja ganz gerne, aber wenn Sie noch einmal weinen, können wir nicht mehr kommen. Das ist peinlich." Sachlich sei die Sprache. Auch die Themastellung, namentlich der evangelistischen Rede, muß sachlich sein, d. h. sie darf nicht Falsches versprechen. Wenn man irgendein sensationelles Thema nimmt, das nachher nur als Sprungbrett für allerlei anderes benutzt wird, dann schafft das nur Verärgerung, aber nicht Bereitschaft zum Hören. Und sachlich müssen die Ausführungen sein. Es gibt eine Theologie, die sagt „Auferstehung" und meint nicht „Auferstehung". Solche Dinge sind dem modernen Menschen unerträglich. Man spreche so, daß auch der primitivste Mensch weiß, was nun eigentlich gemeint ist. Auch in der Beziehung wird häufig gesündigt, daß man irgendeine moderne Not anschneidet, etwa die Ehenot oder die Lage der Arbeitslosen, und anstelle einer Antwort und Lösung nur einige verlegene fromme Worte macht. Es ist kein Unglück, wenn wir auch einmal eine Ratlosigkeit zugeben. Aber das ist ein Unglück, wenn wir dem Menschen in seiner Not ein Bibelwort geben, mit dem er nichts anfangen kann.

Wenn es wahr ist, daß unsere Verkündigung heute sachlich sein soll, dann ist damit zugleich gesagt, daß die Evangelien mehr als je auf den modernen Menschen zugeschnitten sind. Denn es gibt keine sachlichere Berichterstattung als die der Evangelien.

Fassen wir also zusammen: Populär und modern sei unsere Verkündi-

gung, weil die Liebe uns treibt, das Evangelium so zu sagen, daß es verstanden wird. Aber ganz gewiß gibt es auch falsche Popularität und Modernität. Die beginnt dort, wo nicht mehr die Liebe zum Evangelium und zum Hörer das Dominierende ist, sondern die Liebe des Redners zu sich selbst. Also: ich will populär und modern sein, um die Herzen für das Evangelium zu gewinnen. Aber falsch ist es, wenn ich populär und modern verkündige, um ein beliebter und viel besuchter Prediger zu sein. Das ist falsch, wenn Popularität und Modernität Selbstzweck werden, unter dem das Evangelium verschwindet. Das ist falsch, wo um der Popularität und der Modernität willen das Evangelium verkürzt wird. Paulus sagt da zwei sehr klare Worte: 1. Korinther 1, 23: „Wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit", und 1. Korinther 2, 1–2: „Auch ich, liebe Brüder, der ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten und hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch als allein Jesus Christus den Gekreuzigten." Also das ist falsche Modernität, wo das Ärgernis des Kreuzes schmackhaft gemacht werden soll. Das ist falsche Popularität, wo die Predigt den Beifall der Menge erregt und nicht mehr die Gewissen trifft. Wohl uns, wenn wir so modern und populär reden, daß das Kreuz Christi begriffen wird. Wehe uns, wenn wir so populär und modern reden, daß das Kreuz als Gericht und Gnade verdunkelt wird. Es gibt eine Verkündigung, die ist bereits Gericht Gottes.

„Sie werden sich selbst Lehrer aufladen, nach denen ihnen die Ohren jücken." Das werden Prediger sein, die im höchsten Maße modern und populär sind und doch eine „Last", ein Spott Gottes. In alter wie in neuer Zeit ist solche falsche Popularität und Modernität nicht vermieden worden. Wir kennen alle die Predigten und Evangelisationen, wo der Zuhörer seelisch erregt und aufgepeitscht wurde, aber das Gewissen blieb ungetroffen. Oder ich denke an manche moderne Verkündigung, wo man sucht, mit irgendwelchem sozialen oder problematischen Gerede den Beifall der Menge zu erringen und damit die Zeugenstellung aufgab.

Fassen wir alles zusammen: Wir brauchen mehr denn je die göttliche Ausrüstung des Heiligen Geistes. Der befestigt uns so im Evangelium, daß wir lieber sterben, als daß wir auch nur ein Stücklein der Botschaft um des Zeitgeistes willen aufgeben. Der gibt uns aber auch die Liebe, die unermüdlich darum ringt, die offene Türe zum Herzen des anderen zu finden, und die der Losung nicht müde wird: „Wir wollen auf sein Kreuz solange weisen, bis es durch ihre Herzen geht."

Als 1933 Hitler an die Macht kam und das „3. Reich" begann, war Wilhelm Busch schon als Nachfolger des gesegneten Pastors Weigle Jugendpfarrer in Essen und Leiter des großen Jugendhauses „Weigle-Haus".

Das „3. Reich" brachte für die Evangelische Kirche schwere Anfechtungen. Auf der einen Seite kam die Bedrohung aus den eigenen Reihen durch die „Deutschen Christen", die evangelischen Glauben mit nationalsozialistischer Ideologie verbinden wollten und damit die Reinheit des Evangeliums und die Freiheit der Kirche aufs Spiel setzten. Daneben standen die Versuche einiger Wirrköpfe, eine artbewußte deutsche Religiosität zu schaffen, indem sie sich an alte germanische Mythen anlehnten, dabei den christlichen Glauben wegen seines „jüdischen Ursprungs" radikal ablehnten.

Außerdem bedrohten aber auch die massiven Eingriffe des Staates die Freiheit der Kirche in ihrer Verkündigung. Eines der Hauptziele staatlicher Eingriffe war die kirchliche Jugendarbeit und die Arbeit der CVJM.

Wilhelm Busch schloß sich der „Bekennenden Kirche" an, die um die Freiheit der Kirche und ihrer Verkündigung kämpfte. Dieser Kampf geschah in großen Bekenntnisversammlungen, Vortragswochen und auch Kampfschriften. Wilhelm Busch verfaßte eine Reihe von flugblattartigen Kampfschriften. Ziel dieser Schriften war es, den angefochtenen Gemeinden zu helfen.

So war das Alte Testament aus der antisemitischen Haltung des „3. Reichs" heraus eines der Ziele vieler Angriffe. Brauchte die Kirche das Alte Testament noch oder war es nur ein Judenbuch? Es galt, Klarheit zu schaffen, daß das Alte Testament Gottes Wort war und blieb. Und heute noch kann uns Wilhelm Buschs Aufsatz über das Alte Testament Freude schenken und Mut machen, in diesem Buch zu lesen und Gottes Wort zu hören.

Mehrmalige Verhaftungen und Redeverbote waren die Antwort des Staates auf seine Reden und seine Schriften.

WAS TUN WIR MIT DEM ALTEN TESTAMENT?

„Sonderdruck" (gekürzt), 1935

Eines Tages besuchte mich ein Dozent für Altes Testament. Er kam von einem Orientalistenkongreß in B. und wollte bei der Gelegenheit das Ruhrgebiet sehen. Dabei war er an mich geraten.
Ich führte ihn durch die Arbeiterviertel, über Zechenplätze, durch die Fabrikwerke. Da kam gerade ein alter pensionierter Bergmann des Weges. Ein köstliches Original! Er stammte aus Ostpreußen. Ich sagte: „Herr Doktor, da kommt ein Mann aus meiner Gemeinde, den müssen Sie kennenlernen." Dann begrüßen wir ihn, und ich erkläre dem Alten: „Das ist ein Professor. Der lehrt die Studenten das Alte Testament kennen."
Da schaut der Alte den Dozenten an und sagt: „Dann wünsche ich Ihnen wohl, daß Ihnen das Alte Testament das ist, was es mir geworden ist."
Der Herr Doktor fragt erstaunt: „Was bedeutet Ihnen denn das Alte Testament?" Da richtet sich der Alte auf und sagt mit großem Nachdruck den Satz aus dem 119. Psalm: „Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, wäre ich vergangen in meinem Elend." Dann nimmt er die Mütze ab, grüßt und geht davon. Und der Dozent für das Alte Testament schaut ihm nach und sagt: „Heute habe ich die beste Vorlesung über das Alte Testament gehört."
Sehen Sie meine Ausführungen nicht so an, als wenn ich hier eine Lanze brechen wollte und müßte für das Alte Testament. Gottes Wort braucht von uns nicht verteidigt zu werden. Wenn wir davon reden, dann handelt es sich nicht um eine Apologie, um eine Verteidigung, sondern nur um ein Zeugnis. Und ich möchte mich den Worten des alten Mannes anschließen: „Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, wäre ich vergangen in meinem Elend." Sehen Sie meine Worte an als ein Zeugnis vom Alten Testament.
Es ist nun einmal so, daß es dem lebendigen Gott gefallen hat, zu uns zu reden durch dies Buch, durch die Bibel Alten und Neuen Testaments. Und wenn ich die Bibel aufschlage, dann geht es mir so, wie es mir ging, als ich im Feld Telephonist war. Da hatten wir einen sehr unansehnlichen, mitgenommenen Apparat. Nun hatte ich eines Tages mühsam die Verbindung hergestellt aus der Feuerstellung mit dem Regimentsstab und wartete auf den Befehl des Kommandeurs. Da kommt einer daher und sagt: „Was hast denn du für einen Apparat?! Der ist ja jämmerlich! Der ist einer deutschen Armee unwürdig!" Ich erwiderte nur: „Halt den Mund! Ich habe jetzt keine Zeit, auf dich zu hören.

Ich muß hören, was am andern Ende der Leitung gesagt wird."
So ist es, wenn ich das Alte Testament aufschlage. Da muß ich hören, was am andern Ende gesagt wird. Da redet nämlich Gott. So oft ich meine Bibel aufschlage, ist dies die Lage: „Rede, Herr, dein Knecht hört."
Der Angriff gegen das Alte Testament auf allen Fronten, den wir heute erleben, ist nichts anderes als die Frucht einer gottlos gewordenen Universitätstheologie, die nicht mehr hören wollte, was Gott hier redet, sondern die glaubte, an dem „Telephonapparat" herumkritisieren zu müssen.
Aber nun ist es so, daß auch wir, die wir das Alte Testament liebhaben, eben doch mitten in unserer Zeit stehen. Ich bin Jugendpfarrer in Essen. Und da kommen viele junge Menschen zu mir mit dem, was sie gegen das Alte Testament gehört haben. Und die Nöte sind sehr groß. Da muß ich auf ihre Fragen eben doch immer wieder eingehen. So möchte ich es auch jetzt tun. Sehen Sie es aber bitte — es sei noch einmal gesagt — nicht so an, als wenn ich damit das Alte Testament verteidigen müßte. Das wäre eine Gotteslästerung.
Ich will aus diesen Fragen einige herausnehmen. Der Hauptvorwurf gegen das Alte Testament ist: „Dies Buch verherrlicht die Juden."
Nun, das kann nur jemand sagen, der das Alte Testament tatsächlich nicht kennt. Dies Buch verherrlicht das jüdische Volk und die jüdische Rasse??? Ich will nur ein Beispiel für tausende herausgreifen. Der Prophet Jesaja sagt einmal im 1. Kapitel: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt's nicht, und mein Volk vernimmt's nicht. O weh, des sündigen Volkes, des Volks von großer Missetat, des boshaften Samens, der verderbten Kinder, die den Herrn verlassen, den Heiligen in Israel lästern, zurückweichen!" Es ist in der ganzen Welt so, daß, wenn man einen Menschen einen „Ochsen" nennt, das eine ganz große Beleidigung ist. Wenn ich einen Menschen einen Ochsen nennen würde, würde er mich wahrscheinlich vor Gericht bringen. Und das mit Recht! Und wenn ich einen Menschen einen „Esel" nennen würde, so würde er mich mit Recht zur Rechenschaft ziehen. Und hier sagt ein Prophet des Alten Bundes: „Ich nenne euch nicht Ochse und Esel, denn das wäre eine Beleidigung dieser Tiere. Ein Ochse kennt wenigstens seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt's nicht, und mein Volk vernimmt's nicht." Dieses Buch, das Alte Testament, richtet in gewaltiger Weise die Sünden Israels, wie es die Sünden der ganzen Welt richtet. Es zieht seine Sünden ans Licht. Man muß die Propheten gelesen haben. Dann bleibt einem der törichte Satz in der Kehle stecken: „Hier wird das Judenvolk verherrlicht."

Oder ich denke an die Lebensgeschichten, zum Beispiel an David. Denkt nur, es würde einer eine Lebensgeschichte schreiben, etwa über Bismarck, und er würde anfangen, alle Sünden Bismarcks aufzuzählen. Da würde man sagen: „Das hättest du nicht tun sollen!" Es würde das auch keiner tun. Und nun schreibt da ein Mann die Geschichte Davids und zählt auch alle Sünden Davids auf. Dies Buch schildert, wie dieser König David zum Mörder und Ehebrecher wird. Dies Buch will das jüdische Volk verherrlichen?! Es geht um etwas ganz anderes als um die Verherrlichung des jüdischen Volkes!

Das Alte Testament verherrlicht nicht das jüdische Volk, es verherrlicht überhaupt keinen Menschen. Die Bibel verherrlicht nur einen einzigen, nämlich den lebendigen Gott. Ich lese aus Jesaja einen kleinen Abschnitt, aus Jesaja 2: „Denn der Tag des Herrn Zebaoth wird gehen über alles Hoffärtige und Hohe und über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde; auch über alle hohen und erhabenen Zedern auf dem Libanon und über alle Eichen in Basan, über alle hohen Berge und über alle erhabenen Hügel, über alle hohen Türme und über alle festen Mauern, über alle Schiffe im Meer und über alle köstliche Arbeit, daß sich bücken muß alle Höhe der Menschen und sich demütigen müssen, die hohe Männer sind, und der Herr allein hoch sei zu der Zeit." Das Alte Testament und das Neue Testament sind ein gewaltiger Lobpreis auf den lebendigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, „daß sich bücken muß vor ihm alles, was Mensch heißt".

Der zweite Vorwurf, der heute gemacht wird, ist: „Das Alte Testament ist ein unsittliches Buch." Immer wieder tritt mir das entgegen, wenn ich mit Menschen über das Alte Testament spreche: „Aber sehen Sie mal, da stehen furchtbare Geschichten drin, von Noah, wie er sich betrinkt, von einem David, der zum Ehebrecher und Lügner und Mörder wird. Da steht die Geschichte von Lots Töchtern, die Blutschande treiben. Das ist doch ein unsittliches Buch."

Ja, diese Sachen stehen in der Bibel. Und nun lassen Sie mich das eine sagen: Es steht keine Sünde in der Bibel, die nicht bis zu dieser Stunde in Deutschland verübt wird. Es gibt auch in Deutschland Trunkenbolde, die ihre Menschenwürde vergessen. Es gibt auch in Deutschland Söhne, die ihre Väter verhöhnen, und Töchter, die von ihren Eltern als den „Alten" sprechen, die nicht mehr ernst zu nehmen seien, wie der eine Sohn Noahs tat. Es gibt auch in Deutschland Blutschande. Es gibt in Deutschland Männer, die vor dem Feind nicht gezittert haben und in der Etappe zu Ehebrechern wurden. Es ist keine Sünde genannt im Alten Testament, die nicht — Gott sei's geklagt — auch in unserem Volke vorkäme. Aber ich habe in unserem lieben deutschen Volk viele gefunden, die diese Sünden verherrlichen oder verschweigen.

Die Bibel aber spricht von diesen Sünden so, daß sie ins Licht Gottes gestellt werden. Warum sind diese Dinge in der Bibel gesagt? Aus einem dreifachen Grunde:

1. Sie sind in der Bibel genannt, um das Herz des Menschen aufzudecken. Wir tun ja dauernd miteinander, als wenn wir gut wären. Es ist so wichtig, daß unser Herz aufgedeckt wird, wie es wirklich ist. Wir sind alle miteinander erlösungsbedürftige Leute, ein David so gut wie wir.

Und diese Geschichten stehen 2. darum in der Bibel, damit gezeigt wird, wie Gott darüber denkt. Gott hat diese Männer sein Gericht erfahren lassen. Wir leben in einer Zeit, in der man die Sünde leicht nehmen will. Die Verachtung der Eltern, den Mißbrauch des Sonntags, die Unkeuschheit, die Trunksucht — man will diese Dinge verharmlosen. Und da steht nun im Alten Testament, daß „Gottes Zorn entbrennt über alles ungerechte Wesen der Menschen".

Und diese Geschichten stehen 3. darum in der Bibel, um uns Mut zu machen. Einem aufrichtigen Menschen wird es leicht geschehen, daß er an sich verzweifelt. Da ist es ein großer Trost, daß ein David vom Herrn geliebt wurde trotz seiner Sünden, als er Buße tat, und daß von seinen Heiligen keiner ohne Tadel ist. Das ist ein Ruhm der Gnade Gottes, daß er mit solchen Leuten sein Werk treibt und sein Reich baut. Ein Ruhm der Gnade Gottes! Es ist sehr tröstlich im Alten Testament zu sehen, daß solch ein David auf Grund der freien Erwählung der Gnade Gottes doch der Geliebte Gottes war.

Der dritte Vorwurf, der gegen das Alte Testament erhoben wird, ist: „Der Gottesbegriff des Alten Testaments, der Jahwe, ist für uns untragbar." Sehen Sie, das ist das, was mich so übernommen hat, als ich das Alte Testament anfing zu lesen: Hier handelt es sich ja gar nicht um einen Gottesbegriff, den ich annehmen oder ablehnen könnte nach Belieben. Hier handelt es sich um den lebendigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, den Vater Jesu Christi. Der erteilt allerdings Befehle. Es ist sehr bequem, wenn ich sage: „Ich höre Gott im Rauschen meines Blutes." Der Gott tut mir nichts, der verlangt auch nichts. Aber der lebendige Gott verlangt etwas von mir. Das hat mir das Herz abgewonnen, daß dieser Gott etwas von mir verlangte, daß dieser Gott mich ganz will. Da ist der Beweis, daß er wirklich Gott ist.

Und dieser Gott richtet Sünde. Jawohl, das tut er! Unser Gott ist nicht der alte Großvater mit dem langen Bart, wie ihn unsere Märchenbücher schildern; nicht ein bequemer Gott, den ich in der Natur erfühlen kann. Unser Gott ist ein Gott des Gerichts — ob uns das paßt oder nicht. Darum stehen wir nicht vor einem alttestamentlichen Gottesbegriff, über den wir uns unterhalten können, sondern hier stehen wir vor dem

Lebendigen und sind gefragt, ob wir „ja" sagen wollen zu ihm oder ob wir den Kampf gegen ihn aufnehmen wollen.
Nun möchte ich diesen Teil abbrechen und nicht nur die Gegner des Alten Testaments zu Wort kommen lassen, sondern möchte Ihnen ein wenig sagen von Wegen ins Alte Testament. Ich möchte Ihnen Mut machen, daß Sie anfangen zu lesen. Und darum möchte ich Ihnen einige Wege zeigen hinein ins Alte Testament, so wie man in einen dichten Urwald Pfade haut, daß man sich zurechtfinden kann.
Der erste Weg ist der, daß wir das verstehen, was ich vorhin sagte. Das Alte Testament zeigt uns Gott und verherrlicht den lebendigen Gott. Es ist ein großer Irrtum, wenn man meint, der Gott des Alten Testaments sei ein anderer Gott als der im Neuen Testament. Man sagt: im Alten Testament sei ein Rachegott gezeigt, im Neuen Testament der Gott der Liebe. Nein, es handelt sich hier um denselben Gott, den Vater Jesu Christi. Das ist Jahwe. Ich kann auch im Neuen Testament genug Stellen nennen, die den heiligen Ernst dieses Gottes zeigen. Ich denke an die Geschichte von Ananias und Saphira. Dies Wort: „Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen" ist aus dem Neuen Testament.
Und umgekehrt sind im Alten Testament viele Stellen, die uns Jahwe als Gott der Liebe zeigen. Es kam zu mir mal ein Mann und sagte: „Taufen Sie mein Kind." „Ja, gern." „Aber, nicht wahr, Sie nehmen keinen Tauftext aus dem Alten Testament. Mit dem jüdischen Rachegott haben wir nichts zu tun." Ich fragte: „Was meinen Sie zu diesem Wort: ‚Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.'" „Ja", sagte er, „das ist ein feines Wort." „Nun, das steht im Alten Testament." Dieser Gott, an dem sich unser ganzes Lebensschicksal entscheidet, der die Quelle des Lebens ist, den finden wir auch in den Blättern des Alten Bundes. Und wenn Sie im Alten Testament lesen wollen, gehen Sie einmal dem nach: was tut Gott hier und wie ist Gott?
Der zweite Weg ins Alte Testament ist der, daß man die Stellung Israels begreifen lernt. Es hat Gott gefallen, sich aus der gefallenen, verlorenen Welt ein Eigentumsvolk zu erwählen. Das ist wunderbar. Gott sieht die Welt so furchtbar in ihrer Sünde, daß ich verstehen könnte, wenn Gott die ganze Welt verworfen hätte. Das tut Gott nicht, sondern er erwählt sich ein Eigentumsvolk. Dazu erwählte er Israel und machte mit diesem Volk einen Bund. Aber diesen Bund zerbrach Israel, tausendfältig, millionenfältig. Gott ist ein geduldiger, barmherziger Gott. Er schickte Propheten, er rief, er lockte, er mahnte. Die töteten sie. Er schickte seinen Sohn. Den kreuzigten sie. Da ist der Bund zerbrochen.

Weil aber Gott seinen Plan nie aufgibt, darum hat er Israel verworfen bis zum Ende, wo Er es wieder wird sammeln. Bis dahin hat Er sich ein neues Eigentumsvolk erwählt, nun nicht mehr gebunden an eine Nation. Das neue Israel ist die Gemeinde Jesu Christi, aus allen Völkern, Sprachen und Zungen. Wer an Jesus Christus gläubig geworden ist von ganzem Herzen, der steht in dem neuen Eigentumsvolk. Ihm gehören der Bund, die Verheißungen, die Gnade. Nun wird für uns, für mich, der ich an Jesus Christus gläubig geworden bin durch Buße und Bekehrung, der ich zum Volk Gottes gehöre, für mich wird das Alte Testament ein instruktives Buch, weil ich nun sehe, wie Gott mit „seinem Volk" umgeht. Das Israel des Alten Bundes ist ein Vorbild des Volkes Gottes im Neuen Bunde durch Jesus.

Sagt mir neulich einer: „Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges ist doch wichtiger als vorderasiatische Kriegsgeschichten." Da habe ich erwidert: „Da hast du recht. Wenn das Alte Testament eine Sammlung vorderasiatischer Kriegsgeschichten wäre, wollte ich es wohl gern in den Ofen stecken. Aber hier handelt es sich um die Kämpfe des Volkes Gottes. Diese Kämpfe kämpft das heutige Volk Gottes auch mit dem Schwert des Geistes." Luther sagte: „Israel — das ist die Kirche Jesu Christi im Alten Bund." Wenn ich dem nachdenke, dann gehen mir eine Menge Lichter auf. Israel, bedrängt von den Philistern — so ist es heute noch. Israel, beständig im Kampf — die Gemeinde Gottes im Neuen Bunde beständig im Kampf, in Anfechtung.

Ein dritter Weg ist mir der liebste, daß ich entdeckt habe: im Alten Testament ist auf jeder Seite von Jesus die Rede. Wenn die ersten Christen Versammlungen hielten, dann lasen sie da aus dem Alten Testament vor, und dann redeten sie von Jesus. Wenn in der ersten Christengemeinde einer Jesaja 43 aufschlug und las das Wort: „So spricht der Herr, der dich geschaffen hat: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein", dann verstand man: „Christus spricht das."

Ein vierter Weg ins Alte Testament ist der, daß es uns zeigt, was Versöhnung bedeutet. Mein sehr verehrter Lehrer, Professor Heim, kam von einer Reise nach China zurück. Da sagte er, den tiefsten Eindruck habe ihm gemacht, als er in Peking den Altar des Himmels besuchte. Auf riesigen Treppen geht es zu einem großen Altar. Da habe ihm der Fremdenführer erzählt, wie früher an dem Tage der Versöhnung der Kaiser, der Sohn des Himmels, die Opfer dargebracht habe für sein Volk. Tausende standen mit Fackeln auf den Treppen. Da sei ihm aufgegangen, wie in der Heidenwelt noch ein Verständnis dafür da sei, daß der Mensch, so wie er ist, nicht bestehen könne vor Gott. Daß wir Versöhnung brauchen, das wissen alle Völker und Religionen, nur wir

leichtsinnigen Mitteleuropäer haben das verlernt. Wir wissen nicht mehr, daß ein Mensch Versöhnung braucht mit Gott.
Da steht ein junger Mann vor mir: „Herr Pastor, ich bin ein gerader Mensch. Und wenn es einen Gott gibt, dann will ich vor ihm geradestehen für alles, was ich getan habe." Ich schaue ihn mir an. „Mann, du hast einen Mut! Du wirst keine drei Sekunden geradestehen vor Gott, dann wirst du im Staub liegen, wenn sein Licht dich trifft."
Das Alte Testament zeigt uns, daß der Sünder „Versöhnung" braucht. Und darum steht da von dem Tempel und dem „Allerheiligsten", und all das wird ein Hinweis und eine Erklärung für das, was auf Golgatha geschah, wo der Hohepriester Jesus sein eigenes Blut zur Versöhnung für uns gegeben hat. —
Was tue ich denn nun, damit ich dem Alten Testament an meiner Stelle, an die Gott mich in der Kirche gestellt hat, gerecht werde? Wir wollen uns gegenseitig helfen, daß wir uns befreien von den Schlagworten unserer Zeit. Das andere ist — da wende ich mich an die Eltern, an die Lehrer, an die Pfarrer —: Erzählt den Kindern doch die biblischen Geschichten des Alten Testaments. Es hat mal einer gesagt: „Das Alte Testament ist das Bilderbuch des Neuen Testaments. Hier ist Anschauungsmaterial zu dem, was im Neuen Testament gesagt wird."
Vor allen Dingen laßt uns selbst wieder anfangen zu lesen, und zwar so, wie man die Bibel immer liest, daß man die Hände faltet: „Rede, Herr, dein Knecht hört."
Ich schließe mit einem Wort, das meine Mutter mir mal sagte, als ich in Zweifel war dem Alten Testament gegenüber: „Als du im Felde warst, hast du mal zwei Jahre keinen Urlaub gekriegt. Da bekamst du einen Brief von mir. Darin stand von ‚Schlangestehen' und ‚Brotkarten'. Da schriebst du nach Hause: ‚Ich verstehe das gar nicht mehr, was Ihr schreibt.'" Daran erinnerte mich meine Mutter und fragte mich: „Hast du da den Elternbrief weggeworfen, weil du ihn nicht verstandest?" „Nein", sagte ich, „ich dachte: wie lange bin ich von der Heimat fort, daß ich die Briefe aus der Heimat nicht mehr verstehe."
„Sieh!" sagte meine Mutter, „die Bibel ist ein Brief aus der ewigen Heimat, ein Brief Gottes an uns. Wie lange und wie weit bist du von der ewigen Heimat weg, von der Welt Gottes, wenn du seinen Brief nicht mehr verstehst?!" Es liegt an uns, wenn wir die Bibel nicht mehr verstehen und sie uns nichts mehr zu sagen hat.

Wilhelm Busch liebte seine Kirche. Er hat sie nie abgelehnt. Aber obwohl er sie liebte, sah er sie doch auch kritisch. Und ihr Weg nach 1945 hat ihn mit tiefer Sorge erfüllt, weil er auf Grund vieler theologischer Veröffentlichungen und mancher restaurativen Bemühungen der Kirchenleitungen befürchten mußte, die Kirche könne ihre Botschaft verlieren. Bei aller Kritik an „moderner" Theologie und „modernen" kirchlichen Versuchen ging es ihm immer um die Frage, ob das Evangelium verkürzt würde und ob Menschen durch eine verkürzte Botschaft noch zum Glauben an Jesus Christus geführt würden.

Vom Kirchenkampf her hatte er die Bedeutung der Bekenntnisse für die Kirche erfahren. Es ging ihm immer um die Bekenntnistreue der Theologie. Und wo er das Bekenntnis verlassen sah, da schlug er leidenschaftlich Alarm.

Seine Alarmrufe sollten die Gemeinde warnen vor falschen Tönen in der Verkündigung und ihr helfen zu einem kritischen Urteil. Er wollte urteilsfähige Christen, die vom Wort der Schrift her prüfen, was verkündigt wird.

Wilhelm Busch war nicht konservativ. Er verstand den modernen Menschen, er war selber ein moderner Mensch. Gerade das hat ihn kritisch gemacht gegen alle „Modernismen" in der kirchlichen Praxis. Die Kirche oder Gemeinde lebt nach anderen Gesetzen als diese Welt. In allen Auseinandersetzungen um das Thema „Kirche und Welt" ging es Wilhelm Busch immer um klare Botschaft des Evangeliums, die in ihrer Fremdheit gegenüber dieser Welt zur Sprache kommen muß und nicht dieser Welt angepaßt werden kann, ohne an Profil und Vollmacht zu verlieren.

WAS BREMST DENN DA?

LL 1954, Seite 67–68

Die verschobenen Akzente

Kürzlich fuhr ich mit einem Bekannten im Auto. Er war beim Losfahren recht nervös, weil der Wagen nicht ziehen wollte. „Was bremst denn da?" fragte er. Und dann entdeckten wir, daß er vergessen hatte, die Bremse zu lösen.

Wenn man sich die Christenheit in Deutschland betrachtet, wird man an den gebremsten Wagen erinnert.

Es ist nun nicht so, daß nicht genug „Gas gegeben würde" – um weiter im Bild zu sprechen. Im Gegenteil! D. Tegtmeyer sagt im „Brüderbrief der Diakonenanstalt von Nazareth" ganz richtig:

„Noch nie hat es in unserm Volk solch eine Verbreitung von Bibeln, Bibellesen, christlichen Kalendern, Erbauungsschriften, Jahreslosungen, Monatssprüchen, Wochenliedern usw. gegeben wie heute. Unser evangelisches Volk wird von einer Springflut christlicher Literatur überflutet. Daran fehlts nicht. Man kann auch wirklich nicht sagen, daß im allgemeinen schlecht oder verkehrt in der Kirche gepredigt wird. Im Gegenteil, Predigt und Wortverkündigung sind heute dem Inhalt und der Form nach besser als in früheren Zeiten. Aber sie fassen weithin nicht die Herzen und die Gewissen. Unablässig wird mit Bieneneifer am kirchlichen Aufbau in den Gemeinden gearbeitet: Die Gesangbücher werden erneuert; die Melodien werden gereinigt; die Ordnungen des kirchlichen Lebens und der Gottesdienste werden ständig verbessert; für alle Stände innerhalb der Kirche werden Sonderveranstaltungen durchgeführt; es wird problematisiert und diskutiert; Theologen und Laien wetteifern darin, immer wieder Neues zu erfinden oder Altes zu erneuern, damit die Gemeinde gebaut werde. Aber die Bibelkenntnis schrumpft immer mehr ein; die Gewissen schlafen immer mehr; die alten Ordnungen zerbrechen; die kirchliche Sitte verdunstet."

Trotz all dieses Eifers so erschütternd wenig „Leben". Woran liegt das? Was bremst denn da? Nun, ich bin gewiß, daß eine Menge Gründe zu nennen wären. Auf einen, der mich seit langem beunruhigt, möchte ich hier mit Nachdruck hinweisen: Das ist die unheilvolle Akzentverschiebung in der Verkündigung.

Gewiß, es wird überall Evangelium gepredigt. Aber – der Nachdruck, der Akzent, die Betonung liegen an der falschen Stelle. Als ich ein kleiner Junge war, fragte mich meine ältere Schwester, ob ich wisse, was „Bluménto-Pferde" seien. Ich schüttelte den Kopf: „Bluménto-Pferde"?

Da lachte sie und sagte, ich sei dumm. Denn es handle sich um Blumentopf-Erde.
Blumentopférde! So betont — und die Sache ist klar. Aber: Bluméntopferde — und es entsteht etwas völlig andres. Der Akzent, die Betonung ist entscheidend.
So ist es auch beim Evangelium.
Was muß den Akzent bekommen? Was muß im Mittelpunkt stehen? Wo soll nach der Schrift die Betonung liegen?
Antwort: Bei Jesus, dem Sohn Gottes, der für Sünder stirbt, — beim Kreuz! Man achte nur einmal darauf, wie ausführlich die Bibel die Passion Jesu berichtet, nachdem vorher das Leben Jesu in der knappsten Form erzählt wurde. Und in all dem, was vor der Passion erzählt wird, hören wir die Kreuzesverkündigung.
Paulus sagt: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch als allein Jesum Christum, den Gekreuzigten" (1. Kor. 2, 2). „Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn" (1. Kor. 1, 31). „Es sei aber ferne von mir, mich zu rühmen, denn allein von dem Kreuze unsres Herrn Jesu Christi" (Gal. 6, 14).
Es ist deutlich, wo die Betonung bei der Evangeliumsverkündigung der Apostel lag.
Und wie ist es bei uns?

In der Kirche:

Weithin liegt der Akzent auf der Taufe. Man lese einmal 1. Korinther 1, 17: „Christus hat mich nicht gesandt, zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen, nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zunichte werde." Da wird doch unüberhörbar deutlich gemacht, daß auf der Taufe der Akzent nicht liegen darf. Trotzdem tröstet man angefochtene Herzen nicht damit, daß Jesus für sie starb, sondern überall hören wir den Hinweis auf die Taufe.
Oder das Abendmahl! Ein alter Bruder erzählte mir, wie er in eine neue Parochie kam und dort den Männerabend besuchte. Als er das Wort ergreift, fragt ihn der Pfarrer: „Ich kenne Sie noch nicht. Wann waren Sie das letzte Mal beim Abendmahl?" „Verstehen Sie? Er fragte mich nicht, ob ich an den Herrn Jesus als den Sohn Gottes glaube!" klagte der alte Bruder.
Falsche Betonung ist auch dort, wo man die Konfession betont. Die „Reformierte Kirchenzeitung" vom 1. 2. 1954 berichtet, daß der Martin-Luther-Bund in Erlangen eine „Diasporagabe" nach Dortmund gegeben habe. Die altlutherische Gemeinde in Dortmund lebt also unter den andern evangelischen Christen in der Diaspora. Alle andern sind demnach „Andersgläubige", auch wenn sie sich um das Kreuz von

Golgatha im Glauben sammeln. Da liegt die Betonung nicht mehr auf dem Kreuz Christi, sondern auf dem lutherischen Bekenntnis. Und unter diesen Lutheranern ist noch die Spaltung, ob sie lútherisch oder luthérisch sind. Falsche Betonungen!
Welcher Wirrwarr ist in der evangelischen Kirche in Deutschland entstanden durch diese Betonung der Konfession, an der die gläubige Gemeinde von Herzen uninteressiert ist!
Falschen Akzent schafft auch die Betonung der kirchlichen Ordnungen. Wieviel endlose Stunden haben die Synoden aller Kirchen auf die Fragen der kirchlichen Ordnung verwandt, als wenn Leben und Seligkeit daran hingen. Aber wo ist in den letzten Jahren einmal ernsthaft gefragt worden, wie man das Kreuz Christi so predigen solle, daß „es durch ihre Herzen geht"? Die einzige Stelle, wo man die Frage nach der Verkündigung der Kreuzespredigt heute ernsthaft stellt, ist bei — Professor Bultmann. Und dort ist bekanntlich das Ende einer wirklich biblischen Kreuzespredigt.
„Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch als allein Jesum Christum, den Gekreuzigten", sagt Paulus voll heiligen Geistes. Was würde er wohl zur heutigen evangelischen Kirche sagen? Aber nun muß es deutlich ausgesprochen werden, daß es

in den Gemeinschaften

nicht besser aussieht:
Da steht bei den einen die Lehre von der Allversöhnung — diese höchst fragwürdige Lehre! — so im Mittelpunkt, daß sie alles andre verdeckt. Bei den andern streitet man sich verbissen um den Unterschied von „Gemeinde" und „Reich Gottes". Bei den dritten wird die Gemeinde in Israel zum Feldzeichen, um das man sich sammelt. Wieder andre haben es mit der „Entrückung". Es ist ihnen egal, daß die Entrückung in der Schrift sehr am Rande steht. Sie geben ihrer Lehre von der Entrückung den entscheidenden Akzent. Oder da ist ein Evangelist, welcher die Massen anlockt mit der erregenden Kunde, daß Kranke bei ihm gesund werden. Der Herr Jesus hat das Heilen ein „Zeichen" genannt. Ein „Zeichen" ist nicht die Sache selbst, um die es geht. Hier aber wird's nun zum Feldzeichen und Schibboleth!
Wieder andre rühmen die Geistesgaben, obwohl die Bibel sehr deutlich macht, daß die Liebe die größte Geistesgabe ist und daß im übrigen der Akzent gar nicht auf diesen Gaben liegt.
Akzentverschiebungen auf der ganzen Front!
Dazu kommen nun

die neuen Bewegungen

die allen Nachdruck auf die praktische Betätigung im Leben legen. Ge-

wiß! Sehr wichtig! Aber – das Kreuz kommt dabei aus der Mitte! Auf einer deutsch-holländischen Jugendleitertagung wurde es kürzlich offen ausgesprochen: „Wir locken keinen Hund hinter dem Ofen hervor mit der Botschaft der Bibel. Wir können den Leuten nur mit unserm Leben beweisen, daß das Christentum schön ist." Ganz abgesehen von dem fröhlichen Optimismus, den die Leute ihrem eigenen Herzen gegenüber haben – welch eine falsche Betonung liegt hier vor!

Was sollen wir tun?

„Tut Buße!" sagt die Bibel. Das heißt: „Denkt um!" Laßt uns doch umdenken und umkehren zu der Botschaft der Schrift: „. . . daß ich nichts unter euch wüßte als allein Christum, den Gekreuzigten."

DIE INNERE BEDROHUNG DER EVANGELISCHEN KIRCHE

LL 1950, Seite 132—134

Vor kurzem schrieb mir ein Mann, dem seine Stellung einen klaren Überblick schenkt über die Vorgänge in der evangelischen Christenheit: „. . . Ich darf Ihnen nicht verheimlichen, daß ich über die ganze Entwicklung der Westkirche seit 1945 denkbar trostlos bin. Ich sehe kaum an einer Stelle eine letzte tiefe Verantwortung für die Situation, in der wir leben . . ."

Ich glaube, daß es vielen ebenso geht. Man fühlt, daß die evangelische Christenheit — bei aller Verbreiterung ihres Einflusses seit dem Jahre 1945 — innerlich kraftlos ist.

Die evangelische Kirche wird nur dann vollmächtig sein, wenn sie ihren Auftrag erfüllt: Kirche des klaren Evangeliums zu sein. Aber jedesmal in der Geschichte, wenn sie diesen Weg verließ, wurde sie vollmacht-los. Und nun ist es gerade heute in besonderer Weise so, daß von allerlei Seiten her die Kirche innerlich zersetzt und ihrem Auftrag untreu gemacht wird. Es ist im Kriege immer wichtig, daß man den Feind klar erkennt. So wollen wir hier versuchen, die Versuchungen, denen die Kirche und die evangelische Christenheit zu erliegen drohen, aufzuzeigen.

Der Objektivismus

Es ist das unvergleichliche Verdienst Karl Barths, daß er der Kirche wieder ihr Bekenntnis unter die Augen gerückt und ihr gesagt hat: „Unser Heil beruht in dem, was Gott durch Christus für uns getan hat." So ist es: In den großen Taten Gottes zu unserm Heil beruht unser Heil.

Aber in der Abneigung gegen den Pietismus hat Karl Barth und haben namentlich seine Nachläufer nicht sehen wollen, daß die Bibel klar sagt: Dies Objektive unsres Heils, das ohne unser Zutun geschehen ist, muß subjektiv und höchst persönlich in einer klaren Bekehrung ergriffen und geglaubt werden.

Wenn dies nicht auch gesagt und gepredigt wird, dann wird solche objektive Predigt zum Opium für die schlafenden Gewissen; die Sünder werden nicht gewarnt und die Verlorenen nicht zum Heiland gerufen.

Nur ein Beispiel für viele: In einer rheinischen Gemeinde, in der einige lebendige Christen sehr tätig sind innerhalb der Kirche, sagte der Pfarrer in der Predigt: „Es gibt keine Bekehrung! Laßt euch nicht verwirren von denen, die sagen, man müsse sich bekehren!" In der Sitzung des Presbyteriums (Kirchengemeinderat) stellte ein Presbyter den

Pfarrer darüber zur Rede und sagte, es sei doch sehr wichtig, den Leuten zu sagen, sie sollten sich für Christus entscheiden. Darauf erwiderte der Pfarrer: „Das ist Subjektivismus. Wir können uns gar nicht für Christus entscheiden. Ich habe das auch nie getan." Darauf sagte der Presbyter, ein einfacher Mann, sehr ernst und tief bewegt: „Wir haben also einen Pfarrer, der sich nicht für Jesus Christus entschieden hat." Darauf der Pfarrer: „Christus hat sich für mich entschieden. Darauf kommt es an!" (Ohne Zweifel ein sehr richtiger Satz!) Der Presbyter sagte: „Und weil Christus sich für uns entschieden hat, darum können und müssen wir uns nun für Ihn entscheiden." Und damit hatte dieser schlichte Mann noch mehr recht.
Wo man nur das objektive Heil predigt und die Sünder und Selbstgerechten nicht mehr zur Buße ruft, schlafen die Gemeinden ein. So wird aus einer halben Wahrheit eine Zersetzung der Kirche.

Der Subjektivismus

Während wir noch unter den „Barthianern" seufzen, bricht eine gegenteilige Strömung in die Kirche ein: Der Subjektivismus.
Da erklärt ein junger Theologiestudent: „Karl Barth ist erledigt! Wer jetzt unter den Theologen nicht Bultmannianer ist, kann gar nicht mehr mitreden."
„O Herr vom Himmel, sieh darein — und rette uns von den -ianern!" fleht die gläubige Gemeinde.
Bei Bultmann und seinen vielen Ablegern auf allen theologischen Fakultäten geht es so zu, daß die objektiven Heilstatsachen aufgelöst und geleugnet werden. Da war Jesu Grab nicht leer. Seine leibliche Auferstehung ist ein Mythus. Er ist nicht gen Himmel gefahren. Er hat nicht Wunder getan. Er hat nicht der Schlange den Kopf zertreten. Aber — trotzdem glaubt man.
Da ist es also nun umgekehrt wie beim ersten: Der Glaube ruht nicht auf den objektiven Heilstatsachen, sondern — hängt in der Luft. Er wird zu einer rein subjektiven Angelegenheit. Man erinnert sich am Himmelfahrtstag nicht daran, daß der Sohn den Thron zur Rechten des Vaters bestieg, sondern man schaut vorwärts auf den Lebendigen. Man erinnert sich an Ostern nicht daran, daß die Hüter erschrocken vor dem leeren Grab standen, sondern „man hat es ohne das einfach mit dem Lebendigen zu tun."
Wo das gepredigt wird, verliert die Gemeinde den Grund unter den Füßen.
Noch in einer anderen Form bricht der Subjektivismus in die Christenheit ein: in Form von allerlei Geistesströmungen. Mancherlei Formen der alten Pfingstbewegung tauchen auf. Man bleibt nicht mehr nüch-

tern am Wort. Wozu auch?! Die Theologen machen es ja vor. Man legt keinen Wert auf das, was Gott durch Jesus für uns getan hat. Statt dessen streckt man sich aus nach inneren Offenbarungen, Gesichten und Erlebnissen. Man hat Träume und Gesichte, man redet in Zungen und hat Eingebungen, die überall her kommen, nur nicht aus dem Wort Gottes. Da ruft man nicht: „Jesus und Sein Kreuz!", sondern — nun ja, eben Namen von Menschen.
„Werdet doch einmal recht nüchtern!", mahnt die Bibel. Wieder ist es so: Eine halbe Wahrheit führt zur Zersetzung. Gewiß — das können wir gar nicht genug betonen — will das Evangelium subjektiv und persönlich ergriffen werden. Aber wo das objektive Heil im Nebel verschwindet und nicht mehr der Felsengrund unseres Glaubens ist, da geraten wir in die Schwärmerei.
Wir haben in den letzten Wochen viel Freude an dem Buch von A. Löschhorn: Gerhard Tersteegens Christliche Mystik (Brunnen-Verlag, Basel). Wenn je ein Mann für einen persönlichen, subjektiven Glaubensstand eingetreten ist, dann war es Gerhard Tersteegen. Darum ist es sehr aufschlußreich, wie Löschhorn hier nachweist, daß Tersteegens sogenannte Mystik ihren Grund hat in dem „Christus für uns", in dem, was Gott durch Jesus für uns getan hat, in dem objektiven Heil. Die objektiven Heilstatsachen standen ihm fest. Das gab seinem persönlichen Glaubensstand den Grund.

Das soziale Evangelium

Das sind ja nun wohl Einflüsse, die aus Amerika zu uns gekommen sind und durch die Zeit begünstigt werden. Da hat man erkannt, daß die Kirche falsche Wege ging, als sie um die Jahrhundertwende sich auf Tod und Leben mit „Thron und Altar" verband und den sozialen Fragen aus dem Wege ging; daß sie schlecht beraten war, als sie einen Stöcker abschüttelte; daß es falsch war, wenn die Christen sich nicht um das öffentliche Leben kümmerten.
Nun ist nach 1945 ein neuer Anfang möglich geworden. In allem Zusammenbruch stand die Kirche noch da. Da wurde sie von allen gerufen, und ihr Einfluß wuchs ungeheuer.
Da heißt es nun: Wir müssen zu den Fragen des öffentlichen Lebens Stellung nehmen!
Jetzt ist es dahin gekommen, daß man als Jugendpfarrer immer wieder folgendes erleben kann: Da wird man zu einer Besprechung gerufen unter dem Thema: „Was können wir für die Jugend tun?" Es kommen die Vorschläge: Wir müssen Lehrlingsheime fordern! Wir müssen den öffentlichen Stellen sagen: Schafft Lehrstellen! (Als wenn die das nicht schon ohne uns täten!) Wenn man dann schließlich sagt: „Wir

wollen dieser Jugend vor allem Jesus predigen!" — dann gibt es verlegene Gesichter. Einer murmelt: „Wir müssen doch endlich einmal das fromme Vokabular zu Hause lassen!" Der andere sagt: „Wir müssen doch endlich etwas Praktisches tun!" (Als wenn die Verkündigung des Evangeliums in Geist und Kraft nicht das Praktischste wäre, was die Kirche tun kann!)

Wieder ist es so: Eine halbe Wahrheit führt zur Zersetzung. Natürlich sollten Christen in das öffentliche Leben gehen! Natürlich sollten wir Christen uns verantwortlich fühlen für die Not der Welt und unsres Volkes.

Aber — Aufgabe der Kirche ist es, das Evangelium klar und lauter zu predigen, daß Menschen — durch das Wort der Wahrheit wiedergeboren — zu wahren Christen werden und in der Wahrheit erhalten bleiben. Die Botschaft der Kirche sind nicht diese Dinge des öffentlichen Lebens, sondern „Jesus Christus, um unserer Sünde willen dahingegeben, um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt".

Sind wir noch „Kirche des Wortes"? Dann sehe man doch: Paulus hat zu der brennendsten Frage seiner Zeit, der Sklavenfrage, kein Wort gesagt. Aber er hat gerungen und gebetet, daß der Sklave Onesimus und sein Herr Philemon Jünger Jesu wurden. So entstand eine christliche Gemeinde, unter deren Einfluß die Sklaverei abstarb.

Eine Welt, in der es keine Bekehrungen zum Heiland der Welt gibt, werden wir mit allen Resolutionen und Vorschlägen nicht anders machen, weil ja der Teufel auch noch da ist. Wenn doch die Kirche dafür sorgen wollte, daß Menschen bekennen können: „Er hat uns errettet aus der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in das Reich seines lieben Sohnes!"

Es ist uns interessant, in der „Jungen Kirche" zu lesen, daß — während das soziale Evangelium bei uns immer stärker hervortritt — in Amerika eine rücklaufende Bewegung zu beobachten ist. Da heißt es (in Heft 10/11 1950) u. a.:

„Wie ein bekannter junger Pfarrer der Vereinigten Staaten, R. G. Middleton, in ‚Christian Century' ausführt, ist bei seinen Kollegen in letzter Zeit eine starke Abwendung vom ‚Sozialen Evangelium' zu beobachten. So hat auf einer kürzlichen Konferenz in Rock Island, an der Pfarrer verschiedener Kirchen teilnahmen, bezeichnenderweise ein Referat von Douglas V. Steere über die Bedeutung des Gebetes für das praktische Leben am meisten Zuhörer gefunden. Middleton vermerkt ferner, daß zufolge der Weltereignisse die Quelle alles Bösen nicht mehr in den und jenen äußeren Mißständen, sondern in der Sünde des menschlichen Herzens gesucht werde. Manche Prediger wenden sich wieder zur früheren ‚Bekehrungspredigt' zurück . . ."

Die liturgische Bewegung

Das ist nun vielleicht das Allerkümmerlichste und der geradeste Weg nach Rom. Da sucht man, was an Heiligem Geist fehlt, zu ersetzen durch Liturgie und Ordnungen.

Vor kurzem schickte mir ein Leser von „LL" eine Buchanzeige zu. Die lautete so:

> „Im Stauda-Verlag Kassel ist zum Preise von DM 2,40 zu haben:
> Lotz, Walter: Das hochzeitliche Kleid
> (Zur Frage der liturgischen Gewänder im evangelischen Gottesdienst)
> dazu (DM 3,–) Arbeitsvorlagen für liturgische Kleidung
> (Schnittmusterbogen mit Nähanweisung)."

Dazu schrieb der Leser:

„Jesus erzählt ein Gleichnis von der königlichen Hochzeit. Da fragt der Hausherr einen Mann: ‚Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an?' – Wahrscheinlich hatte dieser arme Mann, den der Hausherr aus dem Festsaal vertrieb, diese Nähanweisung aus dem Stauda-Verlag nicht."

Mir erschien die Sache zu unwahrscheinlich. So habe ich dies Buch bestellt. Tatsächlich! Es gibt's! Ich schlug auf und las:

„. . . Christus hat uns geboten, Sein Joch auf uns zu nehmen. Daran werden wir . . . erinnert, wenn wir die Stola wie ein Joch über unsre Schultern legen. Durch die heilige Taufe ist uns das Gewand der Unschuld und das Kleid des neuen Lebens geschenkt worden, das uns der Herr durch Seinen Tod erworben hat. Daran werden wir . . .erinnert, wenn wir das weiße Kleid (ein weißer Umhang über dem Talar) zum Gottesdienst anlegen . . ."

Es fehlt nur noch der Weihrauch, der uns erinnert . . . . Nein! Hier ist nicht einmal eine halbe Wahrheit! Hier ist nur – ein klarer Weg nach Rom.

Aber das wird alles der Christenheit zugemutet. Wir reden jetzt nicht davon, wie ein Theologe diese Sache vor seinem theologischen Gewissen verantworten will. Aber wir denken an die Menschen, die sich fragend umschauen: „Wo ist Nahrung für uns?" Offenbar hat man hier kein Vertrauen mehr zum Worte Gottes und sucht Surrogate.

Der Hierarchismus

Immer deutlicher sehen wir eine unheimliche Entwicklung: Die eigentliche Leitung der Kirchengemeinden, die bei den Kirchengemeinderäten und Presbyterien liegen sollte, wird von den Kirchenleitungen übernommen. Nicht die einzelnen Gemeinden verwalten ihre Gelder, son-

dern übergeordnete Instanzen. Immer nachdrücklicher regieren die Kirchenregierungen, immer einflußloser werden die einzelnen Gemeinden.
Und diese hierarchische Strömung geht von oben nach unten. In der Kirche regiert die Kirchenleitung. In der einzelnen Kirchengemeinde der Pfarrer. Man will keine freien Organisationen, die von Laien geleitet werden. Das stört die Hierarchie.
Wohl – man spricht von „Mitarbeit der Laien". Das Neue Testament spricht anders. Da nennt sich Paulus einen „Gehilfen der Freude". Wenn einer hätte in den Gemeinden herrschen wollen, dann hätte er es gekonnt. Aber er wollte nur Mitarbeiter sein. Nicht „Mitarbeit der Laien" sollte die Parole sein, sondern „Mitarbeit der Pfarrer in der lebendigen Gemeinde". Und wo keine Gemeinde ist, sollten die Pfarrer Missionare sein. Denn die Kirche ist uns ja von Gott immer noch gelassen als eine große Missionsanstalt.

Die Vollmachtlosigkeit der Gläubigen

Nicht die Bedrohung der Kirche von außen, die in der Welt da und dort sichtbar wird, auch nicht die eben genannten Dinge sind das Schwerwiegendste und Bedrückendste, sondern dies, daß die Gemeinde des Herrn, die sich angenommen und erkauft weiß, so unsagbar hilflos und geistlich vollmachtlos ist. Da sind Gemeinschaften, die eng aufeinander sitzen und nichts mehr zeigen von dem sprudelnden Leben der Erweckungszeit; da sind Streitigkeiten unter den Gläubigen; da sind abgedroschene Worte, hinter denen keine Zeugniskraft steht; da ist Überheblichkeit, aber kein Betrübtsein über den „Schaden Josefs"; da ist freudlose Gesetzlichkeit, aber nicht mehr die freudenreiche Stimme des guten Hirten; da ist Empörung und Protestieren über die Zustände in der Kirche, aber kein Schreien und Beten und Flehen, kein „Stehen wider den Riß".
Wenn man das alles überschaut, kann einem angst und bange werden, wie es weitergehen soll.
Nun, das wäre falsch! Die wahre Gemeinde hat die Verheißung, „daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen". Um die Sache Jesu brauchen wir uns nicht zu sorgen, nur um uns und unsre Brüder. Aber laßt uns nicht müde werden, zu schreien zum Herrn:

O, bessre Zions wüste Stege
Und, was dein Wort im Laufe hindern kann,
Das räum', ach räum' aus jedem Wege;
Vertilg, o Herr, den falschen Glaubenswahn
Und mach uns bald von jedem Mietling frei,
Daß Kirch und Schul ein Garten Gottes sei!

LL 1957, Seite 104–106

Wie tobt doch der Kampf um die Bibel!
Vielleicht ist es an der Zeit, daß wir einmal darlegen, wie unsere Väter im Glauben, die pietistischen Väter zur Bibel gestanden haben und wie auch wir zur Bibel stehen wollen.

Die Bibel – eine Burg

Der Herr Jesus stand auf dem Berg der Versuchung. Der Teufel machte Ihm mancherlei Vorschläge zur Förderung und Ausbreitung des Reiches Gottes. Es sah alles so gut aus, was er vorschlug. Und doch war es satanisch.
Was hat der Herr Jesus getan? Er zog sich zurück auf die Schrift. Mir kommt es immer so vor, als wenn Er sich auf die Heilige Schrift zurückzog wie Kämpfer im Mittelalter, die sich in eine feste Stadt oder in eine Burg warfen, die uneinnehmbar ist.
Denselben Weg gingen die Reformatoren. Es war eine Zeit ungeheurer religiöser Verwirrung. Da erklärt Luther auf dem Reichstag zu Worms unmißverständlich: „Mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort." Und dann fordert er seine Gegner auf, sie möchten ihn aus der Bibel widerlegen.
Die Bibel war die Zitadelle, die uneinnehmbar war, und von wo aus er den Kampf um die Wahrheit führte.
Es geht auch heute nicht anders. Während der Nazizeit war in einem württembergischen Dorf eine Versammlung, in der ein Redner endlos gegen den christlichen Glauben und gegen die Bibel schimpfte. Als die Versammlung zu Ende war, sprang ein junger Mann auf einen Stuhl und rief nur die beiden Verszeilen aus einem Lied in den Saal: „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten / worauf soll der Glaube ruh'n?"
Die Bibel ist die Zitadelle des Glaubens, „. . . der aus dem Wort gezeuget / und durch das Wort sich nährt / und vor dem Wort sich beuget / und mit dem Wort sich wehrt."
Um diese Zitadelle ist nun der Kampf wieder einmal entbrannt.

Der Kampf um die Burg

1. Man will dazu bauen

Immer wieder sind in der Christenheit Leute aufgestanden, die erklärt haben: Wir glauben auch an die Bibel. Sie ist bestimmt Gottes Wort. Aber sie genügt nicht. Es gibt noch andere Offenbarungen Gottes.
Hier ist vor allem die katholische Kirche zu nennen. Sie stellt neben die

Bibel als völlig gleichwertig Konzilbeschlüsse, kirchliche Tradition und Papsterlasse. Es ist noch nicht lange her, daß die katholische Kirche das Dogma von Mariä Himmelfahrt verkündigt hat. Wenn man einen Katholiken darauf hinweist, daß dies nicht in der Bibel verankert ist, bekommt man die Antwort, die kirchliche Tradition habe das schon lange geglaubt und es sei jetzt nur noch formuliert worden.
Damit erklärt man: „Die Zitadelle der Bibel ist noch unfertig. Wir müssen sie weiter ausbauen. Wir brauchen noch neue Säle und neue Türme. Damit soll nichts gegen die Bibel gesagt sein, aber sie genügt eben nicht."
Auch in der evangelischen Kirche sind immer wieder Schwärmer aufgestanden, die neben die Bibel ihre persönlichen Offenbarungen stellen wollten. Hier und da habe ich in den Häusern dickleibige Bände angetroffen, die ein Mann namens Johannes Lorbeer geschrieben hat. Dieser Johannes Lorbeer war der Überzeugung, daß Gott ihm zusätzlich zur Bibel weitere Offenbarungen geschenkt habe.
So wird die Zitadelle ausgebaut. Wie ein Ritter im Mittelalter etwa sagte: Für unsere Väter war die Burg groß genug, aber jetzt brauchen wir weitere Räume, — so erklären die Schwärmer: Für den Kindheitszustand der Christenheit genügte die Bibel. Aber heute schenkt Gott neue Offenbarungen.
Laßt uns mißtrauisch sein gegen Leute, die mit ihren Offenbarungen prangen. Die Zitadelle der Heiligen Schrift genügt vollständig. Wer etwas hinzubauen will, der fällt letztlich unter das Wort, mit dem die Bibel schließt: „So jemand dazusetzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buch geschrieben sind."

2. Man will abreißen

Zu allen Zeiten hat es in der Christenheit Menschen gegeben, die erklärten: Es gibt in der Burg dieser Bibel Mauern, die morsch sind, Türmchen, die windschief geworden sind, Bastionen, die überflüssig sind. Laßt sie uns abreißen! Die eigentliche Burg bleibt uns ja dann immer noch.
Schon im 2. Jahrhundert trat in der Christenheit ein Mann namens Marcion auf, der nur die Paulusbriefe gelten lassen wollte. Er gründete eine Sekte auf dem Boden der verkürzten Bibel.
Und wie ist erst der Liberalismus mit Hacken und Schaufeln ans Werk gegangen, um das morsche Mauerwerk der Zitadelle abzutragen! Man wollte nur noch „das religiös Wertvolle" behalten.
Den plumpsten Versuch haben wir wohl in der nahen Vergangenheit erlebt, als die Nationalsozialisten versuchten, alles Jüdische aus der Bibel zu entfernen. Da wurde zuerst einmal das Alte Testament ver-

worfen. Dann wurden die Paulusbriefe verworfen. Am Ende blieb nichts übrig als eine sehr verwässerte Bergpredigt, die der damalige Reichsbischof veröffentlichte, ohne daß Christen und Weltleute davon Notiz genommen hätten.
Und heute haben sich gelehrte Leute ans Werk gemacht, die die Bibel entmythologisieren wollen. Da wird alles, was der Vernunft unerträglich scheint, hinausgeworfen, z. B. Jungfrauengeburt, Gottessohnschaft, Auferstehung Jesu, Dämonen und Heiliger Geist. Man will beileibe nicht auf die Burg verzichten. Man will sie nur dem modernen Denken anpassen. Man würde – um im Bild zu bleiben – etwa so sagen: Wir leben ja heute nicht mehr in Burgen mit Zinnen und Türmen, sondern in modernen Wohnhäusern. Also laßt uns diese Burg umwandeln in solch ein Wohnhaus!
Dagegen möchten wir mit dem Psalmisten bekennen: „Dein Wort ist wohlgeläutert." Das heißt: Es bedarf der Entmythologisierung nicht.
Es gibt auch unter den Gläubigen immer wieder diese feingetarnten Versuche, scheinbar überflüssige Türmlein der Bibel abzureißen. Da beruft man sich auf Luther und sagt: Das Alte Testament gilt für uns nur, soweit es Christum treibet. Und weil man in geistloser Weise gar nicht sehen will, wie hier jede Seite Christum treibet, reißt man ganze Mauern ein.
Hier müssen auch jene ganz klugen Leute genannt werden, die in der Bibel so merkwürdige Einteilungen vornehmen: „Dies ist nur für Israel gesagt." „Und dies gilt nur für das Tausendjährige Reich."
Ich erinnere mich mit Schrecken an ein kleines Erlebnis. Da bemühte ich mich um das Verständnis einer Prophetenstelle. Eines Tages besuchte mich ein lieber alter Bruder. Den fragte ich um seine Meinung. Da äußerte er mit überlegenem Lächeln: „Dieser ganze Abschnitt geht nur Israel nach seiner Bekehrung an." Ich war aufs tiefste erschrocken. Wer will denn mit Bestimmtheit solche Dinge sagen? Da werden wir am Ende abhängig von solchen Schriftgelehrten, bei denen wir uns Rat holen müssen, welche Bibelstellen uns betreffen und welche nicht.
Kurz: Wir wollen uns hüten vor Leuten, die uns unsere herrliche Zitadelle abmontieren wollen. Gewiß gibt es weite Stellen der Schrift, die mir wie ein trockenes Dornengestrüpp vorkommen. Aber ich bin überzeugt: Das liegt an meinen blinden Augen und nicht an der Bibel. Ich erinnere mich, daß ich als junger Mann einmal meine Mutter über der Bibel fand. Da sagte sie mit fröhlichem Gesicht: „Ich lese gerade so herrliche Sachen im 3. Mose-Buch." Das verschlug mir einen Augenblick den Atem. Denn ich hatte auch gerade diese Opfervorschriften gelesen und dabei gedacht, damit könne man doch nun wirklich nichts anfangen. Und da saß nun meine ungelehrte Mutter und hatte die

herrlichsten Dinge gehört. Heute verstehe ich sie gut. Heute freue ich mich auch am 3. Mose-Buch. Jetzt lese ich 40 Jahre lang die Bibel. Und in diesen 40 Jahren hat mir Gott für vieles die Augen aufgetan.
Es gibt kein Wort der Heiligen Schrift, durch das unser Herr nicht zu uns reden könnte, wenn es Ihm gefällt.
Darum wollen wir dabei bleiben: Das ganze Wort Gottes soll es sein. Es soll uns niemand auch nur einen Ziegelstein von unserer Burg abmontieren.

3. Man will die Mauern stützen

Es gibt so viele Christenleute, welche erschrocken sind, wenn sie sehen, wie man an der Burg des Wortes Gottes abreißen und dazubauen will. Es wird ihnen angst und bange. Und nun meinen sie, man müsse in diesem Sturm die Mauern stützen -- durch eine Lehre über die Bibel. So taucht die alte Lehre von der Verbal-Inspiration wieder auf. In Amerika gibt es viele solche Mauern-Stützer. Man nennt sie Fundamentalisten. Da hat man eine Lehre über die Bibel, die so lautet: Jedes Wort der Bibel ist von Gott inspiriert.
Ich bin überzeugt, daß diese Fundamentalisten es ernst meinen mit der Bibel und dasselbe wollen wie wir. Aber aus solch einer Lehre spricht die Sorge und die Angst, die Mauern der Bibel würden umfallen, wenn man sie nicht durch ein Dogma stützt.
Es hat mich immer mißtrauisch gemacht, daß diese Lehre von der Verbalinspiration zuerst von der Orthodoxie aufgebracht wurde. Und die Orthodoxie ist zu allen Zeiten der schrecklichste Feind alles geistlichen Lebens gewesen. Die Orthodoxie züchtet einen rechthaberischen Kopfglauben, wobei Herz und Gewissen umkommen können.
Es ist mir auch immer unheimlich, wenn Menschen ein Urteil über die Bibel abgeben wollen, das man glauben soll, ehe man die Bibel aufgeschlagen hat. Ich meine, wir sollten jedem raten: Lies Du ohne Vorurteil und ohne vorhergefaßtes Dogma dies Wort, dann wirst Du bald merken, daß die Bibel ein Urteil über uns hat.
Zur Zeit Tersteegens hat man über die Bibel gestritten. Orthodoxe und Aufklärer gaben ihre Urteile über die Bibel ab. Die Stillen im Lande haben sich daran nicht beteiligt. Sie haben vielmehr die Bibel aufgeschlagen, und sie haben sich richten und trösten lassen von diesem lebendigen Wort Gottes.
Wir brauchen die Autorität der Bibel nicht zu stützen mit irgendwelchen Dogmen, die wir von den Orthodoxen entlehnt haben. Die Bibel erweist sich schon selbst als das, was sie ist: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidig Schwert, und dringt durch, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und

Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Und keine Kreatur ist vor ihm unsichtbar; es ist aber alles bloß und entdeckt vor seinen Augen; von dem reden wir" (Hebr. 4, 12 und 13).

Leben in der Burg

Wenn wir alles Vorhergesagte zusammenfassen, meinen wir dies: Es hat keinen Wert, sich von außen über diese Burg der Bibel zu unterhalten. Aber es ist sinnvoll, in diese Burg hineinzugehen und in ihr zu leben. Wem sie zu klein oder zu groß oder zu morsch ist, der möge es bleiben lassen. Jede aufrichtige Seele aber findet darin den Weg zum Leben. Sie findet Gottes Urteil über sich selbst. Sie findet Gottes Antwort auf unsere Sünde im Kreuze Jesu Christi. Sie findet die herrlichsten und umfassendsten Gedanken. Sie findet Gottes Pläne, die lange vor der Weltschöpfung beginnen und die in die zukünftige Welt ausmünden. Und sie findet zugleich Seelenspeise für den Alltag, für den grauen, kümmerlichen Alltag. Sie findet Trost im Leiden und Aufrichtung in der Müdigkeit. Kurz: Sie findet alles, was sie braucht. Und über all dem kommt sie gar nicht mehr dazu, die Bibel zu kritisieren oder eine Theorie über sie aufzustellen. Nein, diese Seele lebt im Worte Gottes.

WAS SOLL DENN DIE KIRCHE EIGENTLICH?

LL 1958, Seite 43

Kürzlich besuchte ich in einer süddeutschen Großstadt eine ganz neue, ganz moderne Kirche. Ich staunte! Da war kein Rechteck mehr im Raum. Alles war apart verschoben. Kühn schwang sich die Betondecke schräg über den weiten Raum. Und die gewaltige Orgel! Und die seltsamen Fenster! Einfach herrlich!

„Die gehen mit der Zeit!" sagte ich erschüttert zu dem Mann, der mich herumführte.

„Ja", meinte er, „es ist nur sehr anstrengend."

„Anstrengend? Wieso?"

„Na, denken Sie nur: Wenn Schnee fällt, müssen sofort acht Männer auf das Dach und den Schnee wegschaufeln, sonst bricht die Herrlichkeit zusammen. Und wenn ein besonders starker Regenguß kommt, dann ist auch die Not groß; denn wir haben eigentlich keine richtigen Regenrinnen. Da sind so ganz moderne Behälter, in die das Wasser fließt. Aber wenn die überlaufen — — — ja es ist anstrengend mit so einer modernen Kirche."

Ich mußte lachen. Aber dann wurde ich nachdenklich. Es schien mir, als wenn das, was der Mann sagte, nicht nur für diesen Kirchenbau gelte. Ja, die Kirche ist sehr angestrengt, daß sie heute modern sein muß.

Sie soll in ihren Predigten nicht mehr die „Sprache Kanaans" reden. Dafür soll sie moderne Lebensprobleme erörtern. Sie soll ein Wort sagen zur Atombombe und zum Sputnik. Sie soll Tagungen halten mit den Tanzlehrern und sich von ihnen sagen lassen, wie man Jugendarbeit treibt. Sie soll das Gewissen der politischen Parteien sein und die Gesetzgebung beeinflussen. Sie soll sich um den Film und das Theater kümmern. Sie soll die Welt der Technik verstehen und in die Fabriken gehen. Sie soll den Arbeiter ansprechen und den Mittelstand gewinnen und den Generaldirektor begreifen in seinen argen Nöten. Sie soll Volksmission treiben, aber um Gottes willen nicht aufdringlich sein. Sie soll — Himmel! was soll sie nicht alles!

Und manchmal kommt die Kirche mir vor wie ein Mann, den ich kürzlich einem Auto nachrennen sah. Atemlos! Fast konnte er die hintere Stoßstange erreichen. Da gab der Fahrer Gas und — weg war das Auto. So muß die Kirche hinter der modernen Zeit herrennen.

Aber nun gibt es Leute, welche sagen: Wir erreichen nicht mal die Stoßstange. Also — lassen wir das Rennen und bleiben einfach stehen. Jetzt wird die Kirche wiederum sehr strapaziert, weil sie Mühe hat,

die aufgeregte Zeit zum Stillstehen zu bringen. Da mühen sich Pfarrer mit großem Eifer, den Leuten Gesänge aus dem 14. Jahrhundert beizubringen. Da hört man in den Kirchen Lesungen in der Sprache Luthers, der nun doch schon geraume Zeit nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ja, ja, das ist auch anstrengend, diese Feierlichkeit festzuhalten und zu tun, als gäbe es keinen Fluß der Zeit.
Manchmal bekomme ich richtig Mitleid mit dieser armen Kirche, die so angestrengt rennt oder so angestrengt stehen bleibt.
Und das Allertraurigste ist doch dies, daß unsere Zeit so wenig Notiz nimmt von all den Bemühungen. Woher mag das wohl kommen?
Ich denke, das kommt daher, daß die Menschen mit ihren eigentlichen Nöten und Problemen so erfüllt sind, daß sie gar nicht merken, wie sehr die Kirche sich Mühe gibt. Und wenn man sie darauf aufmerksam macht, dann sagen sie ärgerlich: „Das alles hilft mir doch nicht bei den Dingen, mit denen ich fertig werden muß!"
Da haben wir's! Und nun meine ich, die Kirche sollte mal ein wenig sich besinnen: „Haben wir denn keine Botschaft mehr, die dem modernen Menschen ganz praktisch hilft?"
Liebe evangelische Kirche! Du hast solch eine Botschaft! „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."
Und nun kommt es gar nicht darauf an, daß diese Botschaft modern oder in modernen Räumen gesagt wird — es kommt gar nicht darauf an, daß sie in feierlicher und liturgischer Form gesagt wird. Nein! Es kommt darauf an, daß diese Botschaft mit brennendem Herzen, in der Kraft des Heiligen Geistes gesagt wird. Dann werden die Menschen schon aufhorchen. Es kommt alles auf die christliche Vollmacht an.
Liebe evangelische Kirche! Nimm doch die „moderne Zeit" nicht zu ernst! Hast du noch gar nicht gemerkt, daß die Menschenherzen noch genau dieselben sind wie zur Zeit Jesu? Sie sind dieselben mit ihrer Sünde und ihren Sorgen und ihren Belastungen. Und sie warten darauf, daß du, liebe Kirche, ihnen sagst: „Da ist der Eine, der die Arme ausbreitet und ruft: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid — Ich will euch erquicken!'"

WAS SOLLEN WIR TUN?

LL 1964, Seite 52–60 (gekürzt)

Die moderne Theologie im Alltag der Kirche

Ratlosigkeiten

Ja, was sollen wir tun?

Ich bekomme immer wieder Briefe, in denen uns gesagt wird: „Scheltet doch nicht so hochmütig über die modernen Theologen! Die sogenannten ‚Gläubigen' sollten selber erst einmal Buße tun für ihr Versagen! Tun Sie Buße für Ihren Richtgeist und überlassen Sie das übrige dem Herrn der Kirche!"
Das ist ein guter Rat! Ich möchte hier in aller Deutlichkeit meinen Lesern sagen: Wir wollen uns zeigen lassen, wo wir uns von einem ungeistlichen Richtgeist verführen ließen und wirklich darüber Buße tun! Ja, der Herr schenke uns allen ein demütiges und zerschlagenes Herz, damit wir wirklich alle Hoffnung für uns selbst und die Kirche auf den Herrn Jesus setzen.
Aber der Rat, der uns hier gegeben wird, ist ungenügend. Ich habe gerade die Propheten gelesen. Da ist die Rede von falschen Propheten, die „Friede! Friede!" rufen, wo kein Friede ist. Auch im Neuen Testament wird berichtet, wie Paulus dem Petrus entgegentrat, als er die Botschaft von der freien Gnade Gottes in Jesus durch sein Handeln verfälschte (Gal. 3, 11 ff.). Und der Apostel Johannes warnt in seinen Briefen sehr ernst vor den Irrlehrern. Nein! Das „Schweig doch still!" ist kein guter und brüderlicher Rat!
Wieder andere raten uns: „Nehmt Euch doch um die jungen Theologen und Pfarrer an!"
Das ist auch zunächst ein guter Rat! Es soll nur keiner in den gegenwärtigen Kirchenkampf eintreten, der nicht treue Fürbitte tut für die Professoren und Pfarrer.
Aber auch dieser Rat ist sehr ungenügend. Es kommt am Ende darauf hinaus, daß die Schafe die Hirten weiden sollen. Und das scheint mir nun doch eine verdrehte Welt zu sein.
Und außerdem zeigt die Erfahrung, daß die jungen Pfarrer, die geschwollen vor Wissen von der Universität kommen, sich sehr ungern von alten Christen etwas sagen lassen. Doch will ich nicht verschweigen, daß mir, als ich ganz junger Pfarrer war, priesterliche Männer oft entgegengetreten sind in großer Liebe und Vollmacht. Denen verdanke ich unendlich viel. Vielleicht schenkt Gott unserer Kirche solche prie-

sterlichen Brüder, auf welche die jungen Pfarrer hören können. Das wäre schön!
Aber es bleibt dabei: Es ist doch anomal, daß die Herden die Hirten weiden müssen.
Es gibt nicht wenige, die uns heute raten: „Verlaßt doch diese Kirche, die das wahre Evangelium so preisgibt!"
Was sollen wir dazu sagen? Ich halte das für einen grundfalschen Rat. Diese Kirche ist unsere Kirche! Sie hat immer noch ihr Bekenntnis. Und wir wollen es mit den Vätern der Erweckungsbewegung halten, die den Irrlehrern des Rationalismus mit dem Katechismus in der Hand entgegentraten und sie zur Ordnung riefen.
Es ist unsere Kirche! Die können und dürfen wir nicht einfach preisgeben.
So bleibt die Frage: Was sollen wir tun?

Die Gemeinschaften

Ich glaube, daß die Gemeinschaftsbewegung heute eine ganz neue Bedeutung bekommt. Es ist doch eine große Gnade Gottes, daß überall im Lande Gemeinschaftskreise sind, die das Evangelium bewahrt haben und entschlossen sind, beim Worte Gottes zu bleiben.
Ich höre so oft den Satz: „Ach, die sind doch überaltert!" Das ist eine törichte Rede!
Da fällt mir mein junger Freund Wolfgang ein, der im Kriege gefallen ist. Wenn meine jungen Leute eingezogen wurden, gab ich ihnen den Rat mit: „Schließt Euch an gläubige Kinder Gottes an, wo Ihr sie findet." Wolfgang kam in eine kleine Garnison. Am ersten Sonntag, an dem er Ausgang hatte, ging er zur Kirche. Als der Gottesdienst zu Ende war, fragte er den Küster (auch Mesner genannt): „Gibt es hier irgendeinen Kreis, wo man um die Bibel zusammenkommt und wo von Jesus gesprochen wird?"
Der Küster lächelte: „Na ja! Da sind so ein paar alte Männer, die in dem Hause des XY zusammenkommen. Sonst weiß ich nichts Derartiges."
Als der Junge mal wieder Ausgang hatte, ging er dorthin. Er traf drei uralte, eisgraue Männer um die Bibel. Die waren geradezu erschrocken, als der junge Mann auftauchte. Als sie aber begriffen hatten, was er wollte, nahmen sie ihn mit solcher Liebe auf, daß der Junge bestürzt war. Er wurde in die Häuser eingeladen. „Jeder war mir ein Vater", sagte der junge Soldat zu mir, als er mich im Urlaub besuchte. „Ja, sie nahmen mich mit auf die Dörfer, wo sie in Bauernstuben Versammlungen hielten. Und da mußte ich dann auch oft ein Wort sagen."
Im übrigen stimmt dies pauschale Urteil gar nicht, daß die Gemein-

schaften des Gnadauer Verbandes „überaltert" seien. Gerade in unserer Zeit hat sich dort wieder allerhand junges Volk zusammengefunden. Und dabei stellt sich heraus, daß diese jungen Menschen gern auf alte, erfahrene Brüder hören.

„Hin und her in den Häusern . . ."

Und nun komme ich zu meinem eigentlichen Thema, um dessentwillen ich diesen Aufsatz schreibe.
Gott sei gedankt, daß es noch viele Kirchengemeinden gibt, in denen von den Kanzeln das „Brot des Lebens" so dargereicht wird, daß die hungrigen Seelen satt werden. Es gibt noch viele Kirchengemeinden, in denen in Bibelstunden und geistlichen Versammlungen Jesus als der Sohn Gottes und Heiland verkündigt wird. Und es gibt genug Städte und Dörfer, in denen lebendige Gemeinschaften den Weg zur Seligkeit weisen.
Aber je mehr nun die moderne Theologie der leeren Worte und der Aushöhlung der Bibel um sich greift, desto mehr wird es Orte geben, wo man wirklich nichts findet, von dem unsre Seele leben kann.
Den einsamen Kindern Gottes möchten wir Mut machen: Fangt doch einen Haus-Bibelkreis an! Ihr werdet schon einige Männer und Frauen finden, die Ihr in Eure Häuser zu solchen Kreisen einladen könnt. Habt den Mut und fangt an!
Fürchtet Euch nicht, wenn Ihr nur wenige seid! Fürchtet Euch nicht, wenn Euch Spott trifft. Das zeigt nur, daß Ihr auf dem rechten Weg seid.
Als der kalte Frost der sogenannten „Aufklärung", der Vernunftreligion, im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Kirche aushöhlte, haben die Gläubigen in solchen Hauskreisen den geistlichen Winter überdauert. Sie haben für ihre Kirche gebetet und sich an die Bibel geklammert, bis die großen Erweckungen die Macht der Aufklärung brachen. So wollen wir es auch machen.
Apostelgeschichte 2, 46 hören wir, wie die Gläubigen „hin und her in den Häusern" zusammenkamen. Wir werden uns immer wieder an der ersten Christenheit orientieren müssen. Es ist erfreulich, wie dieser Weg jetzt schon an vielen Orten beschritten wird. Davon möchte ich ein wenig berichten.

„Erst mit nur drei Mann . . ."

Aus einer deutschsprachigen Auslandsgemeinde bekam ich einen köstlichen Bericht:
Wir sind hier in . . . eine kleine Gemeinde von rund dreihundert Lutheranern. Bis vor anderthalb Jahren waren wir eine sehr lebhafte Ge-

meinde: Frauenhilfe, Jugend-, Singe- und Männerkreis waren tatsächlich fruchtbringend. Still und kaum zu spüren begann bei uns etwas Böses zu wuchern. Etwas, das uns beeinflußte. Unser Männerkreis schmolz zusammen auf drei Mann. Dann war es ganz aus! Frauenhilfe fiel auseinander. Und damit fing für uns eine traurige Zeit an. In der Wohnung, wo der Heiland auszieht, wird es öde und leer. Der Kirchenbesuch ließ auch nach. Woran konnte es doch nur liegen?
Ja, uns fehlte der Heilige Geist! Wir hatten Ihn in irgendeiner Form betrübt, so daß Er sich zurückgezogen hatte. Wir hatten Ihn verjagt mit unserer materialistischen Einstellung. Wir hatten Ihn beleidigt durch ganz grobe Sünden. Sonst würde Er ja nicht weggegangen sein.
Also, wir mußten Ihn unbedingt wiederhaben! Aber wie?
Ich sprach mich mit einem Gemeindeglied aus über unsere Not. Das war der Anfang zu unserm neuen Männerkreis. Erst mit nur drei Mann, bei der nächsten Zusammenkunft waren wir sechs, dann neun, und zuletzt waren wir mit vierzehn Männern.
Unser Herr Pastor fragte mich, warum wir ihn nicht einluden. Wir sagten ihm: „Lassen Sie uns noch ein bißchen Zeit. Zum Aufbau müssen wir uns noch innerlich erstarken." Er gab sich damit zufrieden. Jeder durfte in der Versammlung mitreden, so wie er es sich dachte. Auch die Männer kamen aus sich heraus, die sonst immer nur stumme Zuhörer waren.

Wir fühlten es: Der Heilige Geist war wieder da!
Aber das war noch nicht alles. Der eine oder andere von uns hat wohl zu Hause erzählt, wie schön es bei uns im Männerkreis war. Die Reaktion blieb nicht aus. Auch die Frauen setzten sich zusammen.
Und nun halten wir am kommenden Sonntag unter der Obhut der evangelischen Frauenhilfe wieder unseren jährlichen Gemeindetag. Gebe Gott, daß es für uns alle ein segensreicher Tag werde!
In den beiden letzten Stunden unseres Männerkreises war wirklich alles drin. Eine echte Quelle lebendigen Wassers!
Nun kommt meine bange Frage: Wenn unser Männerkreis so weiter zunimmt, bin ich dann noch in der Lage, ihn weiterhin so führen zu können? Ich bin doch kein gelehrter Mann, weiß von Rednerkunst nichts und verstehe nichts von Theologie. Wächst mir das nicht über den Kopf? Alle hängen an meinen Lippen, und ich selbst bin doch so unvollkommen, ich selbst bin doch so klein. Wie wenig wirklich bin ich doch! — Ich muß doch jeden Abend immer wieder bekennen: ‚Auch heute war es nichts, auch heute habe ich Ihn betrübt.' Ist das nicht traurig? Fünfzig Jahre und mehr ist Er mir nachgegangen. Fünfzig Jahre hat Er um mich geworben. Und ich hab immer nein gesagt. Und jetzt

bin ich bange, daß ich Ihn wieder verlieren könnte. Ist das nicht schrecklich? Ist das nicht auch Unglaube?

Hier wird zweierlei ganz deutlich:

1. Der Leiter ist fest überzeugt, daß er der Allerungeeignetste ist für diesen Dienst. Aber er wartet nicht ab, bis sich ein Geeigneterer findet, sondern arbeitet unter viel Schwachheit, Angst und Beten. Und der Herr segnet die Sache.
2. Der Kreis wird zur Belebung der ganzen Gemeinde. Das war nicht beabsichtigt. Man wollte nur für sich selber geistliche Nahrung. Aber es ergab sich so. Kirche entsteht nicht, indem man viel von Kirche redet, sondern indem einzelne Menschen sich bekehren zum Herrn und aktiv werden.

„Zusammensein auf der Bude"

Hier ist ein Bericht, den wir dem Blatt „dynamis" entnehmen (Nummer 30, Wintersemester 1963/64). Es handelt sich um ein Blatt der „Studentenmission in Deutschland — SMD". Friedhardt Gutsche berichtet über einen Bibelkreis in der Studentenbude:
„Haben Sie ganz herzlichen Dank für den Hausbibelkreis in diesem Semester. Vor allem für die Gemeinschaft und das offene Gespräch!" Das sagte mir ein Kommilitone, als wir am letzten Donnerstag des Semesters den Abend beendeten.
Was war an dem Zusammensein auf der Bude Besonderes? Was war der Grund, daß ein Gespräch über Texte der Bibel durchschnittlich zwölf bis vierzehn Stundenten und Studentinnen zusammenführte? Der Geselligkeitstrieb des Menschen? Die Angst vor dem Alleinsein? Der Wunsch nach einem echten Gespräch? Wenn ich mir jetzt die Kommilitonen und Kommilitoninnen in Gedanken vor Augen halte, die regelmäßig oder nur hin und wieder den Bibelkreis besucht haben, die grundverschiedenen Typen, ihre gegensätzlichen Interessen, ihre geistige Herkunft und ihre unterschiedliche Stellung zur Kirche, Bibel und zum Christentum, so reichen die obigen Antworten nicht aus. —
Wir trafen uns teils zweimal in der Woche — oft schon zum Abendbrot —, um uns auf die Fragen, die unser eigenes Leben im Kern betrafen, gemeinsam und vom Neuen Testament her eine Antwort zu geben: Wie kann ich glauben? Wer garantiert mir, daß ich morgen noch hoffen, beten, glauben kann? Redet Gott im Wort der Bibel wirklich zu mir, wenn ich es lese? Wie komme ich zu einer klaren Entscheidung in den wichtigen Lebensfragen auf dem Weg in den Beruf, zur Ehe, in bezug auf den Kriegsdienst usw.? Auch kritische Kommilitonen kamen wieder. Sie freuten sich auf den folgenden Donnerstag, auch wenn

manche die persönlichen Erfahrungen und Zeugnisse nicht recht einzuordnen wußten.
Ich habe erlebt, daß Jesus Christus Schuld vergibt, daß Er lebt und daß ich mit Ihm reden kann; ich erfahre, wie Er mich jeden Tag führt. Er hat meinem Leben Richtung, Sinn und Halt gegeben. Aussagen, die uns Studenten so unakademisch scheinen! Und dennoch weiß ich, daß gerade solch ein Bekenntnis einigen weitergeholfen hat.
Der Abend wurde zum Anlaß, sich gegenseitig zum Abendessen, Kaffeetrinken und Spazierengehen zu verabreden, um dort das Gespräch fortzuführen und dem anderen zu sagen, womit man selbst nicht fertig wird und wo das eigene Leben leer und trostlos ist. Oder einfach auch, um sich näher kennenzulernen und gemeinsamen Interessen nachzugehen.
Es kam auch vor, daß so ein Gespräch zur Beichte wurde, um das Gesagte vor dem lebendigen Gott zu bekennen.
Aus vielen Unterhaltungen mit einzelnen Kommilitonen wurde mir klar: Dieser Hausbibelkreis ist für uns dadurch zum einmaligen Erlebnis geworden, daß wir durch die Lektüre der Bibel und den freimütigen Austausch untereinander in die Wirklichkeit Gottes hineingezogen wurden. Dazu hat, glaube ich, auch beigetragen, daß den unbequemen Forderungen und Zumutungen der Bibel gegenüber nicht „gekniffen" wurde. Wie oft wird Gottes Wille zu einer bürgerlichen Moral erniedrigt, Sündenvergebung und Gewißheit als Gefühlsangelegenheit abgetan bzw. durch viel Psychologie wegdiskutiert. Es gab auch manche verkrampfte und unfruchtbare Diskussion. Darüber waren wir sehr unzufrieden und enttäuscht.
Vieles, was wir getan, geredet, zusammen erlebt haben, gibt es auch sonst, wo Menschen zusammenkommen. Ein Kommilitone, den ich eingeladen hatte, sagte: „Das Beste war, daß ich mit der größten Selbstverständlichkeit in den Kreis aufgenommen wurde. Vom ersten Augenblick an habe ich gemerkt: Du gehörst dazu, obwohl du in vielem anderer Meinung bist und zu dem, was da gesagt wird, noch nicht ja sagen kannst und dauernd widersprechen mußt. Ich habe bald gesehen, da sind Menschen, die wollen dich verstehen, die freuen sich, daß du kommst!"
Aber — dessen bin ich gewiß — hier war mehr als nur gegenseitiges Verstehen, Anerkennen, Begegnen. Wir haben alle bei unserem Gespräch mit und über der Bibel gespürt und erfahren, daß bei Jesus und Seinem Wort eine Quelle ist, von der wir leben können, daß hier „Ströme des lebendigen Wassers" fließen.

Was Rosenius beobachtet hat

Der bedeutende schwedische Erweckungsprediger Mag. C. Olof Rosenius († 1868) hat ein dreibändiges Werk „Geheimnisse im Gesetz und Evangelium" geschrieben, das auch ins Deutsche übersetzt wurde (herausgegeben vom Lutherischen Missionsverlag in Schleswig-Holstein, Flensburg). Hier ist geistliche Nahrung für solche, die starke Speise lieben.

Im 1. Band sagt Rosenius etwas zu unserm Thema der „Haus-Bibelkreise", das wir wohl beachten sollten:

Es gibt Orte und Gemeinden, die gläubige Lehrer haben, die mit unausgesetztem Predigen pflügen und säen und mit Fürbitten und Tränen die Aussaat begießen. Aber doch steht es ganz jämmerlich mit dem Volk, man verspürt keine dauernde Kraft und Beweisung des Christentums, keine Übung im Glauben und in der Gottesfurcht, sondern nur eine lose Vernunfts- und Gefühlsprahlerei.

Was ist daran schuld?

Untersuche, und du wirst finden, daß das Volk hier noch nicht angefangen hat, selbst das Wort Gottes zu benutzen, und so lange verfliegt all das Gute, das sie von der Kanzel hören, und es trägt keine Frucht.

Es gibt Zeiten und Orte, an denen kräftige Erweckungen stattfinden, viel Volk ist in Bewegung, es fängt überall zu grünen und zu blühen an, und man freut sich in der Hoffnung auf reiche Früchte dieser schönen Pflanzung des Herrn; aber einige Jahre vergehen, und du besuchst dieses Feld und erkennst es nicht mehr. Du schaust mit Sorge das verödete Land, siehst nur Disteln und Dornen, vermehrte Frechheit und Gottlosigkeit. Und was meinst du, war die Ursache davon? Ja, ein kräftiger Arbeiter wurde abberufen; und es gab nun keinen, der für das Volk Sorge trug, und selber waren sie nicht so in das Wort eingedrungen, daß sie es auf eigene Hand hin benutzen konnten.

Dagegen findest du andere Orte, wo vielleicht keine ausgezeichnete Persönlichkeit sich an die Spitze des Werkes Gottes gestellt hat, wo aber das Volk selber angefangen hatte, sich untereinander an Gottes Wort zu erbauen; und du freust und verwunderst dich, das Werk Gottes nicht nur erhalten, sondern auch merkwürdig vergrößert, erweitert und gereift zu sehen. Diese Fälle sind so allgemein, daß ein jeder mit etwas Einsicht in den Zustand des Reiches Gottes sie sehen kann.

Einige Ratschläge

Ich habe manche Haus-Bibelkreise entstehen und vergehen sehen. Sie vergingen „wie eine Morgenwolke" (Hosea 13, 3), weil man die Sache nicht richtig anfing.

Der größte Fehler ist, wenn man zusammenkommt, um Probleme zu besprechen. Die Probleme gehen bald aus. Und dann ist man fertig.
Rechte Kreise haben nur einen einzigen Sinn: Hungrige Seelen sollen Speise bekommen. Und solche Speise findet man in der Bibel.
Man schlage also die Bibel auf. Jeder soll nach Möglichkeit seine eigene Bibel mitbringen. Und dann tut man gut, nicht gleich die Offenbarung oder das Buch Hiob zu besprechen, sondern man fängt an bei einem Evangelium. Und dann die Apostelgeschichte. Darauf kann man sich an den Galaterbrief vorwagen.
Dann scheint es mir wichtig, daß man nicht stundenlang daran stehen bleibt, was man nicht versteht. Man spreche miteinander über das, was man versteht.
Überhaupt: Es gibt berufsmäßige Disputierer. Vor denen kann man sich gar nicht genug hüten. Und ebenso muß man die zum Schweigen bringen, die eine Sonderlehre, wie etwa die Allversöhnung oder irgendwelche Entrückungslehren, an den Mann bringen möchten.
Für mich waren, als ich junger Student war, die altpietistischen Gemeinschaften in Württemberg geradezu vorbildlich. Hier wurde tiefgründig und zugleich praktisch gesprochen. Was da gesagt wurde von den Brüdern, das konnte man in der Woche brauchen.
Eine Äußerlichkeit scheint mir auch wichtig zu sein: daß man pünktlich anfängt und pünktlich schließt. Es ist schlecht, wenn zwei Brüder sich endlos in ein Problem verbeißen. Und derweilen sitzen anwesende Mütter wie auf Kohlen, weil sie ihre schlafenden Kinder nicht länger als eine oder anderthalb Stunden allein lassen können.
Aber nun will ich nicht länger mit Ratschlägen aufhalten. Ladet zwei oder drei Freunde ein und fangt an! Und dann werdet Ihr erfahren, wie der Heilige Geist uns „in alle Wahrheit leitet".

Ein Lob der Freiheit!

Wir können Gott gar nicht genug dankbar sein, daß wir solche Haus-Bibelkreise in Freiheit halten dürfen. Und darum sollten wir solche Zeit der Freiheit recht nützen.
Man kann ja allerdings auch seltsame Dinge erleben. So berichtete mir ein Bruder, er habe einen Haus-Bibelkreis anfangen wollen. Aber dann habe der Pfarrer davon gehört und es „verboten".
Und der liebe Mann ließ es sich verbieten.
So etwas ist ja erstaunlich! Wir sind und wollen bleiben Glieder der evangelischen Kirche. Aber diese Kirche hat keine Polizeibefugnisse. Ich hätte gedacht, daß solch eine Mitteilung heute überflüssig sei. Aber man macht sich oft keine Vorstellungen, was alles hin und her im Lande geschehen kann.

Unsere Väter hatten die Freiheit, die wir genießen, nicht.
Oft haben Staat und Kirche die größeren Schwierigkeiten bereitet. Doch hielten unsere Väter an den Hausversammlungen fest. Sie nahmen Verfolgung und Mühen auf sich, um „zusammenzukommen".
Und wir, die wir in Freiheit leben dürfen?! Wir sind zu träge, diese Zeit der Gnade zu benutzen! Wir begnügen uns mit Jammern über den „Schaden Josephs", statt von dem Recht des „allgemeinen Priestertums" Gebrauch zu machen.

Fangen wir also an!

Was sollen wir tun? So fragten wir am Anfang.
Wir sehen, wie weithin und immer mehr eine geistliche Verödung um sich greift. Was sollen wir tun?
Laßt uns neu unsere Gemeinschaften aufsuchen. Und wo keine sind, wollen wir mit Haus-Bibelkreisen beginnen.
Der Erweckungsprediger Flattich im Württembergischen wurde nach dem Gottesdienst von einem Manne angesprochen, der sagte: „Ich bin 9 Stunden gewandert, um wieder einmal Gottes Wort zu hören. In meinem Dorf ist alles tot."
„So?" erwiderte Flattich. „Wie lange sind Sie denn schon im Dorf?"
„Ich lebe dort schon 15 Jahre", erwiderte der Mann.
Da wurde Flattich ärgerlich und sagte: „Dann stimmt es mit Ihrem Glaubensleben nicht! Wenn Sie ein lebendiger Christ wären, dann wäre in dem Dorf längst etwas entstanden."
Was sollen wir tun bei der Aushöhlung und Entleerung der Botschaft? So fragten wir. Und wir wollen nicht aufhören, so zu fragen.
Und da muß jetzt noch eine Antwort her: Wir müssen mit neuer Liebe und Freude die Glaubenskonferenzen besuchen.

LL 1965, Seite 116—119

Mit den Liedern fing es an

1946!
Eigentlich hätte man in der Kirche nur zwei Klänge hören sollen: Der eine Klang: Buße, daß wir alle im Nazireich so versagt hatten. Hätten wir Christen richtig in Wort und Tat unseren Christenstand bekannt, dann wären wir alle den Weg von Paul Schneider, Pfarrer Steil und den andern gegangen, die man in Konzentrationslagern totschlug. Und der andere Klang hätte ein Lob- und Dankgeschrei sein müssen, daß der Herr Seine Kirche in unserm Volk aller Feindschaft zum Trotz erhalten und durchgebracht hatte.
Wenn ich nun aber an die Jahre nach 1945 zurückdenke, dann waren es nicht diese Klänge, die die Kirche erfüllten, wenn sie auch (z. B. das Stuttgarter Schuldbekenntnis) da und dort zu hören waren.
Was aber laut und vernehmlich die Räume der Kirche erfüllte, war der Schrei: „Wir brauchen ein neues Gesangbuch!" Und: „Hinweg mit den Liedern der Erweckung aus dem 19. Jahrhundert!"
Wie wurde gegen das bisherige Gesangbuch gewettert! Und wie erst gegen die Erweckungslieder! Und vor allem gegen die geistlichen Volkslieder.
„Das spielen wir nicht mehr!" erklärten die Organisten, wenn ein Pfarrer zu Weihnachten singen lassen wollte: „O, du fröhliche . . .".
„Diese süßlichen Lieder sind unmöglich!" hieß es auf Pfarrkonferenzen, wenn von „Harre, meine Seele . . ." oder „Stille Nacht . . ." die Rede war.

„Die Jugend will die kraftvollen Lieder der Reformationszeit und sogar der Zeit vorher!" wurden wir belehrt. Allerdings handelte es sich bei „der Jugend", die diese Forderungen stellte, nur um kleine, ausgewählte Kreise von geschulten Jugendchören.
Man hat's geschafft. Die geistlichen Volkslieder sind allmählich aus unserm Volk verschwunden. Die heranwachsende Generation kennt sie nicht mehr.
Es gab einen völligen Kahlschlag, als auch das Gesangbuch abgeschafft und ein neues eingeführt wurde, dessen Lieder kaum jemand singen kann.
Neuerdings sucht man auf dem Kahlschlag mehr oder weniger gute moderne Lieder anzupflanzen. Die Akademie Tutzing gibt sich viel

Mühe. Aber – es ist am Tage – diese „neuen Lieder" werden nur auf Schallplatten abgehört. Gesungen werden sie kaum.
Der Abbau ist gelungen.

Nun ging es an die Vereine

Es war um das Jahr 1950 herum. Da ging das los: „Wir wollen nicht mehr die Vereinsmeierei in der Kirche!" Und: „Die christlichen Vereine hindern den Aufbau der Gemeinde!"
Wacker ging man ans Werk! Die „DCSV" (Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung), eine von Laien getragene Bewegung, wurde zerschlagen. Dafür wurden Studentengemeinden geschaffen, die unter der Leitung von Pfarrern und ihrer jeweiligen Theologie stehen.
Die Jungmänner- und Jünglings-Vereine wurden aus den Gemeindehäusern verjagt und bekämpft, um einer Gemeinde-Jugend Platz zu machen, die an Stelle von festen, geschlossenen Gruppen lose, zerrinnende Sandhaufen waren.
Die Christlichen Vereine Junger Männer (CVJM) wurden als „unkirchlich" diffamiert, als sie sich dem allgemeinen Auflösungstrend nicht anschließen wollten.
Die Bibelkreise für Höhere Schüler (BK) wurden aufgelöst und ersetzt durch Gemeinde-Jugendgruppen, die sich bald zerstreuten.
Frauen-Vereine. Arbeiter-Vereine. „Hinweg! Hinweg!" Und es geschah. Der Abbau schritt gewaltig voran.

Dann ging es an die Bibel

Die Theologie Professor Bultmanns und seiner radikaleren Schüler wurde in breiter Front in die Kirchengemeinden getragen. Allerdings immer nur negativ: „Die Wunder Jesu sind Mythen!" – „Die Auferstehungs-Berichte sind Legenden!" – „Die meisten Paulus-Briefe sind unecht!" – „Blut Jesu, Versöhnung, stellvertretendes Opfer Jesu – mythische Vorstellungen!"
Jede alte Großmutter erfuhr nun zu ihrem Schrecken, daß alles, worauf unsere Väter gelebt haben und worauf sie gestorben sind, „Legenden und Mythen" seien.
„Das Apostolische Glaubensbekenntnis (wofür wir im Kirchenkampf ins Gefängnis gegangen waren) ist doch geradezu durchseucht von einem veralteten Weltbild!" So hieß es. „Hinweg! Hinweg!"

Jetzt kamen die Reste der Jugendarbeit an die Reihe

Man hatte die Vereine zerschlagen. Etwas wirklich Neues war mit der sogenannten Gemeinde-Jugend nicht geschehen. Also mußte der Gehalt der bisherigen Jugendarbeit schuld sein.

Man begann die „neuen Wege".
An Stelle von Bibelarbeit wurden Tanzstunden eingeführt. Zuerst zaghaft mit Volkstänzen. Aber dann ging man fröhlich daran, den Tanzschulen Konkurrenz zu machen.
Vor mir liegt die Nummer 69/1964 des „Mitarbeiterbriefs" der Jugendkammern der Evangelischen Kirchen im Rheinland und von Westfalen. Da wird diese Tanzerei großartig theologisch begründet. Da schreibt einer, der noch gar nicht gemerkt hat, daß diese Versuche sich längst totgelaufen haben. Wir lesen u. a.:
„Es sind die sachlichen und methodischen Gesichtspunkte zu untersuchen, wie und in welcher Weise der Tanz im Bereich der ev. Jugendarbeit zur Menschwerdung des Menschen beitragen kann. Denn dazu ist Jesus Christus in die Welt gekommen, daß wir Menschen nach dem Bilde Gottes werden.
In diesem Sinne ist die Frage nach dem Tanz im Bereich der ev. Jugendarbeit eine vom Wort Gottes her notwendige Frage.
Es kommt zu individuellen Kontakten, die für die Persönlichkeitsfindung außerordentlich wertvoll sind.
Der nichttanzende Mitarbeiter wird immer am Rande stehen. Man wird ihn nur selten anerkennen. Tanzt er aber mit und begibt sich auf die Ebene der Jugendlichen, wird er als einer der ihren akzeptiert.
Eine allgemeine Aufgeschlossenheit für geistige Probleme wird geschaffen und erreicht.
Angesichts der verwirrenden und beunruhigenden Akzente unseres Lebens gelangen die Tanzenden für einen Augenblick in den Zustand der Ruhe. Ausgleich und Harmonisierung des Lebens wird für einen Augenblick dem Durcheinander des täglichen Daseins entgegengestellt. Mitten in der aufgewühlten Situation des Wachsens und Reifens tritt der junge Mensch vorübergehend und selbstverständlich ganz vorläufig ein in eine Oase der Ruhe. Indem man sich gegenseitig den Dienst der Begegnung leistet, findet die Unruhe für einen Augenblick ein Ende.
Aber wir haben heute erkannt, daß die Theologie der Partnerschaft notwendig geworden ist.
Überdenken wir den Tanz als Spiel, so wie wir ihn beschrieben haben, ist er im Grunde nur dem glaubenden, d. h. dem sich Gottes Liebe und Barmherzigkeit anvertrauenden Menschen möglich.
Auf diesem Hintergrund wird der Tanz als Spiel zum Zeichen solcher in Gottes Hand geborgener Existenz. Wie anders aber ist sie möglich als in der Nachfolge Jesu, in dem Gott mit uns und für uns da ist. Wer die Erlösungstat Jesu Christi als Neuschöpfung versteht (2. Kor. 5, 17), der beginnt zu ahnen, was es um die Sorglosigkeit des spielenden Menschen ist.

Aber für den, der sich in Jesus Christus als Kind Gottes erkennt, kann der Tanz zum Erfahrungsfeld des Glaubens werden, der sich zwischen Freude und Leid, zwischen Leben und Tod, zwischen Sünde und Vergebung leiblich ereignen muß.
. . . denn mit dem Partner beim Tanz ist auch Gott mein Partner."

Da kann man nur staunen, was Theologen alles hinkriegen! Ein erleuchteter Christ aber durchschaut die vielen Fehlschlüsse.
„Wir können den jungen Menschen doch nicht mit der Bibel in der Hand ins Haus fallen!" hieß es. Was wurden seitdem nicht alles für verkrampfte „neue Wege" versucht.
Die Jugendgruppen verschwanden. Man ging dazu über, einfach zu Tanzfesten einzuladen, wie beim Kirchentag in Wesel z. B.
Oder man veranstaltet Jugendgottesdienste, zu denen man durch Plakate in ein Kino einlädt und in denen Jazz und andere modische Dinge das junge Volk anziehen sollen. Auf Gemeindebildung wird verzichtet. Ich wiederhole: Auf Gemeindebildung wird verzichtet.
Der Abbau nahm groteske Formen an.

Nun ging's folgerichtig jeder Gemeindebildung zu Leibe

In Prediger-Seminaren werden die angehenden Pfarrer der Gemeinden unterwiesen: Wenn die Gemeinde aufgebaut werden soll, müssen zunächst alle Gruppen verschwinden. „Hinweg mit den Gemeindekreisen!" heißt nun die Parole. „Alle sind doch getauft. Also können wir nicht einen Kreis sammeln. Wir müssen uns an alle wenden."
Da die „alle" nicht kommen, tritt nun in den Parochien eine Friedhofsruhe ein. Man hört nur noch die Schritte der Pfarrer und ihrer Konfirmanden.
Und verstärkt geht die Diffamierung von Gemeinschaften und CVJM-Gruppen weiter, die nicht daran denken, sich aufzulösen in der Hoffnung, daß der junge Pfarrer nun etwas ganz Neues schaffen wird, von dem er selber keine Ahnung hat, wie es aussehen soll.
Nachdem der Selbstmord der Kirche seit 1945 so erfolgreich verlaufen ist, beginnt nun der schwerste Teil:

Der Angriff auf den Sohn Gottes

„Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn . . ." Das mußte nun abgebaut werden.
Die Theologie hatte längst die Waffen geschmiedet, mit denen man dem Bekenntnis der Kirche zu Leibe gehen konnte. Das mußte nun zum Volke kommen.
An Stelle des Heilands der Sünder, des Versöhners, des Sündenträgers

tritt nun — die alte liberale Masche in neuem Gewand! — der Jesus, der ein Vorbild ist. Man glaubt nicht mehr an den Herrn Jesus Christus, sondern man will leben wie der Mensch Jesus.
Vor mir liegt ein „Glaubensbekenntnis", das bei einem Jugendabend in Hannover in einer Kirche vorgetragen wurde. Gewiß: Es kommt alles vor: Gottes Sohn! Das Kreuz! Und doch — wie ist nun alles entleert. Jesus — das Vorbild! Nicht mehr der Erlöser!
Da heißt es:
„Ich glaube an Jesus. Denn er war, was wir sein sollten: Diener aller Menschen und darum Sohn Gottes. Weil er liebte, mußte er leiden. Weil er zu weit ging, mußte er sterben. Aber er starb nicht umsonst und unterlag in Wahrheit nicht. Er wird das letzte Wort behalten und alle, die Toten, die Lebenden und die Kommenden, müssen sich messen lassen an ihm."
Es kommt dann etwas Verschwommenes über den „Geist" und über den „Schöpfer". Und das Bekenntnis schließt mit dem typisch modernen theologischen Satz:
„Nun bin ich einverstanden mit meinem Dasein und bejahe meine Bestimmung, weiterzugeben, was ich von Gott empfange."
Von dem, was der Römerbrief oder Galaterbrief zu sagen wissen, ist hier keine Spur mehr zu finden.
Mich führt nun einmal mein Weg immer wieder zu Sterbenden. Da geht es dann wirklich um die Frage: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?" Soll ich dann antworten: „Jesus lehrt dich, dein Dasein zu bejahen?" Ja, ja, ich verstehe, da müßte dann die Antwort lauten: „Jesus lehrt dich, den Tod zu bejahen!" Aber — offen gestanden! — damit wage ich mich nicht an Sterbebetten.
Und wenn man mir einwendet: „Bei diesem Bekenntnis handelte es sich um eine Versammlung von Jugendlichen", dann antworte ich: Als Großstadt-Pfarrer habe ich so viel handfeste Nöte und auch so großes Schuldig-Werden Jugendlicher gesehen, daß ich mir komisch vorkäme mit diesem Satz: „Bejahe dein Dasein!" Da braucht's mehr! Und dieses „Mehr" ist im Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes enthalten.
Aber nun geht also der Selbstmord der Kirche sogar so weit, daß sie diesen „einzigen Trost im Leben und im Sterben" (Heidelberger Katechismus) abbaut und dafür eine stoische Philosophie setzt.

Der nächste Schritt geht gegen das Ganze

Da ist das Buch des englischen Bischofs Robinson erschienen unter dem deutschen Titel „Gott ist anders". Das, was dieser Bischof lehrt, wird auf deutschen Universitäten von Theologie-Professoren vertreten.

Das ist der völlige Abbau. Der völlige Selbstmord der Kirche! Das ist der Schritt zum – Nichts!
Das Beste, was über Robinsons Buch gesagt wurde, scheinen mir die Sätze des englischen Philosophen Alastair Mac Intyre zu sein (zitiert nach dem Buch „Diskussion zu Robinsons Gott ist anders", Chr. Kaiser-Verlag):
„Dr. Robinson ist Atheist. Das macht an seinem Buch zuerst und vor allem Eindruck . . . Dr. Robinson steht nicht allein. Die Zustimmung zu seinem Buch läßt vermuten, daß die Verbindung von religiösem Vokabular und substantiellem Atheismus sehr anspricht (für Leser, die nicht gern mit Fremdwörtern umgehen, sei der Satz übersetzt: „. . . daß die Verbindung von christlichem Wortschatz und handfester Gottesleugnung sehr anspricht") . . . diese qualifizierte Zustimmung offenbart etwas von der allgemeinen theologischen Situation unserer augenblicklichen Gesellschaft . . . Darum drängen sich zwei Fragen auf: Ist nicht nur Dr. Robinson, sondern die heutige protestantische Theologie im wesentlichen atheistisch? Welches Licht wirft solche Theologie auf unser gesellschaftliches Leben? . . ."

Die Antwort Robinsons, die in demselben Band abgedruckt ist, offenbart nur die Richtigkeit der Sätze von Mac Intyre. Was soll das, wenn Robinson „Gott als übernatürliches Wesen" ablehnt und dafür von der „gnädigen Wirklichkeit" und von der „tiefsten Wahrheit des Seins" spricht!
Theologie heißt Lehre von Gott. Aus der Lehre von Gott ist eine Lehre von der „Mitmenschlichkeit" und eine Lehre vom Menschen geworden. Das heißt: Der Selbstmord der Kirche geht nun so weit, daß man auch die Theologie abbaut.

Der weitere Schritt ist die Flucht der Theologen aus dem Pfarramt

Ich verstehe, daß die jungen Theologen in Scharen aus dem Gemeinde-Pfarramt abwandern zu anderen Beschäftigungen. Es wäre interessant zu wissen, wieviel Theologen heute bei den evangelischen Akademien beschäftigt sind. Man versicherte mir in Württemberg, in Bad Boll seien es über 20! Ich kann die Zahl nicht nachprüfen. Aber ich weiß, daß die Kirchen die Pfarrstellen wegen Theologenmangels nicht besetzen können.
Die jungen Theologen flüchten zu den Akademien, in Berufsschulen, zu Presse, Film und in Jugendpfarrämter. Hier braucht man nicht Sonntag für Sonntag auf der Kanzel zu stehen mit der ganzen erschütternden Leere. Hier kann man diskutieren, schwatzen, reformieren. Hier kann man den Zeugen Jesu aus akademischer Höhe zurufen: „So geht's

nicht!" Hier kann man experimentieren und schwadronieren. Hier geht's nicht um ein klares Zeugnis, sondern um „geistiges Aufgeschlossen-Sein".
Am traurigsten ist es, daß man in diesem Zusammenhang den Religionsunterricht in den Berufsschulen nennen muß. Was hier an Unkontrollierbarem jenseits des kirchlichen Bekenntnisses geschieht, ist erschütternd.

Schritt für Schritt

So treibt die evangelische Kirche Schritt für Schritt seit 1945 ihrer Auflösung entgegen. Wer diese Entwicklung miterlebt hat, dem tut das Herz weh.
Das Schlimme dabei ist, daß alle, die den Weg nicht mitgehen wollen, als veraltet, als rückständig, als nicht „up to date", als unmodern, als „am Rande stehend" gebrandmarkt werden.
Da entsteht für alle ernsten Christen die Frage:

Was sollen wir tun?

Sollen wir aus der Kirche austreten?
Nein! Denn es ist unsere Kirche. Mögen doch die, welche neue Lehren verbreiten, austreten! Wir Jesus-Leute haben in dieser Kirche eine wichtige Aufgabe.
Wir wollen nicht müde werden, die Kirchenleitungen zu bitten: Sagt doch endlich ein Wort! Tut doch nicht, als sei alles in Ordnung! Bagatellisiert doch nicht einen Notstand, der eine große Unruhe und Zerstörung in der Kirche anrichtet!
Wir wollen uns um die Prediger scharen, die noch das klare Evangelium verkündigen. Macht ihnen Mut! Zeigt ihnen, daß sie nicht allein stehen! Als im Jahre 1933 die „Deutschen Christen" auftraten und ein nazistisches Evangelium in die Kirche bringen wollten, geschah eine stille Abstimmung. Die Kirchen der Deutschen Christen (DC) wurden leer. Die Gemeinde sammelte sich um die Prediger, die das Wort Gottes nicht entleerten und verfälschten. So muß es wieder kommen!
Besucht die Gemeinschaftskonferenzen und Bibeltage, bei denen man sich um das Wort der Wahrheit sammelt!
Bildet selber Bibelkreise in den Häusern hin und her! Schließt euch den bestehenden Gemeinschaften an! Kurz, sucht das Evangelium, wo ihr es findet, und sorgt dafür, daß andere es finden!
Und vor allem: Prüfen wir uns, ob wir selber richtig im Glauben und in der Liebe stehen! Ist uns Gottes Wort eine tägliche Freude? Haben wir ein regelmäßiges Gebetsleben? Bekennen wir unsern herrlichen Heiland mit Wort und Tat? Sind wir unseres Heils gewiß?

Ich glaube, die verfaßte Kirche wird eines Tages noch froh sein, wenn da und dort Häuflein von Menschen sind, die sich nicht verwirren ließen.

Im übrigen: Die wahre Kirche Jesu Christi kann nie und nimmer untergehen. Der Herr selbst hat gesagt, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können.

ANGST?!

LL 1966, Seite 84–88 (gekürzt)

Was ist moderne Theologie?

Es ist eine große Unruhe in der Christenheit. Nicht nur in Westdeutschland, sondern auch in den USA, den nordischen Ländern und namentlich auch in England. Ja, auch in der DDR habe ich diese Unruhe gefunden.
Woher kommt diese Unruhe? Die einfache Antwort würde lauten: Von der modernen Theologie, mit der ausgerüstet Scharen von jungen Pfarrern auf die Kanzeln steigen und seltsame Predigten halten. Sie wollen mit dieser Theologie den „modernen Menschen" erreichen. Allerdings erscheint der weniger als je zu diesen Predigten.
Aber der Ausdruck „moderne Theologie" ist undeutlich. Denn es gibt da so viel Strömungen und Nuancen wie Sand am Meer. Und die verbitten es sich, einfach unter dem Sammelnamen „moderne Theologie" zusammengefaßt zu werden.
Und doch ist der Ausdruck berechtigt. Denn eins verbindet diese „modernen" Theologen: Sie leugnen die Heilstatsachen. Das, was die Apostel am ersten Pfingsttag verkündeten, „die großen Taten Gottes", wird als unwichtig abgetan. Darum gilt diesen Theologen das Bekenntnis der Kirche nichts mehr. Denn hier werden in erstaunlicher, für uns Pietisten zuweilen erschreckender Nüchternheit einfach die großen Taten Gottes aufgezählt: Schöpfung, Erscheinung Gottes in Jesus, Kreuz und Auferstehung, Himmelfahrt und Geistesausgießung, Vergebung der Sünden und Auferstehung der Toten. Das alles wird beiseite gesetzt. Darin sind sie sich einig. Und darum dürfen wir getrost den Sammelnamen „moderne Theologie" gebrauchen.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

Die Gemeinde also wird unruhig. Immer lauter wird das Fragen. Und da ist es nun wunderlich zu hören, wie diese modernen Theologen die Gemeinde Jesu beschwichtigen wollen. Beständig hören wir die Versicherung: Ihr braucht doch keine Angst zu haben, wenn ihr glaubt!
Ja, wie man kleine Kinder belächelt, wenn sie sich vor der Dunkelheit fürchten, und wie man ihnen dann gut zuredet, so sucht man uns die „Angst" auszureden.
Was sollen wir nun dazu sagen? Haben wir Angst?
Die Antwort muß lauten: Nein! Und: Ja!
Und das wollen wir jetzt im folgenden deutlich machen:

Wir haben keine Angst!

Wir haben keine Angst um die Bibel

Die Bibel hat schon so viel Stürme überstanden. Sie wird auch den Sturm der gegenwärtigen Bibelkritik überdauern. Davon sind wir ganz fest überzeugt. Und warum? Weil der Herr selber gesagt hat: „Meine Worte werden nicht vergehen" (Matth. 24, 35). Und: „Es wird nicht zergehen ein Tüttel vom Gesetz." Und in Jesaja 40 lesen wir: „Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich."

Der Kampf um die Bibel ist ja ein Stück aus dem Kampf Satans gegen das Reich Gottes, das Gott durch Jesus auf dieser Erde angefangen hat. Darum sei es mir erlaubt, ein Bild aus dem Krieg zu gebrauchen. Es war im Ersten Weltkrieg vor Verdun. Lange hatten wir uns gefragt, auf welchem Wege die gegenüberliegenden Truppen Munition und Proviant bekämen. Eines Tages entdeckte ein Offizier durch das Scherenfernrohr eine verfrühte Feldküche in der Dämmerung fahren. Damit war der gegnerische Zufahrtsweg entdeckt.

Was geschah nun? Sofort wurde ein beständiges Feuer auf diesen Zufahrtsweg gelegt.

So macht es Satan auch. Die Bibel ist der Zufahrtsweg zum ewigen Leben. Wir können das Heil Gottes nur hier finden. Darum legt der Teufel beständig sein Feuer auf diesen Zufahrtsweg, die Bibel. Gelehrte und Ungelehrte, Rassisten, Nationalisten, Atheisten und viele andere wissen immer neue Einwände gegen die Bibel.

Weil wir wissen, aus welcher Ecke dieses Feuer auf die Bibel kommt, fürchten wir uns nicht. Wir haben keine Angst um die Bibel. Denn der Herr „will wachen über sein Wort" (Jer. 1, 12).

Wir haben keine Angst um das Evangelium von der Gnade Gottes, die in dem gekreuzigten und auferstandenen Sohne Gottes Jesus erschienen ist.

In einem Gefängnis des Hitler-Reichs schrieb ich für ein Andachtsbuch folgendes:

„‚Sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben standen' (Matth. 2, 20).

So steht es immer am Ende, wenn irgendwo der Kampf gegen Jesus begonnen wurde: ‚Sie sind gestorben . . .' Wie sollte es auch anders sein? Das ‚Kind' ist ja nicht irgendeiner, sondern der, zu dem Gott gesagt hat: ‚Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion' (Ps. 2).

Wir haben ja gar nie die Sorge, was aus der Sache Jesu werden soll. Die Sache Jesu ist ein für allemal entschieden."

Wir haben keine Angst um die Gemeinde des Herrn

Die Glieder dieser wahren Gemeinde sind von Ewigkeit her von Gott erwählt. Sie sind durch den Heiligen Geist vom Vater zum Sohne gezogen worden. Sie sind durch den Heiligen Geist erleuchtet, daß sie ihren verlorenen Zustand, aber auch die Versöhnung, Vergebung und Gnade im Kreuze Jesu erkannten und im Glauben annahmen. Sie sind „bekehrt zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen".
Von dieser wahren Gemeinde sagt der Herr: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen" (Matth. 16,18). Wie sollten erst die Menschenweisheiten das vermögen!

Wir haben auch keine Angst um unseren Heilsstand

Er ist ja nicht durch uns geworden. Er war das Werk des Heiligen Geistes in uns. Es ging uns wie der Lydia (Apg. 16, 14), der „der Herr das Herz auftat". Und nun gilt auch für Gottes Werk in uns: „Sein Werk kann niemand hindern." Und wir halten uns im Glauben an Jesu Wort: „Niemand soll meine Schafe aus meiner Hand reißen."
Um all das haben wir keine Angst. Die ersten Christen sagten in den Verfolgungszeiten: „nubecula — transibit", d. h. „Es ist ein Wölklein — es wird vorübergehen." Dasselbe sagen wir zu dem Stürmlein des Neu-Rationalismus.

Wir haben Angst!

Wir haben Angst um die uns anvertrauten Seelen

Wie war der Anfang der lutherischen Reformation? Wenn die Menschen zur Buße und Umkehr gerufen wurden, dann zeigten sie lachend ihre Ablaßzettel vor: „Es ist ja schon alles in Ordnung! Ihr seid nur Finsterlinge, die uns unnötig Angst machen wollen."
So begegnen uns heutzutage junge Menschen. Wenn wir mit ihnen darüber sprechen, daß man auch verlorengehen kann und daß Gott in Jesus ihr Leben in Ordnung bringen möchte, halten sie uns entgegen, was sie im Religionsunterricht der Schule oder Berufsschule gehört haben: daß es keinen „Zorn Gottes" gibt, daß die Sache mit Jesus mehr als fragwürdig sei, daß man die Bibel nicht so ernst nehmen dürfe. Denn die „existentiale Interpretation" haben sie nur so verstanden, daß man gar nichts fürchten, suchen oder ernst nehmen muß.
Ja, wir fürchten für die uns anvertrauten Seelen! Noch einmal bringen wir das Wort des großen Kirchenmannes Bezzel, der zu dem Liberalismus seiner Zeit sagt:
„Unsere Theologie, unsere Amtsführung ist nicht aus Angst vor dem Zeitgeist, dessen Wehen zu stark wären, rückständig, sondern aus

Angst um unsere und der Unseren Seelen. Sie macht uns nicht zu Sklaven des Buchstabens, aber läßt uns auch nicht zu Herren des Gottesreiches werden, sondern Diener Christi bleiben. Diener, Haushalter, Verwalter in allen Stücken, aber eben Diener Christi. Ist das Treue, wenn man den schlimmen, wandelbaren, irrenden Menschengeist zu Gericht sitzen heißt, ob Sein Werk und Wort noch gelten oder wie weit sie gelten dürfen? Ist das Seelsorge, wenn wir den teuer erkauften Seelen das Höchste vorenthalten, das Größte kürzen?"

Wir haben Angst um die Volkskirche. Wir haben Angst um die EKiD.

Wir lieben sie, auch wenn man uns das oft nicht glaubt. Wenn wir in LL schreiben und rufen und warnen und kritisieren, dann geschieht das nicht im Kampf gegen die evangelische Kirche, sondern im Kampf um die Kirche.

Ja, es ist unsere Kirche! Und da müssen wir uns wehren, wenn ein fremder Geist eingedrungen ist.

Der amerikanische Schriftsteller und Nobelpreisträger William Faulkner hat einen Roman geschrieben, der unter dem Titel „Das Dorf" in deutscher Sprache erschienen ist. Da schildert er ein Dorf im Mittelwesten der USA, in dem ein zweideutiger Mann Einzug hält. Nun wird es halb komisch, halb erschütternd beschrieben, wie dieser Flem in kürzester Zeit Einfluß und Macht erwirbt, wie er alle bisherigen Ordnungen umwirft und sich immer mehr breitmacht. Bald zieht er Brüder, Vettern und Neffen nach. Wie eine Krankheit breitet sich die Sippe aus. Und einer nach dem andern von den ursprünglichen Bewohnern erliegt diesem Einfluß.

So kommt mir diese „moderne Theologie" vor. Schon sind wir so weit, daß die jungen Theologen es gar nicht mehr für nötig ansehen, sich mit dem Bekenntnis zu befassen. Alles, wofür wir im „Kirchenkampf" gerungen haben, wird als „traditionelle Gemeindefrömmigkeit" vom Tisch gewischt.

Nun ist uns angst um diese Kirche. Sie hat keine Botschaft mehr. Denn dies Geschwätz von „Mitmenschlichkeit" ist ja wohl nicht als Botschaft anzusehen.

Damit gilt dieser Kirche das Wort vom „dumm gewordenen Salz". Was sagt der Herr? „Wo aber das Salz dumm wird, womit wird man's würzen? Es ist weder auf das Land noch in den Mist nütze, sondern man wird's wegwerfen" (Luk. 14, 34 und 35).

Eine Kirche, die nicht mehr von Sünde und Buße, von Gnade und von Gericht und Wiederkunft Jesu zu sprechen wagt, ist „dumm gewordenes Salz". Man wird es hinauswerfen. Die Geschichte weiß von manchen christlichen Kirchen zu erzählen, die „hinausgeworfen" wurden.

Es ist uns angst um unser Volk

Diese Kirche steht in einem Volk, das völlig aus den „Pantinen gekippt" ist. Die Hitler-Begeisterung, die folgende Katastrophe und dann der Wohlstand haben eine Auflösung aller Ordnungen, Maßstäbe und Grundlagen bewirkt. Was ist denn noch Wahrheit? Was ist denn noch gut und böse? Man zuckt die Achseln.
In solch einem Volk sollte mehr als je zuvor eine Kirche stehen, die klar und unentwegt Gesetz und Evangelium Gottes predigt, ohne nach Gunst oder Ungunst der Menschen zu fragen.
Aber was soll diesem Volke eine Kirche, die atemlos hinter allen Strömungen herläuft und fragt: „Worüber wollt ihr, daß wir sprechen sollen? Über Anti-Babypille? Über Atombomben? Über Todesstrafe? Über die Mängel der Kirche? Über moderne Musik? Sagt nur, was ihr wollt! Wir sprechen über alles und jedes! Nur nicht über die Botschaft, die Gott uns aufgetragen hat! Können wir euch noch mehr entgegenkommen?"

Es ist uns angst um dies Volk, dem das Beste genommen wird — durch die, die es ihm geben sollten.
Wer einmal Römer 1, 18—32 aufmerksam liest, der weiß, daß dies Auflösen aller Ordnungen und sittlichen Maßstäbe bereits Gericht Gottes ist. „Er hat sie dahingegeben zu tun, was nicht taugt."
Und die Kirche, die wie ein Fels warnend und rufend und predigend in diesem Volk stehen sollte — eine Kirche, die betend und flehend vor Gott dies Gericht aufhalten sollte —, diese Kirche wird in den Strudel hineingerissen.
Armes Volk! Dies „Dahingegebenwerden" ist wahrscheinlich ein härteres Gericht als die Zerstörung des letzten Krieges.
Ja, um dies Volk haben wir Angst.
Es ist ein Volk, das angefangen hat, all die Schandtaten der Jahre 1933 bis 1945 zu verteidigen, zu entschuldigen, zu verschweigen oder andern Völkern aufzurechnen. Es müßte von Gottes wegen gewarnt werden. Es müßte ihm gesagt werden, daß nur Bekenntnis der Schuld rettet und nicht Selbstrechtfertigung.
Armes Volk, das blind in den Abgrund rennt!

Das Wächteramt

Ja, darum haben wir Angst. Diese Angst hat nichts zu tun mit der Angst, von der wir im Anfang sprachen anhand der beiden Beispiele. Und unsere Angst kann nicht beschwichtigt werden von gut gemeinten Menschenworten. Wir dürfen sie an das Herz des himmlischen Vaters legen. Hier werden wir ruhig.

Aber eins dürfen wir nicht —: schweigen! Wir haben auch ein Wächteramt. Und ob wir gehört werden oder nicht — wir wollen nicht aufhören zu rufen, daß nicht die Botschaft von „Mitmenschlichkeit" und die Modernisierung der Bibel Heil bringt, sondern nur die Botschaft von unserer Verlorenheit und Sünde, von der in Jesus erschienenen Gnade und Versöhnung, von der innigen Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn Jesus und von Seiner Wiederkunft in Herrlichkeit.
Gott wird uns einmal nicht danach fragen, ob wir Erfolg hatten. Es sieht aus, als werde uns kein Erfolg beschieden. Gott aber fragt uns nur, ob wir den uns gegebenen Auftrag ausgeführt haben.

WAS BREMST DENN DA?

LL 1948, Seite 4–7

Ein offenes Wort zur Lage in der Evangelischen Kirche

Ein Wagen fährt in eiliger Fahrt über die Autobahn. Plötzlich muß er herunter mit dem Tempo. Es kommt eine Stelle, wo eine Brücke gesprengt wird. Langsam muß der Wagen auf die andere Fahrbahn einbiegen. Und ganz vorsichtig würgt er sich über die Behelfsbrücke. Das ist nicht schön für den Fahrer.
Aber hinter der Brücke kann er wieder in die rechte Fahrbahn einbiegen. Und dann steht da ein Schild, das jedem Fahrer Freude macht: „Freie Fahrt"
Das ist ein Bild für den Weg der Kirche.
Im Jahre 1933 wurde unsre Fahrt auch gestoppt. Wer den Kampf der „Bekennenden Kirche" mitgekämpft hat, der weiß, daß wir uns oft vorkamen wie Fahrer, die auf einer schlechten Brücke über einen schwindelnden Abgrund fahren.
Und doch — gerade diese Zeit hat unser Gott benutzt, Seine Kirche reich zu segnen. Jawohl, es waren gesegnete Zeiten, als Reformierte, Lutheraner und Unierte zusammen in einer Synode saßen und das Bekenntnis der Kirche gegen die unberechtigten Ansprüche des Staates und der „Deutschen Christen" stellten.
Es waren gesegnete Zeiten, wenn in einer Kirchengemeinde der Pfarrer verhaftet war und ein gläubiger Presbyter predigte.
Vor mir liegt ein Rundbrief aus dem Jahre 1944. Da schreibt ein junger Theologe aus Rußland ein Wort, aus dem wir die herrliche Kraft jener gesegneten Zeit der Läuterung spüren. Er schreibt:
„Aus der Öffentlichkeit ist die Kirche weitgehend verschwunden. Die Einmütigkeit der Gemeinde ist groß. Wo sie abseits der gewohnten Kirchen erstand, bedeutet es das Todesurteil für die gewohnten Kirchen. Ihr Evangelium, — der Herr, — hat sich selbständig gemacht. Mitten in der Kirche, abseits, quer hindurch aber wächst Kirche, nicht nur Privatreligion, und hat, auch wenn sie aus aller Öffentlichkeit verdrängt ist, einen Bezug auf Öffentlichkeit von großer Leidenschaft.
Denn Gott ist kein Gott abseits. Wo Er nicht dabei sein soll, ist Er dabei im Zorn. Und die abseits beten für alle Welt. Was der Kirche äußerlich geschieht, mag man Zusammenbruch nennen. Den Zusammenbruch alles Fleischlichen kann man mit Humor und Grauen abwarten. Ganz unten sammeln sich zerschlagene Leute — verschiedener kirchlicher Couleur. Diese kleinen Leute üben die Parolen, die Gott

gibt. Ganz unten schafft Gott. Nachdrücklich Gott. ‚Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit Seinem Geist und Gaben.'"
Und dann kam das Jahr 1945. Es kam der Zusammenbruch des Nationalsozialismus. Und wenn wir auch alle namenlos litten unter dem Jammer jener Tage — eins erfüllt unsre Herzen mit großer Freude:
Nun standen ja für die Kirche die Zeichen auf „Freie Fahrt!" Alle Fesseln und Beschränkungen fielen. Und mußte nicht gerade jetzt unsre Kirche einem Volke, dem alle Ideologien zusammengebrochen waren, in großer Freudigkeit das Evangelium anbieten? Standen nicht die Türen offen für die frohe Botschaft? Mit großer Bewegung hörten wir, wie in den Kriegsgefangenenlagern sich Tausende um das Wort Gottes drängten.
Nun sind drei Jahre vergangen!
Wir werfen einen Blick auf das weite Feld der Evangelischen Kirche. Wie steht es da? Stehen wir unter dem Zeichen „Freie Fahrt"? Gehen wir in gottgeschenkter Freudigkeit durch die offenen Türen? Liegt über unsrer Arbeit die Befreiung, daß die Fesseln fielen? Gleichen wir dem Wagen, der nach der Fahrt über die enge Brücke nun freie Fahrt vor sich sieht?
Ach nein, so ist es nicht! Mit tiefem Schmerz müssen wir gestehen: wir sind enttäuscht. Es ist, als wenn irgend etwas die freie Fahrt bremste.
Es hat keinen Wert, sich darüber hinwegzutäuschen. Überall sehen wir Verzagtheit, Müdigkeit, innere Armut. Und manch einer seufzt heimlich: „Wie herrlich war es, als wir bedrängt waren! Da war Geisteswehen! Da war Leben! Aber heute . . .!"
Warum ist es so?
Es ist Zeit, nach den Gründen zu fragen!
Da ist nun viel zu nennen: Mangel an Vollmacht bei denen, die das Evangelium verkündigen. Mangel an Liebe, die einander trägt und Geduld hat. Pharisäischer Richtgeist bei den Gläubigen, — und vieles andre, was Gott uns aufdecken möge.
Aber eine besondere Not hat mir heute die Feder in die Hand gedrückt. Ich möchte gern in aller Offenheit eine Sache aufdecken, die weithin die Freudigkeit der Christen lähmt und einen bösen Geist schafft:
Es handelt sich um den geistlichen Führungsanspruch der Pfarrer.
Es ist nun einmal so, daß auf dem Boden der evangelischen Kirche mancherlei freie Werke mit einem ihnen eigentümlichen Charakter entstanden sind. Da gibt es landeskirchliche Gemeinschaften, Jugendbund für EC., die großen Verbände für die männliche und weibliche Jugend, Blaues Kreuz, — und wie sie alle heißen. Es ist gar keine Frage, daß Gott unsre Kirchengemeinden durch diese freien Werke reich ge-

segnet hat. Und ebenso ist es keine Frage, daß diese freien Werke mit ihrer selbständigen Laienführung einer klaren, organisatorischen Aufgliederung der Kirchengemeinden im Wege stehen.
Für einen eifrigen Pfarrer sieht das Bild seiner Kirchengemeinde so aus: Da ist eine Gemeinde-Jugend, eine Gemeinde-Frauengruppe, ein Gemeinde-Männerkreis. Und das alles sammelt sich sonntags im Gottesdienst. Alle diese Kreise werden vom Presbyterium regiert, an dessen Spitze der Pfarrer steht.
Dies schöne Bild aber wird nun gestört durch die freien Arbeiten. Da ist etwa im Ort eine Gemeinschaft, die vielleicht sogar ihr eigenes Haus hat. Gewiß ist der Pfarrer jederzeit willkommen. Aber — die Führung der Gemeinschaft hat er nicht. Oder — da steht neben der Gemeinde-Jugend ein Jungmännerverein, der einen eigenen Vorstand hat.
Nun entstehen die Reibungen:
Der Pfarrer sagt: „Ich komme zu keinem geordneten Aufbau der Gemeinde. Ihr müßt Euch mit Eurer Sondersache in die Gemeinde eingliedern!"
Das freie Werk sagt: „Wie könnten wir ein Werk aufgeben, das Gott noch gebraucht, um Menschen zum Herrn Jesus zu führen! Hier ist uns etwas anvertraut, das wir auf keinen Fall preisgeben dürfen."
Und schon ist der Kleinkrieg da. Der Geist Gottes wird betrübt, die Freudigkeit aller gelähmt. Und die besten Kräfte werden lahm gelegt durch immer erneutes Diskutieren von organisatorischen Fragen.
Es ist nun allmählich dahin gekommen, daß man landauf, landab aus dem Munde der Pfarrer den Vorwurf gegen die freien Werke hört: „Ihr zerreißt den Leib Christi, die Gemeinde!"
Diese ganze Auseinandersetzung bremst die „freie Fahrt" in gefährlicher Weise. Wir sind darum verpflichtet, ein offenes Wort zu sagen.

Im Grunde geht es hier ja um einen geistlichen Führungsanspruch der Pfarrer. Als vor kurzem ein Bundesgauwart eines Jungmännerwerkes in einer Versammlung eines wackeren Männer- und Jünglingsvereins reden wollte, redete der Ortspfarrer den Vereinsvorsitzenden also an: „Was wollen Sie hier? Wir brauchen keinen Bund! Wir sind Gemeinde! Diese Sache ist mir nicht gemeldet. Also werde ich Ihnen mein Gemeindehaus nicht zur Verfügung stellen."
Was uns an dieser Haltung zum Widerspruch herausfordert, ist dies: man sagt „Gemeinde" und meint „Pfarrer".
So meinen weithin die Pfarrer: Was sich unserer Leitung nicht unterstellt, das trennt sich von der „Gemeinde". Aber nicht dies ist das Kennzeichen der „Gemeinde", daß sie sich um den Pfarrer sammelt, sondern daß sie sich um den Herrn und Sein Werk sammelt.

Vor ein paar Jahren hatte ich ein feines Erlebnis. Die Sache war so: In einer Gemeinde, in der jahrelang liberale oder politische Prediger das Evangelium verfälscht hatten, war ein kleiner Jugendbund für EC., der die Kreuzesfahne hochhielt und um den sich eine lebendige Schar gläubiger Christen sammelte. Diese Schar war wirklich inmitten des allgemeinen Todes eine erfreuliche Verheißung.
Nun kam in diese Gemeinde ein eifriger junger Pfarrer. Nachdem er ein Jahr gewirkt hatte, kam er eines Tages zu mir und beschwerte sich bitter: „Der Jugendbund will sich der Gemeinde nicht unterstellen. Ich habe nun eine Gemeinde-Jugendgruppe; aber dieser Jugendbund sammelt unentwegt daneben die Jugend in seinen Stunden." Darauf habe ich dem lieben jungen Bruder erwidert: „Meiner Meinung nach ist der einzige, der sich der Gemeinde nicht unterstellen will — Sie! Denn lange ehe Sie kamen, war in diesem Jugendbund lebendige Gemeinde Jesu Christi. Und ich meine, Sie hätten nun nicht tun sollen, als wenn mit Ihnen das Reich Gottes erst anfange, sondern Sie hätten da anknüpfen sollen, wo Gott schon etwas getan hat, nämlich eben in diesem Kreis. Hier liegt der Fehler, der die ganze Arbeit in Ihrer Gemeinde lähmt und die Freudigkeit verhindert."
Dieser junge Bruder ließ es sich sagen. Er ging zu den Brüdern aus dem Jugendbund, sprach brüderlich mit ihnen, bejahte ihre Arbeit und auch die Freiheit ihrer Arbeit; und bald entstand ein feines und herzliches Verhältnis. Ja, als der Pfarrer krank wurde, vertrat ihn der Leiter des Jugendbundes in den Bibelstunden und sogar in Gottesdiensten. Der Pfarrer hatte einen Kreis gefunden, der betend hinter seiner Arbeit stand.
Es wird Zeit, daß die evangelische Kirche sich theologisch darüber klar wird, welche Stellung das „Amt" eines evangelischen Predigers einnimmt.
Es gab in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen großen und geistvollen Theologen A. F. Ch. Vilmar. Er war ein Mann, der in der Bibelauslegung wirklich etwas zu sagen hatte. Aber dieser Vilmar hat eine Lehre vom „Amt" entwickelt, von der Karl Barth sagt: „Es war, bei allem Respekt vor der Art, wie er es gewagt hat, Ärgernis zu bieten, vielleicht doch nicht nur der Heilige Geist, der ihn so reden ließ." — Wir zitieren Vilmar:
„. . . weil allein von diesem Amt die Wahrheit ausgeht, der Weg gewiesen wird, das Licht hinableuchtet in die Gemeinde . . ." — „. . . im geistlichen Amt ist Christus der Richter aller Welt."
Immerhin hat Vilmar versucht, seine Stellung theologisch zu begründen. Ich glaube nicht, daß einer der heutigen Theologen ihm in seinen Überzeugungen folgen wird. Aber im Praktischen sind heute die mei-

sten Pfarrer Vilmarianer: Was sich ihrem „Amt" nicht unterordnet, löst sich von der Gemeinde!
So geht es nicht! Nein! So geht es nicht! — Wir werden uns damit abfinden müssen, daß es auf dem Boden der evangelischen Kirche mancherlei Gruppen und freie Werke gibt. Sie sind Glieder der Kirche und ein Stücklein Gemeinde, auch wenn sie sich in großer Selbständigkeit und Freiheit vom „Pfarramt" versammeln.
Weiter: Die Einheit des Leibes Christi wird dadurch nicht zerrissen. Denn der Leib Christi ist nicht eine organisatorische Einheit, sondern eine geistliche Einheit.
O, wann werden wir armen Deutschen endlich aufhören, immer nur organisatorisch zu denken! Warum soll es denn ein Schade sein, wenn in einer Kirchengemeinde mancherlei christliche Kreise zusammenkommen? Eine bunte Blütenwiese hat doch auch ihre Schönheit. Aber wir Deutschen fänden es schöner, wenn auf solch einer Wiese nur eine Einheitsblume stünde, die unter einem Züchter wüchse.
Nun hat es aber Gott gefallen, mancherlei Blumen zu schaffen. Und so hat Er auch in Seinem geistlichen Garten mancherlei Blumen. Warum können wir Pfarrer uns so schwer damit abfinden?
Wenn ich nicht annehmen will, daß einfach ungebrochene Herrschsucht vorliegt — und das wollen wir nun doch nicht annehmen! —, dann kann ich keinen andren Grund finden als den: diese Vielgestaltigkeit geistlichen Lebens läuft unsrem organisatorischen Denken zuwider. Das geistliche Leben aber richtet sich nicht nach unsren organisatorischen Wünschen. Denn:
„Der Geist weht, wo er will."
Wohin wir schließlich kommen, zeigt ein Gespräch, das ich vor kurzem hatte. Da klagt mir ein junger Pfarrer sein Leid: „Nun hat sich in meiner Gemeinde ein Jugendbund für EC. aufgetan!" — „Ja, und?" — „Wir haben doch schon einen Jungmädchen- und einen Jungmännerkreis!" — „Ja, und?" — Verzweifelt sagt er: „Da wird doch die Gemeinde zerrissen!" — „Wieso?" frage ich erstaunt, „wir haben in Essen viele Jugendkreise!" — Antwort: „Das ist auch eine Großstadt!" Darauf mußte ich sagen: „Die theologische Frage lautet also: ‚Von wieviel Einwohnern ab dürfen zwei Kreise bestehen, ohne daß der Leib Christi zertrennt wird?'" Da mußte er selber lachen.
Nicht durch die mancherlei Werke und freien Kreise und christlichen Bünde und Gemeinschaften wird die Gemeinde zerrissen, sondern dadurch, daß man sich gegenseitig bekämpft.
Fassen wir zusammen: In Gemeinschaften, Bünden und Verbänden sind viele lebendige Christen, die ermüdet und verärgert werden, weil sie sich dem Führungsanspruch des Pfarrers nicht beugen können. Der

Pfarrer verzehrt sich in einem unnötigen Kampf. Und die Kirche verliert die Liebe von Christen, auf die sie allen Wert legen sollte.
Man sagt „Amt" und kann nicht sagen, woher diesem „Amt" solche Macht kommen soll.
Man sagt „Gemeinde" und meint Parochie oder Kirchengemeinde und ist weit entfernt von dem, was im Neuen Testament „Gemeinde" ist.

Ein gebildeter Mann, der ein rechter Jünger Jesu ist, sagte mir einst im Blick auf den Pfarrerstand: „Es gibt Pfarrherrn, und es gibt Brüder." Und nun stelle ich mir einmal vor, die Pfarrer bejahten es aus ganzem Herzen, daß es auf dem Boden der evangelischen Kirche selbständige Kreise gibt, in denen man wirklich etwas weiß vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen. Und ich stelle mir weiter vor, sie gäben ihren Führungsanspruch in den Tod und würden, — was wir sein sollten! — „Diener" und „Gehilfen der Freude" und „Brüder" allen, die den Herrn Jesus lieb haben:
Wie würden dann plötzlich die Bremsen gelöst — um das Autobild vom Anfang noch einmal zu verwenden.
Nun muß allerdings auch mit aller Offenheit gesagt werden, daß es viele Pfarrer gibt, die es versucht haben, „Bruder unter Brüdern" zu sein. Aber gerade um ihres Amtes willen begegnete ihnen soviel Mißtrauen, daß ihre Herzen sich verschlossen. Darüber müssen wir ein andermal sprechen. Aber es soll hier wenigstens angedeutet werden: Die Brüder in den freien Werken sollten mit viel größerem Vertrauen, stärkerer Liebe und treuer Fürbitte hinter dem schweren Dienst des Pfarrers stehen. Sie sollten sich ihrerseits auch darum bemühen, den Pfarrern „Brüder" zu sein.
Welch eine missionarische Kraft ginge von einer Christengemeinde aus, wo es heißt:
„Einer ist euer Meister, Christus" (und nicht: Einer ist euer Meister: der Pastor!). Wie würden die verschiedenen Orgelpfeifen einen wundervollen, harmonischen Klang ergeben!
Ach, daß es doch in unsrer evangelischen Kirche in großer Freiheit zu dieser geistlichen Einheit und Gemeinschaft käme, die allein Verheißung hat:

„Er das Haupt, wir Seine Glieder,
Er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind Sein."

Wilhelm Buschs geistliche Heimat war der Pietismus der Schwäbischen Alb. Er entstammte dem Schulhaus in Hülben oberhalb von Urach, einem Zentrum des württembergischen Altpietismus. Hier hatten generationenlang die Vorfahren seiner Mutter gewirkt in großem Segen.
Wilhelm Busch ist sein Leben lang ein Pietist und Gemeinschaftsmann geblieben. Er suchte die Gemeinschaft der Brüder, er brauchte sie, in ihr lebte er.
Darum liebte Wilhelm Busch den Pietismus, wie jemand seine Heimat liebt. Er wußte von den Segensströmen, die von dieser Bewegung in über 200 Jahren in die Kirche geflossen sind. Deshalb trat er für den Pietismus ein, einen lebendigen Pietismus, der als lebendige Bewegung vom Wort her der Kirche neue Impulse gibt. In seinem Blatt „Licht und Leben" wollte er ihm eine Stimme geben.
Wilhelm Busch sah den Pietismus durchaus kritisch. Da nämlich, wo der sich auf sich selber zurückzog und in sich Genüge fand. Weil der Pietismus eine missionarische Lebensbewegung der Kirche sein wollte, darum waren Wilhelm Buschs Äußerungen zum Pietismus und zur Gemeinschaftsbewegung oft Weckrufe. Ihm ging es nicht nur darum, das Erbe der Väter zu bewahren, sondern ihre Arbeit in unserer Zeit fortzusetzen.

WAS BREMST DENN DA?

LL 1949, Seite 68—70

Es ist für jeden, der den Herrn Jesus liebhat und dem das Reich Gottes ein Anliegen ist, ein tiefer Schmerz, zu sehen, daß die Christenheit nicht die Vollmacht hat, die heute nötig wäre. Die Welt um uns her hungert nach Gott. Und die Christenheit ist wie gelähmt. Wir empfinden, wie die Fahrt überall gebremst wird.
Wir haben in „LL" ein offenes Wort an die Pfarrer gerichtet. Und wenn auch mancher Widerspruch kam, so sind wir doch gewiß, daß wir gehört wurden.
Nun müssen wir — um der Wahrheit willen — ein ebenso offenes Wort an die Gemeinschaften und freien Werke richten.

Wir gehen dabei von drei Voraussetzungen aus:
1. Gottes Orgel hat viele Pfeifen. Ich habe immer gefunden, daß ich viele Brüder und Schwestern unter Methodisten, Baptisten und Gemeinschaften habe. Ich habe Brüder und Schwestern gefunden unter Lutheranern und Reformierten, bei der „Moralischen Aufrüstung" und sogar in der katholischen Kirche. Obwohl ich selbst in keiner der genannten Gruppen bin (ich bin kirchlich von Herzen uniert und ebenso von Herzen Pietist), habe ich mir immer die Freiheit genommen, mit all diesen Geschwistern Gemeinschaft zu pflegen. Und ich habe viel Segen davon gehabt.
Gottes Orgel hat viele Pfeifen. Das heißt: Ich muß m e i n e n Ton geben; aber ich muß anerkennen, daß es auch andre Pfeifen mit anderen Tönen auf Gottes Orgel gibt.

2. Jesus sagt Johannes 13, 35: „Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt."

3. Wir müssen einander sagen können und aufeinander hören können. Und nun wende ich mich an die Leser aus den Gemeinschaften, deren Blatt „LL" ja vornehmlich ist.
Brüder! Ich finde, daß auch von unserer Seite aus viel „gebremst" wird.

Da ist zunächst zu nennen: die
Intoleranz mancher Gemeinschaftsleute. Wir hören es nicht gern, wenn die Pfarrer „Kirche" und „Amt" sagen, wo sie „Reich Gottes" und „Dienst" sagen sollten. Aber wir hören es ebenso ungern, wenn die Gemeinschaftsleute „Gemeinschaft" sagen, wo sie „Reich Gottes" sa-

gen sollten; wenn die Gemeinschaftsleute so tun, als sei das Reich Gottes in der Kirche und unter der Predigt eines Pfarrers nicht zu finden, sondern nur in ihrer Gemeinschaft. Was ist denn eigentlich gewonnen, wenn man statt „Kirche" „Gemeinschaft" ruft? Es geht um die Ehre Gottes! Sein Reich soll gefördert werden!
Gott hat die Volkskirche nicht verworfen. Sonst würde Er in ihr nicht Bekehrungen und Erweckungen schenken. Und ich möchte manchem meiner Brüder, der über die Volkskirche schilt, sagen: „Was Gott noch segnet, das mache du nicht gemein!"
Weil man seine Gemeinschaft mit dem Reich Gottes gleichsetzt, kommt es nun vielfach zu

ungeistlichen Kämpfen. Da ist — um ein Beispiel zu nennen — in einer geistlich toten Gegend ein gläubiger, eifriger Pfarrer. Er freut sich, daß wenigstens eine Gemeinschaft vorhanden ist. Darum verzichtet er auf eine eigene Jugendarbeit und stellt sich mit in die bestehende Arbeit hinein. Der Prediger der Gemeinschaft aber fürchtet, daß die „berechtigten Belange" der Gemeinschaft angetastet werden, und ruht nicht, bis er den Pfarrer hinausgedrängt hat. Welch eine ungeheure Verantwortung lädt diese Gemeinschaft auf sich, wenn der Pfarrer durch ihr Verhalten in große innere Not kommt, wie sie aus einem Brief spricht, den er einem Bruder schrieb. — Wir erwähnen diesen Fall, weil dieser Pfarrer schreibt:
„. . . Aber man braucht sich auch gar nicht zu wundern, wenn man etwa bedenkt, wie solche Leute durch Artikel wie etwa „Was bremst denn da?" von Wilhelm Busch in seinem „Licht und Leben" bestärkt und beeinflußt werden. Für solche Leute sind sie schlechte Dienstleistungen; denn sie bekommen sie doch alle in den falschen Hals, wenn die Aufsätze gewiß auch zu hören und zu beachten sind. Denn ich habe immer die Erfahrung hier gemacht, daß „die Kirche", die W. Busch immer so ins Scheinwerferlicht stellt, für diese Leute hier etwas ist, was sie selber gar nichts mehr angeht. Es ist nur ein Gegenüber für sie, nicht aber mehr die Gemeinschaft am Evangelium, deren Not und Anfechtung wir alle mitzutragen haben. Manchmal möchte ich unter der ganzen Not hier zusammenbrechen . . ."

Oder ich denke an einen anderen Fall:
Da ist es in einer Kirchengemeinde Sitte, daß die Trauerfeiern für Verstorbene in der Kirche gehalten werden und daß sich dann von dort der „Leichenzug" zum Friedhof begibt. Nun bestehen die Gemeinschaftsleute darauf, daß ihre Verstorbenen im Gemeinschaftshaus aufgebahrt werden und daß dort die Trauerfeier stattfindet.

Das sind doch keine geistlichen Anliegen! Und keinen Tag länger möchte ich „LL" herausgeben, wenn man sich bei solchen Dingen auf uns berufen wollte.

Ich muß hier ein kleines Erlebnis erzählen, das ich vor vielen Jahren hatte:
An einem heißen Sommertag schlenderte ich durch ein kleines Dorf. Ich hatte für den Pfarrer der nahen Stadt den Gottesdienst in diesem Filialort gehalten. Ach, dieser Gottesdienst war jämmerlich besucht gewesen. Das war für mich eine große Enttäuschung; denn ich hatte gehört, daß in dieser Gegend eine lebendige Gemeinschaftsbewegung sei. Und von meiner geistlichen Heimat Württemberg kannte ich es nicht anders, als daß die Gemeinschaftsleute die treuesten Kirchenbesucher waren.
Und nun ging ich an diesem Sonntagnachmittag durch das Dorf, um die Gemeinschaft zu suchen. Ein kleines Mädchen wies mich zu einem Kaufmann. Der sei der Leiter der Gemeinschaft.
Ich schellte an dem großen Hause. Ein alter, patriarchalischer Mann öffnete. „Sind Sie der Leiter der Gemeinschaft? Ich bin cand. theol. Wilhelm Busch."
Mißtrauisch schaute er mich an, als er hörte, ich sei Theologe. „Und was wollen Sie?"
„Ich habe so viel von dem lebendigen Gemeinschaftsleben hier im Lande gehört und wollte gern einmal so eine Gemeinschaft besuchen."
„Da können Sie aber nicht reden!" sagte er brummig.
„Das will ich auch gar nicht. Ich wollte nur mal zuhören."
Er überlegte. Dann holte er einen Stuhl in den Flur und sagte: „Sie können hier warten. Ich nehme Sie dann nachher mit."
Und dann saß ich in dem stillen Flur. Eine Viertelstunde verging. Eine halbe! Mich packte allmählich eine gelinde Wut. Dann ging eine Frau über den Flur in die Küche. Man hörte den lieblichen Ton der Kaffeemühle. Große Berge Waffeln wurden über den Flur in ein Zimmer getragen. Ich hörte, wie die Familie sich an den Kaffeetisch setzte. Und ich armer Kandidat saß da im Flur, Hunger im Magen — und eine große Enttäuschung im Herzen.
Da schellte die Klingel. Der Alte erschien wieder und öffnete die Haustüre. Es kam ein junges nettes Ehepaar, offenbar Tochter und Schwiegersohn des Alten. Herzliche Begrüßung. Schließlich schaute die junge Frau fragend zu mir hin. „Ach, das ist —" sagte der Patriarch "— einer, der unsere Stunde kennenlernen will." Da sprang ich vor: „cand. theol. Busch. Ja, ich möchte herzlich gern etwas sehen von Ihrem . . ."
„Busch?" fragte die junge Frau. „Sind Sie etwa verwandt mit dem

Pfarrer Busch in Frankfurt?" (Mein Vater war unter den Gemeinschaftsleuten wohlbekannt.)
„Er ist mein Vater."
Da fuhr der Alte herum, schlug mir auf die Schulter und rief: „Warum sagen Sie das nicht gleich, daß Sie ein Sohn meines Freundes Busch sind?"
Und dann saß ich am Kaffeetisch. Und die Stunde nachher mußte ich auch halten. —
Später war ich noch etwas mit den „Brüdern" zusammen. Sie baten, ich solle etwas erzählen. Da faßte ich mir ein Herz und erzählte mein jüngstes Erlebnis. Der Alte saß dabei und hörte ernst zu. Und zum Schluß sagte ich: „Jetzt stelle ich mir einen gutwilligen jungen Theologen vor, der Gemeinschaft mit erfahrenen Christen sucht. Wenn der — ohne die Gemeinschaften sonst zu kennen — dies Mißtrauen erlebt hätte, dann hätte er wahrscheinlich für alle Zeiten genug. Und die Pietisten würden klagen über solch einen ‚verständnislosen Pfarrer'."
Nun geschah etwas, was mich überraschte: Die alten Brüder ließen sich von mir jungem Kerl sagen und gaben mir recht. Und ich habe den alten Patriarchen wiederum verstehen können, als er mir erzählte, was er mit Pfarrern durchgemacht hatte.

Machen wir unsererseits diesem traurigen Gegensatz zwischen Kirche und Gemeinschaft dadurch ein Ende, daß wir aufhören, ungeistliche Dinge auf ungeistliche Weise zu verfechten. — — —

Viel Not macht
der Konkurrenzneid. Oft geht es in einem Ort so zu, daß eine Gemeinschaft oder eine freie Arbeit aufblüht, weil die Kirchengemeinde und die Pfarrer versagen. Und dann kommt eines Tages ein eifriger Pfarrer an den Ort, der die Seelen für Jesus gewinnen will. Die Gemeinschaft geht zahlenmäßig zurück. Die Jugend strömt dem Pfarrer zu. Da kommt der stille Neid — und es kommen die Verleumdungen — und es beginnt das heimliche Hetzen.
Brüder! Nicht also! Der Vater der Siegerländer Gemeinschaften, Tillmann Siebel, betete mit den Brüdern um gläubige Pfarrer. Und als der erste, Bernoulli, nach Freudenberg kam, da freute er sich wie ein Kind und wurde ihm ein Bruder. „Wenn Jesus Seine Gnadenzeit / bald da, bald dort verklärt / So freu dich der Barmherzigkeit / Die andern widerfährt." — Wie schön dünken mich die Berichte aus der Erwekkungszeit im Siegerland und Wuppertal, wo die Gläubigen am Sonntagmorgen unter der Kanzel saßen; und am Abend saß der Pfarrer unter den Brüdern und hörte ihnen zu. Wieviel Segen hat der große

Prediger des Evangeliums Gottfried D. Krummacher in den Stunden des schlichten Lederhändlers J. P. Diedrich geholt. Und wie ist Diedrich gestärkt worden durch die Predigten von Krummacher! Es waren eben große Männer mit weitem Herzen und ganze Christen.
Und weiter, Brüder! es gibt nicht nur einen Führungsanspruch der Pfarrer, den wir zurückweisen. Es gibt auch einen

Führungsanspruch der Gemeinschafts-Prediger und Sekretäre. Und der ist ebenso ungeistlich und unschön.
Der Pietismus ist eine Laienbewegung. Wo er das nicht mehr ist, hat er schon das Beste verloren. Es gibt ganz gewiß unmündige Kirchengemeinden, wo der Pfarrer alles tut und die Gemeinde höchstens singt. Es gibt aber ebenso unmündige Gemeinschaftskreise, wo es genau so zugeht, nur daß statt des Pfarrers ein Prediger die Sache macht. Und es gibt CVJM's, wo es eben der Sekretär macht.
Die Gemeinschaftspfleger, Prediger und Sekretäre sollen fördern und vertiefen und evangelisieren. Aber in unseren Kreisen sollten Laien ihre Erfahrungen austauschen und Brüder leiten.
Wo aber der Prediger allein das Wort hat, da ist — achtet nur einmal darauf! — auch bald der „Krach" mit dem Pfarrer da.
O, ich weiß wohl um den mühevollen und auch reichgesegneten Dienst vieler Prediger und Gemeinschaftspfleger. Aber, Ihr lieben Prediger-Brüder!, achtet doch selbst darauf, daß aus einer lebendigen Laienbewegung nicht eine kleine Prediger-Kirche wird! — — —
„Was bremst denn da?" fragten wir. Müssen wir nicht so fragen? Da sind die

Geldsorgen. Vielleicht wird mancher Gemeinschaft dadurch die Vollmacht genommen, daß sie Matthäus 6, 25 ff. zu wenig beachtet. Gewiß, man braucht Geld! Man will ein Vereinshaus bauen. Oder man hat Schulden. Und ganz unmerklich geht es nicht mehr um die Errettung verlorener Menschenkinder, sondern — um Geld. Und nun wird „Betrieb" aufgemacht, um das nötige Geld hereinzubekommen. Da werden Feste „gemacht" und Jubiläen gefeiert — um Geld zu bekommen.
Damit aber verliert diese Gemeinschaft ihre Vollmacht. Um die zu ersetzen, fängt man an, sich genauer abzuschließen von anderen christlichen Kreisen. Die Liebe wird verletzt. Und der Bau des Reiches Gottes wird gehemmt.
Ich rede hier aus allereigenster Erfahrung. Einmal habe ich versucht, eine „Kollektenreise" zu machen, um durch geistliche Reden das Geld zu gewinnen zum Aufbau meines zerstörten Jugendheims. Aber da

haben mir ein paar Frauen so energisch die Augen geöffnet, daß ich das von da ab unterließ. Und – Gott gab uns doch, was wir brauchten. Mit dem hängt ja nun das Letzte, was wir zu sagen haben, zusammen:

Die Gesetzlichkeit. Ein Hauptanliegen des Pietismus ist die Heiligung des Lebens. Es gibt aber so viele unter uns, die „Heiligung" mit Gesetzlichkeit verwechseln. Sie regen sich auf über einen Pfarrer, der raucht; aber selber sind sie gegen Flüchtlinge so unbarmherzig wie Weltmenschen. Sie finden es unstatthaft, wenn ein junges Mädchen ein modernes Kleid trägt; aber in ihrer Familie ist es nicht, wie es sein sollte. Wie wichtig ist das Gebet: „Herr, zeige mir mein Herz!" Es würde viel Reibung vermieden, wenn wir es damit ernstnähmen. – – –

Nun meine keiner, ich hätte mit diesen Anliegen ein Bild der pietistischen Bewegung zeichnen wollen. Sondern ich habe das zeigen wollen, was bremst.
Wie ich in dem ersten „Was bremst denn da?"-Artikel das aussprach, was unter Gemeinschaftsleuten gegen die Pfarrer gemunkelt wird, so schien es mir nun um der Wahrheit willen auch richtig, das zu sagen, was unter Pfarrern gegen die Pietisten eingewendet wird. Und es scheint mir, daß ich das tun muß, weil ich ebenso von Herzen Pfarrer wie auch Pietist und Gemeinschaftsmann bin. Es ist nun eine geistliche Frage, ob diese Anliegen als unberechtigt „mit Empörung" abgetan werden – oder ob wir sie vor Gott prüfen auf ihre Berechtigung.
Nachwort: Ich bin oft gefragt worden, warum ich in diesen „Was bremst denn da?"-Artikeln wie ein „enfant terrible" so offen heraus rede. Nun, ich meine, ein Geschwür schneidet man auf, wenn es in Ordnung kommen soll. – Und was alle denken, wird am besten geklärt, wenn man es einmal offen auf den Tisch legt. Unter Christen jedenfalls sollte es so sein.

DAS ERBE DER VÄTER

LL 1957, Seite 36—38

Wo in unserer Christenheit geistliches Leben ist, da spricht man auch von den „Vätern". Man nimmt uns das oft übel. Man sagt uns: „Das ist typisch für Euch Pietisten, daß Ihr Euch nach rückwärts orientiert. Wir müssen nach vorne schauen!"

Nun meine ich so: Rechte Christen müssen nach vorwärts und nach rückwärts sich ausrichten. Vor uns liegt die Wiederkunft des Herrn Jesus in Herrlichkeit. Darum schauen wir gern nach vorn und sind gewiß: „Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht, sein wird die ganze Welt . . ." Wir orientieren uns aber ebenso nach rückwärts: denn da liegen die Offenbarung am Sinai, Golgatha und Auferstehung — ja, da liegen ganz zurück auch die Schöpfung und der Sündenfall, ohne die wir uns selbst nie recht verstehen können.

Wir wehren uns also dagegen, daß man die Christenheit nur ansehen will als einen Haufen, der mit wehenden Fahnen in die Zukunft marschiert. Wir schauen gern zurück. Und wenn wir zurückschauen, dann fällt unser Blick auch auf die „Väter".

Wer sind die „Väter"?

Eigentlich müßten wir zuerst reden von Abraham, dem „Vater des Glaubens". Aber wir wollen in dieser Betrachtung einmal absehen von den Vätern, die die Bibel uns zeigt. Wir wollen sprechen von Leuten, die uns zeitlich näher stehen.

Als Luther gestorben war und die Reformation zu Ende ging, kam über die Kirche das Zeitalter der Orthodoxie. Die Kampfzeit war gewissermaßen beendet. Nun baute man die Stellungen aus. Da ging es schließlich nur noch um die „reine Lehre". Es gab kaum einen Punkt der christlichen Lehre, über den man sich nicht verzankte.

In jener Zeit entstand die Bewegung, die wir „Pietismus" nennen. Es trat der stille und gelehrte Spener auf und erregte Aufsehen mit seinen Forderungen: persönliches Schriftstudium, lebendiger Glaube anstatt toten Kopfglaubens, Nachfolge Jesu und Zusammenkünfte der Gläubigen um die Schrift.

Und dann müssen wir den August Hermann Francke nennen, den begabten jungen Dozenten, dem es in der Seele weh tat, daß man auf den Lehrstühlen die jungen Theologiestudenten mit kniffligen Lehrfragen langweilte, aber daß kein Mensch sich darüber bekümmerte, daß sie in den Trinkstuben zechten, blutige Raufhändel hatten und mit losen Weibern sich herumtrieben.

In der Kirche wurde die Orthodoxie abgelöst durch eine starke Gegenbewegung, die sogenannte „Aufklärung". Man rief: „Hinweg mit den toten Dogmen! Auf das Leben kommt es an!" Als letzter Rest christlicher Erkenntnis blieben die drei Worte „Gott — Tugend — Unsterblichkeit".

Da trat die Bewegung, die durch Spener und August Hermann Francke (und auch Tersteegen, Zinzendorf, Bengel und andere) entstanden war und die wie ein stiller Strom durch das Kirchengelände floß, aufs neue in Erscheinung. Am Anfang des 19. Jahrhunderts schenkte Gott herrliche Glaubensväter, durch die dieser Strom in die Breite ausbrach und zu den mancherlei Erweckungsbewegungen führte. Wir denken an Männer wie Volkening, Tillmann Siebel, G. D. Krummacher, J. G. Engels und andere. (Es ist interessant, daß auch in anderen Ländern in derselben Zeit Gott bedeutende Erweckungsprediger berief wie Spurgeon, Finney, Moody, Wesley in der englisch sprechenden Welt; von den Franzosen wäre A. Monod zu nennen.)

Bei aller Verschiedenheit ist diesen Männern gemeinsam, daß sie durch große Sündennot und Heilsverlangen zu einer klaren Bekehrung und zu einer Wiedergeburt kamen, wobei sie ihres Heilsstandes gewiß wurden. Als heilsgewisse Zeugen hat Gott sie legitimiert, daß sie Frucht brachten.

Diese Männer haben der heutigen Christenheit ein Erbe hinterlassen. Es ist nötig, daß wir das Erbe festhalten. Und darum schreiben wir von diesen Männern.

Was ihnen wichtig war

a) Tiefenwirkung

Wenn man heute kirchliche Berichte oder Nachrichten über Evangelisationen liest, dann stößt man immer wieder auf das Wort „erreichen". Man liest etwa: „Es wurden zwanzigtausend Menschen erreicht." Man fragt: „Wie erreichen wir die Jugend? Wie erreichen wir den Arbeiter?" „Pfarrer X. erreicht die Gebildeten." „Evangelist Y. erreicht die Randsiedler."

Nun, das ist gut und schön. Aber nicht gut ist, daß man tut, als wenn mit diesem „Erreichen" wirklich etwas erreicht sei. Der Apostel Paulus schreibt: „Gott ist's aber, der uns befestigt samt euch in Christum und uns gesalbt und versiegelt und in unsere Herzen das Pfand, den Geist, gegeben hat" (2. Kor. 1, 21 f.).

Das klingt heutigen Ohren sehr fremdartig. Aber darauf kommt es doch an, daß dies geschieht. Ich habe die große Sorge, daß unsere Arbeit weithin einfach flächenhaft geschieht, aber keine Tiefenwirkung hat.

Dabei fällt mir immer der gewaltige Erweckungsprediger des Wuppertales ein. Gottfried Daniel Krummacher war einst in einer Gesellschaft, in der eine recht oberflächliche Konversation stattfand. Als er lange schwieg, fragte man ihn, ob er denn nichts sagen wolle. Lächelnd stellte er die Frage: „Kennen Sie die Naturgeschichte der Kaninchen?" Als alles verblüfft dreinschaute, sagte Krummacher: „Die machen überall Löcher und bringen es doch zu nichts." Dann stand er auf und ging.
Von unserer heutigen christlichen Arbeit hat man oft auch den Eindruck, daß wir „überall Löcher machen und es doch zu nichts bringen". Den „Vätern" war es wichtiger, daß ein einziger Mensch wirklich durchbrach aus der Finsternis zum Licht, als daß Tausende „erreicht" wurden.

b) Empfindsames Gewissen

Es klingt mir noch im Ohr, wie einer der alten Brüder einmal sagte: „Das tut man nicht in Israel." Die Erweckungsbewegung war ja die Reaktion auf Orthodoxie und Aufklärung. In beiden Bewegungen wurden Lehre und Leben auseinandergerissen. In der Orthodoxie wußte man nur von der „reinen Lehre". In der Aufklärung wollte man ein tugendhaftes Leben ohne die geistlichen Wurzeln. Die Väter im Glauben aber wußten, daß Glaube und Nachfolge zusammengehören, daß der Glaube an die Versöhnung durch Jesus die stärkste Verpflichtung zur Nachfolge bedeutet. August Hermann Francke sagte: „Unmöglich, noch einmal unmöglich, sage ich, ich sage zum dritten Male: Unmöglich ist es, daß ein Mensch in der Tat vor Gottes Angesicht ein Christ sein könne, der diese beiden Stücke trennt: Glauben an Christum und Nachfolge Christi."
So haben die Väter im Glauben einen vorsichtigen Wandel geübt in dieser Welt. Man wirft ihnen vor, sie seien gesetzlich. Nachfolge ist nicht Gesetzlichkeit. Aber die Väter wußten, daß der Geist dieser Welt gefährlich ist. In den Häusern der schwäbischen Pietisten hängt ein Bild vom breiten und schmalen Weg. Da gehören Tanz und Theater auf den breiten Weg. Man stellte keine Gesetze auf in den „Mitteldingen". Aber man hatte ein zartes Gewissen, das auf keinen Fall sich binden lassen wollte durch den Geist der Welt. Unter den Vätern der Erweckungsbewegung waren z. B. viele, welche rauchten. Von Ludwig Harms, dem gesegneten Erweckungsprediger der Lüneburger Heide, kenne ich nur ein einziges Bild. Das zeigt ihn mit einer langen Pfeife. Aber einer der „Väter" warf eines Tages seine Pfeife ins Feuer mit den Worten: „Weil sie mich am Beten hindert, will ich sie nie mehr in die Hand nehmen."

c) Weiter Horizont

Unermüdlich wirft man in der Kirche den Pietisten vor, sie zögen sich von der Welt zurück. Nun, im gewissen Sinn ist das richtig. Und es wäre schlimm, wenn es nicht geschähe. Es ist ein Unterschied zwischen den Gläubigen und der Welt. Es ist auch ein Unterschied zwischen den Gläubigen und den getauften Ungläubigen. Es ist ein Unterschied zwischen den Gläubigen und den Namenchristen. Und darum werden die Pietisten es sich niemals nehmen lassen zu singen: „. . . lasse still die andern / breite, lichte, volle Straßen wandern."
Derselbe Hardenberg aber, der dieses Lied („Wenn ich ihn nur habe . . .") gedichtet hat, hat ein Missionslied gesungen, in dem es heißt: „O geht hinaus auf alle Straßen / und führt die Irrenden herein . . ."

Die Väter der Erweckungsbewegung sagten: „Die Welt ist mein Feld." Man muß nur einmal nachlesen, wie am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Erweckten im Wuppertal zusammenkamen, um Missionsberichte aus aller Welt zu lesen. Während in der übrigen Kirche kein Mensch daran dachte, daß die Christenheit eine Missionsaufgabe hat, kamen die Väter zusammen, um die Rheinische Missions-Gesellschaft zu gründen.
Und genau so war es im Ravensberger Land. Die Missionsfeste wurden die entscheidenden Zusammenkünfte der Erweckten und die „Missionsharfe" ihr Liederbuch.
Nicht nur die Äußere, sondern auch die Innere Mission wurde von den erweckten Kreisen tatkräftig in Angriff genommen. Alle Jugendarbeit in Deutschland geht zurück auf die pietistischen Väter. Das waren Leute mit einem weiten Horizont.

d) Gemeinschaft der Brüder

Von Zinzendorf stammt das bekannte Wort: „Ich statuiere kein Christentum ohne Gemeinschaft." Doch es war den Vätern der Erweckungsbewegung klar, daß die Gemeinschaft sich nicht nur darin bestätigen könne, daß man sich die Predigt oder Bibelstunde eines Pfarrers anhört. Man las im Neuen Testament, daß die ersten Christen „hin und her in den Häusern zusammenkamen". Es ist interessant zu beobachten, wie in den Anfängen der Erweckungsbewegung, ja in den Anfängen des Pietismus der entscheidende Schritt zur Bekehrung für viele der war, daß sie in die „Versammlungen" gingen. Die Welt begriff, daß in diesen Versammlungen ein anderer Geist herrscht als der, den sie hat. In die Kirche konnte man getrost gehen, ohne sich zu kompromittieren. Wer in die „Versammlung" ging, brach in irgendeiner Weise die Brük-

ken hinter sich ab. Doch er blieb nicht einsam; denn nun kam er in die lebendige Gemeinschaft der Brüder.
Zu den Vorwürfen gegen die Pietisten gehört stets auch der Satz: „Es geht ihnen nur um ihre eigene Seligkeit. Darum sind sie hoffnungslose Individualisten." Nichts ist verkehrter als dieser Vorwurf. Den Vätern war es sehr ernst um Gemeinschaft zu tun. Was wirklich Gemeinschaft ist, das haben sie uns gezeigt und vorgelebt. Sie haben das etwa so ausgedrückt: Durch die enge Pforte muß jeder ganz allein hindurch. Den Schritt kann dir niemand abnehmen. Wenn du aber hindurch bist, dann findest du Brüder.
Ein Mann, der von dem persönlichen Glaubensstand und vom „christlichen Individualismus" viel gesprochen hat, war Graf Zinzendorf. Aber von ihm stammt das einzige Lied im Gesangbuch, das wirklich von Gemeinschaft handelt: „Herz und Herz vereint zusammen . . ."

e) Willigkeit zur Schmach Christi

Es ist der Christenheit von heute ein seltsames Anliegen, daß sie in die Welt hineinpasse. Zu diesem Bestreben hätten die Väter den Kopf geschüttelt. Sie waren überzeugt, daß in ihrer Bibel nicht zum Spaß das Wort steht: „Lasset uns hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen" (Hebr. 13, 13).
Von einem der Väter stammt das Wort: „Einmal müssen wir als Narren passieren, entweder hier, wo wir in den Augen der Welt närrische Käuze sind, oder aber in der Ewigkeit, wenn wir klagen müssen: Wir Narren haben des rechten Weges verfehlt." Sie wollten lieber hier in dieser Welt als Narren gelten. Von Kirche, Staat und Bürgertum wurden die Väter und ihre Freunde mit Spott und Hohn eingedeckt. Doch sie haben es als Zeichen genommen dafür, daß sie auf dem rechten Wege seien. Ich glaube, gerade in diesem Punkt haben wir viel zu lernen.

f) Verantwortung für die Kirche

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß die Väter der Erweckungsbewegung von der Kirche ausgesprochen schlecht behandelt worden sind. Wenn es in Deutschland auch nicht so weit kam wie bei dem norwegischen Laien- und Erweckungsprediger Hans Nielsen Hauge, der auf Veranlassung seines Bischofs um seiner Predigt willen ins Gefängnis geworfen wurde, so hat die Kirche häufig den Staat gegen die Pietisten zu Hilfe gerufen. Ich erinnere mich, daß der Professor Östreicher in Bethel uns einmal erzählte, wie er als Bub mit seinem Vater im Badischen Land zu einer Erweckungsversammlung wollte. Sie wurden unterwegs aufgegriffen und für eine Nacht ins Spritzenhaus gesperrt.

Bezeichnend ist auch die Geschichte vom alten Schuhmacher Rahlenbeck, dem „Finenpastor" von Herdecke-Ruhr. Der wurde aufs Rathaus befohlen. In Gegenwart von Gendarm und Bürgermeister warf der Pfarrer ihm vor, er habe verbotene Versammlungen gehalten. „Aber nein!" sagt Rahlenbeck. „Ich habe nur mit zwei Nachbarn die Bibel gelesen." „Dies eben ist verboten!" donnert der Pfarrer. Bescheiden fragt Rahlenbeck: „Wenn ich mit meinen beiden Nachbarn aber Karten gespielt hätte . . ." „Dann wäre es keine verbotene Versammlung gewesen", wird ihm entgegnet.

Obwohl die Pietisten so behandelt wurden, haben sie von Anfang an um ihre Verantwortung für die Kirche gewußt. Gerade die Väter des Glaubens haben gegen die Aufklärung am Bekenntnis der Kirche festgehalten und die Kirche daran erinnert, daß sie ihr Bekenntnis nicht verraten dürfe.

Und so war es nicht nur damals. Immer wieder haben die Pietisten gegenüber den theologischen Modeströmungen die Kirche auf die Schriftwahrheiten hinweisen müssen. Ich weiß wohl, daß man diese Tatsache heute bestreiten will durch die kühne Behauptung, die Pietisten hätten im Kirchenkampf auf Seiten der „Deutschen Christen" gestanden. Es sei eben richtiggestellt: Der Gnadauer Gemeinschaftsverband hat als erster freier Verband sich klar und vernehmlich auf die Seite der „Bekennenden Kirche" gestellt.

Es gehört zu der Tragik in der Geschichte der Evangelischen Kirche, daß sie oft ihre treuesten Glieder nicht verstanden hat. Weil diese Leute ihre freien Zusammenkünfte auf dem Boden der Kirche haben wollten, sah man sie als unbequeme Rebellen an. Weil sie, an der Bibel geschult, mit einem Pfarrer über seine Predigt sprechen konnten, sah man in ihnen lästige Querulanten.

Zum Erbe der Väter gehört, daß die Pietisten sich ihre Freiheit nicht nehmen lassen, doch bis ins letzte hinein sich verantwortlich wissen für ihre Kirche. „Es ist unsere Kirche", sagte einst ein schlichter Bruder, dem ein Pfarrer nahelegte, er möge doch austreten, wenn es ihm darin nicht gefiele.

Eine oft mißverstandene und doch tiefe Liebe zu unserer Kirche, eine Liebe, die sich verantwortlich weiß – das gehört zum Erbe der Väter. (Wenn die Kirche hier eine kleine Liebeserklärung herausliest, hat sie recht getan.)

Wir wollen das Erbe der Väter bewahren

Man kann ein Erbe sehr schnell verludern. Zartfühlende Leser wollen es mir verzeihen, wenn ich es so sage: Kürzlich hörte ich, wie auf der Straße ein paar junge Burschen sangen: „Wir versaufen unser Oma ihr

klein Häuschen . . ." So kann man mit einem Erbe umgehen! Das geht oft sehr schnell. Und ich habe manchmal die Sorge, daß wir alle vom Geist unserer Zeit infiziert sind. Darum ist es gut, wenn wir uns auf dieses Erbe je und dann besinnen und uns fragen, ob wir das Anvertraute bewahrt haben.

DIE AUFGABE DER GEMEINSCHAFTSBEWEGUNG AN DER KIRCHE

LL 1950, Seite 4–8 (gekürzt)

1. Das Thema bedeutet Bejahung der Kirche

Es wird wohl keiner unter uns sein, dem das Thema „Kirche und Gemeinschaft" nicht schon unruhige Stunden bereitet hätte. Ja, ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß manche von uns schon ernsthaft vor der Frage standen, ob es jetzt nicht Zeit sei, aus der Landeskirche auszutreten und sich einer Freikirche anzuschließen. Ich darf ganz persönlich bekennen, daß ich in meinem Leben zweimal vor dieser Frage stand.

Das erstemal: Ich war damals ein junger Theologe, der seine ersten Erfahrungen im Amt machte. Und da geschah es, daß bürokratische Engstirnigkeit und mangelndes Verständnis für das Wort: „Der Geist weht, wo er will", mich in der Arbeit behindern wollten. Nun, die Sache wurde durch das Eingreifen des Konsistoriums, das damals unter dem Einfluß des bedeutenden Generalsuperintendenten D. Zöllner stand, beigelegt. Aber die Erfahrung jener Zeit hat mir sehr deutlich gemacht, daß persönliche Verärgerung kein Grund sein darf, das Band mit unsrer Kirche zu lösen. Leider ist es oft genug geschehen. Aber dann war es ein ungeistlicher Schritt, zu dem unser Herr bestimmt nicht Seinen Segen geben kann.

Das zweitemal: Da war es ernster. Es war, als der gesegnete freikirchliche Pfarrer Wächter aus Frankfurt mich aufsuchte. Er selbst hatte als landeskirchlicher Pfarrer in dem einst ganz liberalen Frankfurt auf der Kanzel seinen Talar ausgezogen und der Gemeinde erklärt, er könne um seines Gewissens willen nicht mehr in einer Kirche bleiben, wo man dem Herrn Jesus die Krone der Gottessohnschaft vom Haupte zu reißen versuche.

Er war schon ein alter und gereifter Christ, als er mich aufsuchte. Und er hatte eine große Vollmacht, als er sagte: „Bruder Busch, nächst unsrer Erlösung durch unsern Herrn Christus ist im Neuen Testament nichts so deutlich gezeigt als dies, wie eine Gemeinde sich aufbaut und wie sie verwaltet und geleitet werden soll. Wie können Sie einer Kirche angehören, welche diese klaren biblischen Weisungen außer acht läßt!"

Ich kann nicht leugnen, daß mir sein Besuch einige unruhige Stunden bereitet hat. Und doch wurde ich am Ende dafür dankbar. Denn es zwang mich dies Erlebnis, die ganze Frage noch einmal sehr ernst zu überdenken. Hier nun das Resultat:

a) Die Kirche, wie sie heute ist, ist durch Gottes Zulassung entstanden

Nach dem Aufhören der Christenverfolgungen unter dem römischen Kaiser Constantin entstand die Massenkirche. Wer wollte diese Entwicklung damals hindern?!
Als diese Kirche im Laufe ihrer Entwicklung das Evangelium fast völlig verraten hatte, schenkte Gott die Reformation. Die Reformatoren wollten nicht eine neue Kirche, sondern Reformation der einen, wahren Kirche. Und als es darüber zur Zertrennung kam, haben die Reformatoren es immer so angesehen, daß Rom sich getrennt hatte — vom Evangelium und damit von der Kirche.
Und war es nicht geradezu wie ein Wunder: Als Hitler meinte, diese evangelische Kirche sei so schwach, daß er sie in seinen Propagandaapparat einspannen könne, leistete sie mit dem Worte Gottes einen so mannhaften Widerstand, daß sie die Stürme überstand.
Wer wollte leugnen, daß bei all dem Gottes Hand mit im Spiel war.

b) Gott hat mich in diese Kirche geführt

Als bei einem Brüdertag einige Brüder etwas abfällig von der Pastorenkirche sprachen, stand ein alter, erfahrener Christ auf und sagte: „Es ist unsere Kirche."
Wir verstehen, was er meinte: Gott hat uns in sie hineingestellt. Nun sind wir ihr in Liebe und Verantwortung verbunden.
Zu einem Bruder kam einst ein Mann und sagte: „Ich bin vor kurzem zum Glauben gekommen. Seitdem sehe ich erst richtig die Schäden der Kirche. Und nun halte ich es hier nicht mehr aus. Ich muß austreten."
Der Bruder erwiderte: „Vor Ihrer Bekehrung haben Sie als Glied der Kirche gesündigt. Sie sind also mitschuldig an den Zuständen. Nun müssen Sie als rechter Christ mithelfen an der inneren Erneuerung der Kirche." Ein gutes Wort!

c) Gott segnet die Kirche noch

Es kommen in der Kirche und durch ihren Dienst Menschen zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus Christus. Wenn es so steht, dann hat Gott die Kirche noch nicht verworfen und verlassen. Und dann kann man nur jedem, der sie verwerfen will, antworten: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein" (Apg. 10, 15).
Das größte scheint mir zu sein, daß Gott zur Zeit des „Dritten Reiches" dieser Kirche Märtyrer geschenkt hat. Das ist eine große Sache, die man wohl bedenken sollte.

d) Die Kirche versteht sich selbst als Kirche des Evangeliums

Die Grundlage der Kirche sind doch die Heilige Schrift und die Bekennt-

nisse der Reformation. Diese Grundlage ist nie aufgegeben worden. Im Gegenteil, — die Ereignisse der letzten Jahre haben doch zu einer neuen Besinnung auf diese Grundlage geführt. Und solange die Kirche eine Kirche des Evangeliums sein will, kann und darf ich sie — trotz aller Schäden — freudig bejahen.
Nur von dieser Voraussetzung aus können wir fragen nach den „Aufgaben der Gemeinschaftsbewegung an der Kirche".

2. *Die kirchliche Gemeinschaftsbewegung wacht über dem Bekenntnis der Kirche*

Nachdem die pietistische Bewegung im Zeitalter der Orthodoxie entstanden war, hat sie eigentlich unablässig für das Bekenntnis der Kirche gegen die Verfälschung des Bekenntnisses in der Kirche gerungen. Denn es ist ja nicht so, daß die evangelische Kirche allezeit treu ihr Bekenntnis bewahrt hätte. Im Gegenteil! Die Kirche ist in betrübender Weise immer wieder den Zeitströmungen erlegen. Und da waren es die pietistischen Strömungen in der Kirche, welche am Bekenntnis und an der Heiligen Schrift festhielten. Und nicht nur das! Sie kämpften mit heißem Ernst um die Reinigung der Kirche von den Verfälschungen des Bekenntnisses.

Dafür einige Beispiele:

a) Die Zeit der Aufklärung (Anfang des 19. Jahrhunderts).

Man denke nur einmal an Henhöfer, den badischen Erweckungsprediger. Wie wurde er von der rationalistischen Kirchenbehörde bedrängt! Mit dem Katechismus aber hat er ihnen widerstanden, und Gott hat ihn benutzt, daß eine Bewegung entstand, in der die Aufklärung überwunden wurde.
Oder ich denke an eine Szene aus der Siegerländer Erweckungsbewegung.
Dort hatte Gott den Gerbermeister Tillmann Siebel aus Freudenberg als Werkzeug berufen. Dieser Mann besuchte nicht mehr die Predigten seines aufklärerischen Pfarrers. Er erklärte: „Wenn Pastoren und Älteste nicht den Geist Gottes haben, wie können sie die Herde Christi weiden? Wie kann man einem erfahrenen und gereiften Christen zumuten, in einer flachen und farblosen Predigt nach Brosämlein zu suchen, da er sich zu Hause und im Kreise von gleichgesinnten Brüdern an einen reichgedeckten Tisch setzen kann."
Als ihm seine Freunde nun zum Kirchenaustritt rieten, erklärte er: „Wir werden ihnen keineswegs den Gefallen tun, uns durch den Austritt aus der Kirche lahmzulegen. Die Kirche ist eine von Gott je und je

gesegnete Heils- und Erziehungsanstalt; aber sie ist nicht das Reich Gottes, nicht die Gemeinde Jesu Christi."
Nun kam eine konsistoriale Kommission nach Freudenberg, und in einer tumultuarischen Gemeindeversammlung wurde T. Siebel angeklagt. Aber aus dem Angeklagten wurde ein Ankläger. Er verglich, den Katechismus in der Hand, die Menschenfündlein, die von der Kanzel gelehrt wurden, mit dem in Geltung stehenden Bekenntnis der Kirche. Er forderte in einer machtvollen Ansprache die Rückkehr der Kirche zu ihrem Bekenntnis.
Es ließen sich genug Beispiele dafür anführen, daß die pietistische Erweckung nicht ein Zweig am Baum der Aufklärung war, sondern daß vielmehr dieser Pietismus die Kirche zu ihrem Bekenntnis zurückgebracht hat.

b) Die Zeit des Liberalismus (um die Jahrhundertwende).

Es war ebenso in der Zeit des Liberalismus. In meiner Jugendzeit wurde auf fast allen Kirchenkanzeln Frankfurts das verfälschte Evangelium des Professors Harnack gelehrt, der erklärt hatte: „Jesus hat das Evangelium gelehrt, aber er gehört nicht in das Evangelium hinein." Da wurde der Satz des Bekenntnisses: „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn . . ." geleugnet. Der zweite Artikel war ein Märlein geworden. Dann baute einer der reichen Männer Frankfurts zwei Kirchen und stellte pietistische Pfarrer an. Es entstand ferner durch den gesegneten Herrn de Neufville eine kleine Erweckung, die das Vereinshaus Nordost zum Mittelpunkt geistlichen Lebens bekam.
Was hier von Frankfurt a. M. berichtet wird, könnte ebenso von vielen andern Orten erzählt werden. Wieder war es der Pietismus, der nicht nur am Bekenntnis der Kirche festhielt, sondern die Kirche zur Besinnung rief.

c) Die Zeit der „Deutschen Christen" (um 1933/34).

Als im Jahre 1933 die Kirche sich selbst auf ihr Bekenntnis besann gegenüber den Verfälschungen des Evangeliums, war es der Leitung des Gemeinschaftsverbandes und der Jugendverbände, die aus der Erwekkung stammten, selbstverständlich, daß sie ohne Bedenken sich auf die Seite der „Bekennenden Kirche" schlugen.

d) Heute

Und wenn nun heute sich eine neue verspätete Aufklärung mit dialektischer Fassade durch Theologen Bultmannscher Prägung in die Kirche einschleichen will, dann wird die Gemeinschaftsbewegung — wie einst! — gelassen das Odium theologischer und wissenschaftlicher Unbildung

auf sich nehmen. Sie wird nicht allein selbst beim Bekenntnis der Kirche bleiben, sondern die Kirche allezeit daran erinnern, daß der zweite Artikel nach wie vor zum Bekenntnis der Kirche gehört.
Und dies – meinen wir – sei die Aufgabe der Gemeinschaftsbewegung an der Kirche.
Wenn das Glaubensbekenntnis mancher Universitätstheologen heute schon wieder so aussieht:
„Ich glaube an Jesum Christum, zwar nicht Gottes eingeborenen Sohn, aber unsern Herrn; nicht empfangen vom Heiligen Geist; geboren, aber nicht von der Jungfrau Maria; gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben; nicht niedergefahren zur Hölle; nicht auferstanden am dritten Tage von den Toten; nicht aufgefahren gen Himmel; nicht sitzend zur Rechten Gottes, des Vaters; darum wird er auch keineswegs wiederkommen, zu richten die Lebendigen und die Toten",
so erhebt die Gemeinschaftsbewegung ihre Stimme und erklärt: „Dies verstümmelte Bekenntnis verschweigt unsern einzigen Trost im Leben und im Sterben."
Indem die Gemeinschaftsbewegung über dem Bekenntnis der Kirche wacht, kämpft sie für die Kirche. Kürzlich fragte uns ein Freund: „Warum kämpft Ihr so heftig gegen die Kirche?" Wir antworteten ihm: „Es gibt einen lustigen Schulroman von Spoerl, der auf dem Titelblatt den köstlichen Satz hat: ‚Dieser Roman ist ein Loblied auf die Schule, aber es ist möglich, daß die Schule es nicht merkt.' In Abwandlung dieses Satzes möchten wir sagen: ‚Die ganze Gemeinschaftsbewegung ringt um die Kirche, aber es ist möglich, daß die Kirche es nicht merkt.'" Bis jetzt jedenfalls hat sie es nicht gemerkt!

3. *Die Gemeinschaftsbewegung ist der Grenzwall der Kirche gegen das Schwärmertum*

Alle Irrlehren und Schwärmereien, die der Kirche zu schaffen machen, sind ja nur ein Ausdruck dafür, daß irgendein Punkt der Lehre oder des christlichen Lebens in der Kirche zu kurz kam.
Wie kommt es denn, daß die „Zeugen Jehovas" solchen Anhang finden? Liegt nicht hier ein Versäumnis der kirchlichen Verkündigung, in der die Lehre von den „Letzten Dingen" einfach zu kurz kam? Wo hörte man denn eine Predigt, in der die Rede war von der Wiederkunft Jesu? Ist es nicht einfach unglaublich, wenn heute führende Theologen erklären, Israel habe keine Bedeutung mehr in der Geschichte des Reiches Gottes und die Sammlung Israels in Palästina sei für Christen belanglos?
Wenn eine neue Pfingstbewegung heute die Gemeinden beunruhigt,

wenn Geistesbewegungen wie Pilze aus dem Boden schießen, dann liegt hier einfach ein Versäumnis der kirchlichen Verkündigung vor, die nichts mehr wußte von der Versiegelung und von den Geistesgaben in der Gemeinde.
Wenn heute „Gesundbeter" aller möglichen Art die Gemüter verwirren, dann wird hier deutlich, daß die Kirche dem Wort Jakobus 5, 14-16 sorgfältig aus dem Wege ging.
Und wenn da und dort ein ungesundes Konventikeltum sich breitmacht, so ist dies die Quittung dafür, daß dem gesunden Bedürfnis eines bekehrten Christen nach Gemeinschaft und brüderlichem Forschen in der Schrift nicht Genüge geschah.
Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß alle Schwärmereien immer eine Ursache im Versagen der kirchlichen Verkündigung haben. Nicht die einzige Ursache, gewiß nicht! Aber eine bedeutende! Nun hat die Gemeinschaftsbewegung all die genannten Stücke in ihren Kreisen immer getrieben. Sie kann es ja auch ganz anders, weil sie nicht mit den blinden Massen zu tun hat wie ein volkskirchlicher Pfarrer.
Aber eben darum hat sie ihre Bedeutung als Bollwerk der Kirche gegen diese Schwärmereien. Wo eine lebendige Gemeinschaftsbewegung ist, werden viele dieser geistlichen Bedürfnisse unruhiger Gewissen und nach Wahrheit verlangender Seelen in biblischer Weise gestillt. Die verlangenden Seelen werden nicht den Schwärmern zulaufen, wenn sie in einer Gemeinschaft rechten, brüderlichen Geist und ein ernstes Forschen in der Schrift gefunden haben. Ein Ort aber, der keine gesunde Gemeinschaft hat, wird ungeschützt all dem Neuen gegenüberstehen, das diese Sekten gegenüber der kirchlichen Verkündigung bringen.
Die Gemeinschaftsbewegung, das Bollwerk der Kirche gegen die schwärmerischen Bewegungen!
Wenn es so ist — und es ist so! — dann ist allerdings die Gemeinschaftsbewegung hier auch besonders gefährdet, wie eben die Bewohner der Grenzbefestigungen immer die meiste Gefahr zu ertragen haben. Und es ist kein Wunder, daß immer wieder manche Kreise der Gemeinschaftsbewegung der Schwärmerei erlegen sind. Bei Grenzbefestigungen muß man im Krieg mit Verlusten rechnen. Auch im geistlichen Kampf! Dies aber ist für die Kirche wahrlich kein Anlaß, die Gemeinschaftsbewegung zu verdächtigen. Im Gegenteil: Die pietistischen Kreise sehen hier ihre Aufgabe an der Kirche. Sie nehmen die Gefahr auf sich, die ganze biblische Wahrheit (und die Bibel ist wohl ein gefährliches Buch!) zu verkünden.
Sollte die Kirche die Gemeinschaftsbewegung nicht gerade um dieser Gefährdung willen lieben?!

4. Die Gemeinschaftsbewegung ist das Gewissen der Kirche

Wir wollen das, was hier gemeint ist, an einer Reihe von Beispielen aufzeigen:

Immer wieder macht die Kirche Ansätze, die Bedeutung des Pfarramts theologisch zu klären. Ich bin nicht sicher, gar nicht sicher, ob sie nicht schon längst sich der katholischen Auffassung von der Bedeutung des „Priesters" angenähert hätte, wenn nicht der Pietismus immer wieder mit unüberhörbarer Deutlichkeit auf das allgemeine Priestertum der Gläubigen aufmerksam gemacht hätte. Selbst die Reformierten sind hier nicht geschützt, wenn nicht eine lebendige Laienbewegung (und die Gemeinschaftsbewegung ist eine Laienbewegung, oder sie ist nicht) als lebendiges Gewissen allen klerikalen Bestrebungen ein Halt gebietet.

Schon längst hätte unsre Kirche die Gleichsetzung: „Gemeinde = Parochie oder Kirchensteuerzahlerbezirk" vollzogen, wenn nicht der Pietismus immer wieder auf die Bedeutung der neutestamentlichen Gemeinde Jesu hingewiesen hätte.

Und ebenso wäre sicher die Gleichsetzung „Volkskirche = Kirche Jesu Christi" vollzogen worden, wenn nicht der Pietismus die Fragwürdigkeit solcher Gleichsetzung aufgezeigt hätte. Der Pietismus hat immer wieder darauf hingewiesen, daß man das Baugerüst nicht mit dem Bau gleichsetzen darf.

Sicher wäre die Kirche längst einer Überschätzung der uns so teuren Sakramente verfallen, wenn nicht der Pietismus unablässig die Notwendigkeit der Bekehrung, der Geistesversiegelung und ähnlicher biblischer Lehrstücke betonte.

Ebenso hat die Gemeinschaftsbewegung das Gewissen der Kirche zu sein, wenn die Kirche fragt, wie denn nun der „Leib Christi" erbaut werde und wie die Kirche erneuert werde. Immer wieder versucht die Kirche diese Erneuerung auf dem kläglichen Wege liturgischer Reformen oder einer Gesangbuchreform (wie wir das leid sind!) oder gar einer Verwaltungsreform. Ach, und nun all die gutgemeinten Versuche einer Belebung der Laientätigkeit!

Demgegenüber betonen wir es bis zur Ermüdung, daß, wo nicht Menschen wiedergeboren werden durch das Wort Gottes, alles Bemühen um Erneuerung und Belebung vergeblich ist.

Auch in der Stellung zu den Dingen dieser Welt muß der Pietismus das Gewissen der Kirche sein. In Zeiten, in denen die Kirche Ansehen genießt (und heute ist es in den Westzonen so), entsteht der Gedanke einer Verchristlichung der Welt.

Wir wollen das am Kino deutlich machen: Alle kirchlichen Blätter spre-

chen zur Zeit von der „christlichen Verantwortung für den Film". Und wie das dann so geht: Man verliert auf einmal alle Maßstäbe. In Tageszeitungen werden uns Bilder vorgeführt, wie ein Landesbischof ein Filmatelier besucht. Und die lieben Christenleute werden aufgefordert, doch ja die „guten Filme" zu besuchen. (Ob ein Film „gut" war, weiß man nun allerdings meist erst hinterher!)
Es bleibt der Gemeinschaftsbewegung vorbehalten, darauf hinzuweisen, daß „Welt" wohl allezeit „Welt" bleiben wird. Und daß ein gelegentlicher „guter" Film ja einfach gar nichts daran ändern wird, daß der nervenaufpeitschende und erotische Film immer das beste Kassengeschäft bleiben wird; daß es für einen Christen heilsam ist, in letzter Distanz den Vergnügungen der „Welt" gegenüber zu stehen; und daß es für den Jünger Jesu eine heilsame Askese gibt; und daß es einfach eine Erfahrung ist, daß ein junger Mensch, der regelmäßiger Kinobesucher ist, stumpf wird für die Eindrücke und Maßstäbe des Wortes Gottes.
Dies eine Beispiel mag genügen, wenn wir sagen: Die Gemeinschaftsbewegung muß immer wieder das Gewissen der Kirche sein.
Daß sie hierbei allezeit in der Gefahr steht, gesetzlich zu werden, gehört zu den Gefahren, die jeder Christ auf sich nimmt, der es mit der Nachfolge Jesu ernst meint.

5. Zum Schluß

Wir sind – um es noch einmal zu sagen – ernsthaft der Überzeugung, daß die Kirche, die wir aus vollem Herzen bejahen, der Gemeinschaftsbewegung nicht entraten kann, wenn sie nicht großen Schaden leiden will.

DER UNANGENEHME PIETIST

LL 1964, Seite 132–141 (gekürzt)

Als ich im Jahre 1947 die Schriftleitung von LL übernahm, war es meine Absicht, dem Pietismus eine Stimme zu geben. Man verstehe mich recht: Es geht nicht um die Geltung einer Bewegung oder einer „Richtung". Wir Pietisten möchten nichts anderes, als daß in unserm eigenen Leben und ebenso in unserer Kirche und in den Gemeinschaften das Wort Gottes wirklich die einzige Richtschnur sei.
Aber wenn wir nun einfach „Pietismus" sagen, weiß schon jeder, was gemeint ist.
Ich wollte also „dem Pietismus eine Stimme geben".
Das hat unser Blatt im Laufe der Jahre in allerlei Kämpfe verwickelt. Nicht nur das Blatt „LL"! Sondern der Pietismus mußte Stellung nehmen gegen mancherlei zerstörende Einflüsse in der Kirche: gegen die moderne Theologie, gegen Klerikalismus, gegen Verwässerung der Jugendarbeit durch sogenannte „neue Wege", gegen verharmlosende Katholisierungs-Tendenzen und manches andere.
Da ist viel „gegen"! Nun, wir haben nicht nur „gegen" zerstörende Einflüsse gekämpft. Es war uns immer wichtig, „für" die Geltung des vollen Evangeliums die Stimme zu erheben.
Aber — wie gesagt: Es war viel Kampf. Und da dürfen wir Pietisten uns nicht wundern, wenn verstärkt alte und neue Vorwürfe gegen uns erhoben werden.
Wir dürfen auch die Vorwürfe nicht einfach abtun, als seien sie samt und sonders unberechtigt. Wir sollten uns selber immer wieder den Spiegel vorhalten und uns fragen: „Worin sollten wir anders sein? Was stimmt bei uns im Lager des Pietismus nicht?"
Man hält uns oft für unangenehme Leute. Wir müssen uns fragen: „Sind wir nicht manchmal wirklich sehr unangenehme Menschen? Halten wir nicht manchmal für ‚Schmach Christi', was in Wirklichkeit unser eigenes, ungeheiligtes und ungeistliches Wesen uns einträgt?"

Geistlich oder fleischlich?

Wir brauchen täglich die Vergebung der Sünden. Denn es gibt — so drückte es Hans Dannenbaum einmal aus — „Sünden der Heiligen". Es gibt Sünden im Leben der Gotteskinder, die mit den Sünden der Welt nichts gemein haben. Sie sind ganz speziell „Sünden der Gotteskinder". Sie bestehen darin, daß wir ein an sich wichtiges und berechtigtes Tun in ungeistlicher Weise, in fleischlicher Weise, ausüben und damit verfälschen.

Ein paar Beispiele sollen es deutlich machen.
Ein Pietist muß den Mund aufmachen gegen die Verfälschung des Evangeliums. Es ist gut, wenn er das tut. Aber wenn er dies in fleischlicher Weise tut, in ungeistlichem Zorn, dann ist es abstoßend. Tut er es aber in der Vollmacht des Heiligen Geistes, dann werden die redlichen Herzen überzeugt werden.
Oder: Ein Pietist bemüht sich um Heiligung seines Lebens. Denn er kennt das Wort der Schrift, daß „ohne Heiligung niemand den Herrn sehen wird". Aber solche Heiligung muß geistlich sein. Sie kann aber auch eigenes, fleischliches Werk sein. Dann wird sie zur Gesetzlichkeit und stößt ab.
Oder: Ein Pietist hat einen Eifer für die Sache des Herrn. Er arbeitet mit, wo er kann. Aber er muß sich die Aufgaben vom Herrn zeigen lassen und geistlich gesinnt sein. Man kann auch im Weinberg des Herrn arbeiten in fleischlichem Eifer, um sich wichtig zu tun, um vor Gott und Menschen zu gelten. Oder weil man sich für unentbehrlich hält.
Es sei genug! Darum ist es so unendlich schwer, einen Gläubigen von seinen Sünden zu überführen, weil er sie für seine Tugenden hält. Ohne den Heiligen Geist wird das nicht gelingen. Und ich muß über dem Schreiben dieses Aufsatzes recht beten, daß der Herr uns unser eigenes Herz aufdecken möge!
Und nun wollen wir einmal offen von den „unangenehmen Pietisten" reden.
Oeser hat einmal ein Ehezuchtbüchlein geschrieben. Darin heißt es am Anfang: „Wer ein Ehezuchtbüchlein schreibt, schreibt eine Selbstanklage." Ich bin überzeugt, daß ich ebenso sagen muß: „Wer von den Sünden der Gotteskinder schreibt, schreibt eine Selbstanklage."

Der immer dagegen ist

Von einem originellen Prediger hörte ich einmal den Satz: „Rechte Christen sind wie Forellen. Solange sie gesund sind, schwimmen sie gegen den Strom. Nur tote Forellen treiben mit der Strömung."
Er hat gewiß recht. „Stellet euch nicht dieser Welt gleich", sagt die Bibel. Und: „Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht."
Wir müssen also gegen den Strom schwimmen: gegen den Strom der allgemeinen Weltsünden, gegen den Strom des Zeitgeistes, gegen den Strom der Schlagworte und Verführungen auf allen Gebieten. Auch gegen Strömungen in der Kirche, die das Evangelium verfälschen.
Aber gerade hier kann aus einer geistlichen Haltung eine sehr üble, querköpfige und abstoßende Art werden.
Ich vergesse nicht, wie mir mal ein Pfarrer sagte: „Wir haben zwei

pietistische Brüder in unserm Presbyterium (Kirchengemeinderat). Es ist schade, daß die immer ‚dagegen' sind. Es kann kommen, was will — ob es sich um Jugendarbeit oder um Dachrinnen an der Kirche handelt —, man kann sich darauf verlassen, daß sie dagegen sind. Ich meine, bei den Dachrinnen könnten sie auch mal mit uns gehen."
Da schwimmt man also nicht mehr in der Kraft des Heiligen Geistes gegen den Strom des Zeitgeistes. Man ist vielmehr ein armseliger Querulant geworden, dessen Rat und Stimme nicht mehr ernst genommen wird.
Da denke ich nun an ganz andere Pietisten, zu denen auch Weltmenschen gerne kommen, um sich in mancherlei Fragen Rat und Hilfe zu holen.
Laßt uns doch nicht pietistische Querulanten sein!

Der jeden Splitter im Auge des andern sieht

So hat unser Herr gesagt: „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge . . .!" Es ist seltsam: Trotz großer Kurzsichtigkeit können wir in den Augen der andern den klitzekleinsten Splitter ganz genau sehen. Wie kommt das nur?!
Auf diesem Gebiete liegt wahrscheinlich die besondere Begabung der pietistischen Schwestern. Warum sehen wir Pietisten so gut die Splitter in andern Augen? Weil wir die Maßstäbe Gottes kennen. Wir können Sünden und Fehler beurteilen.
Nun hat Paulus im 2. Kapitel des Römerbriefs von solchen Pietisten gesprochen:
„Du rühmst dich Gottes und weißt seinen Willen; und weil du aus dem Gesetz unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu tun sei, und vermissest dich, zu sein ein Leiter der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Züchtiger der Törichten, ein Lehrer der Einfältigen, hast die Form, was zu wissen und recht ist, im Gesetz. Nun lehrst du andere, und lehrst dich selber nicht; du predigst, man solle nicht stehlen, und du stiehlst; du sprichst, man solle nicht ehebrechen, und du brichst die Ehe; dir greuelt vor den Götzen, und du raubest Gott, was sein ist; du rühmest dich des Gesetzes, und schändest Gott durch Übertretung des Gesetzes; denn ‚eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden', wie geschrieben steht."
Als ich als junger Mann zum erstenmal meine Braut in unsre Familie brachte, gab meine Mutter vorher an meine Geschwister den wundervollen, geistlichen Befehl aus: „Wir wollen nur Gutes an der Braut sehen. Sollte eins von euch einen Fehler sehen, dann darf es auf keinen Fall mit irgendeinem andern darüber sprechen. Aber man darf und soll es Gott sagen."

Man darf die Splitter, die man in andern Augen sieht, Gott sagen. Das ist gut!
Aber wir werden nicht viel Splitter zu sehen bekommen, wenn wir den Balken im eigenen Auge erkennen.
Von dem gesegneten Lederhändler und geistlichen Anreger im Wuppertal, Johann Peter Diedrichs, wird berichtet:
Er war einmal in einem Kreise, in dem man über die Fehler anderer herzog. Da verstummte der sonst so lebhafte Mann. Es fiel auf, daß er so stille wurde. Drum fragte ihn jemand nach dem Grund. Da erwiderte er: „Mir geht es wie denen, die bankrott gemacht haben. Diese armen Leute können an jeder Unterhaltung teilnehmen. Kommt aber das Gespräch auf einen Bankrott, so sagen sie kein Wort mehr. Die Gebrechen, die ihr an jenem Christen findet, habe ich alle bei mir gefunden, und das macht mich kleinlaut."

Der Gesetzliche

Die Bibel spricht sehr nachdrücklich über das neue Leben der wiedergeborenen Christen: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" Das ist klar.
Einem meiner jungen Mitarbeiter im Jugendwerk wurde einmal vorgehalten: „Ihr seid engherzig, daß ihr bei Tanzereien und weltlichen Festen nicht mitmacht. Man kann die Menschen nur zum Evangelium führen, wenn man mitten unter ihnen lebt." Da antwortete der junge Mann: „Wenn ich jemand im Sumpf versinken sehe und will ihn retten, darf ich ihm nicht nachspringen in den Sumpf. Im Gegenteil! Ich muß auf festem Boden stehen, damit ich ihm die Hand reichen kann."
Das ist unsere geistliche Linie. Aber wie schnell kann aus dieser Haltung ein unevangelisches, gesetzliches Wesen werden! Da macht man seine eigene Lebensführung zum Maßstab für alle andern. Das ist fleischlich und kommt aus einem „Herr-über-andere-sein-Wollen".
Man erkennt einen Christen nicht daran, daß er nicht raucht, nicht trinkt, keine bunten Krawatten trägt und nicht ins Theater geht. Man erkennt ihn an der Liebe und an der Sanftmut und an der Geduld und am Glauben und an der Keuschheit und an all den andern Geistesfrüchten.
Es ist sehr wichtig, daß wir für uns selber feste und auch harte Maßstäbe anlegen. Aber eben nur für uns! Aber die dürfen wir nicht als „Joch auf der Jünger Hälse legen".
Und wir werden wohl auch einem Bruder, der allzu frei die Dinge der Welt gebraucht, sagen müssen, daß sich das nicht verträgt mit der Nachfolge Jesu. Aber das muß Seelsorge sein und nicht ein Richten!
Vor allem aber sollten wir unbekehrten Menschen nicht mit den „Auf-

sätzen der Ältesten" kommen, sondern mit Jesus und Seinem Heil.
Nach einer Evangelisation von Billy Graham war viel die Rede von folgendem Vorfall: Ein junges Mädchen wurde erweckt. Sie kam in eine Gemeinschaft. Aber sie wurde unfreundlich aufgenommen, weil sie rot bemalte Lippen hatte. So verschwand sie wieder, ehe man ihr mehr vom heiligen Gott, von Sünde und vom Herrn Jesus und Seiner Erlösung sagen konnte.
Das ist ungeistliche Gesetzlichkeit!

Der überall dabei ist

Es ist eine wichtige Mahnung der Bibel: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben." Die Bibel weiß, welche Rolle im Leben eines wiedergeborenen Menschen ein geistlicher Vater oder eine geistliche Mutter gespielt haben.
Paulus kann sogar der Gemeinde in Korinth schreiben: „Denn ob ihr gleich zehntausend Zuchtmeister hättet in Christo, so habt ihr doch nicht viele Väter; denn ich habe euch gezeugt in Christo Jesu durchs Evangelium."
Das Evangelium wird also nicht anonym gepredigt, sondern der Prediger und Seelsorger nimmt im Leben eines Gläubigen einen wichtigen Platz ein.
Aber dies geistliche Verhältnis wird nun fleischlich, wenn es zu einem ungeistlichen Hängen an dem Menschen wird, der uns zum Leben geholfen hat. Darum „nahm" beim Kämmerer aus dem Mohrenland „der Geist des Herrn den Philippus hinweg" (Apg. 8, 39).
Heute nun sehen wir unter bekehrten Leuten ein oft abstoßendes Rühmen von Menschen und Anhängen an Evangelisten.
In meiner Bücherei habe ich ein kleines, längst vergriffenes Büchlein von Hermann Oeser aus dem Salzer-Verlag, Heilbronn: „Wem Zeit wie Ewigkeit". Da wird uns dieses Hängen an Menschen vorgehalten. Die Namen, die hier genannt werden, sind den meisten längst unbekannt geworden. So schreibt Oeser:

Eine „fromme" Frau!
„Wohnung zu vermieten."
Johannes Müller zieht ein.
„Monatliche Kündigung."
„Wohnung zu vermieten."
Samuel Keller zieht ein.
„Wohnung zu vermieten."
Elias Schrenk zieht ein.
„Wohnung zu vermieten."
Lang wird die Wohnung nicht leer stehen.

Heute würde man sagen: „Billy Graham zieht ein!" — „Anton Schulte zieht ein!" — „Röckle zieht ein!" — „Wim Malgo zieht ein!" — „Die Janzbrüder ziehen ein!" — „Osborn zieht ein!" — „Poljak zieht ein!"
Ich habe jetzt absichtlich rechte Evangelisten und Schwärmer durcheinander gebracht. Denn wir erleben es immer wieder, wie solche lieben Geschwister, die überall dabei sind, wahllos ihr Herz verschenken — nicht an Jesus, sondern an irgendeinen Prediger.
In demselben Büchlein sagt Oeser:

Der Mann braucht Christus,
sie braucht einen Pfarrer.

Nun, ich kenne auch viele Männer, die vor lauter Rennen zu berühmten Leuten nicht zur Stille und zum Frieden kommen.
Da werden dann die bestehenden Gemeinden und Gemeinschaften an einem stillen Aufbau gehindert durch immer neue Spaltungen, die oft von den Evangelisten gar nicht gewollt werden.
Vielleicht hängt das mit folgender Entwicklung zusammen: Früher holte eine Gemeinschaft oder besser die Allianz eines Ortes oder auch die Kirchengemeinde einen Evangelisten. Und da wurden nun alle Kräfte zusammengefaßt, um dem Herrn Seelen zu gewinnen. Heute gibt es so viele evangelistische Privatunternehmungen, die — ohne gerufen zu sein — in die Dörfer und Städte kommen. Die Gläubigen werden aufgefordert, zu helfen und zu kommen. So entsteht ein wilder, ungeistlicher Wirbel und ein Überangebot von Evangelisationen, hinter denen eigentlich zunächst nur der Evangelist steht. Und wehe der Gemeinschaft, die erklärt: „Wir haben in diesem Jahr schon eine Evangelisation gehabt. Wir möchten jetzt gern unsere Gläubigen um das Wort sammeln und erbauen!" Dann müssen die Leute den Vorwurf hören: „Es fehlt euch der Eifer!" Und die armen Christenleute müssen nun überall „dabei" sein!

Der Haustyrann

Ich habe einmal ein Buch über meinen Vater geschrieben. Es ist vergriffen. Darum möchte ich hier einige Sätze abdrucken, die von dem Geist im Hause sprechen:

„Kinder, ich meine, ihr seid ganz gut abgesessen", sagte Vater manchmal lachend, wenn wir gar so fröhlich zusammen waren. Und da hatte er recht. Wir waren Kinder reicher Eltern, reich nicht an Geld und Gut, aber reich an Liebe. Waren sie allein, sprachen sie von ihren Kindern. „Unser Thema", nannte das Vater. Die Eltern gehörten uns! Das wußten wir. Und das gab unserm Leben so hellen Sonnenschein. So wohl fühlten wir uns zu Hause in ihrer Liebe, daß es immer ein Schrecken

war, wenn wir des Sonntags eingeladen wurden. Mochte es bei solcher Einladung tausendmal gute und schöne Sachen geben, so schön war's ja doch nicht wie zu Hause.
Vater hatte so seine eignen Erziehungsgrundsätze. So vieles, was man Erziehung nennt, ist ja nur „Dressur". Da hält man dann die Kinder äußerlich tadellos in Ordnung. Sie sind wie die Puppen, „artig", „brav". „Erziehung ist nicht Dressur", sagte er in einem Vortrag, „ach, unsere korrekten, modernen Kinder! Wie viele Eltern suchen mit ihren Kindern nur sich selbst. Sie wollen mit ihren Kindern renommieren . . ."
Aber wenn sie dann aus dem Elternhaus hinaus sind, dann fällt der Firnis ab, und alle Mühe war vergeblich. Oder man „bricht den Kindern den Willen". So lange vielleicht, bis sie ewig willenlos sind, allen Einflüssen zugänglich und immer unselbständig.
Dieser „Dressur" stellt Vater gegenüber etwas Besseres: „Laßt die Kinder sich austoben! Nur verbieten, was Sünde und Eigensinn ist. Laß sie sich entfalten! Aber sieh vor allem, daß du ihr Vertrauen gewinnst; du darfst nicht der Herr sein, sondern der Freund. Vertrauen und Liebe sind die Grundlagen. Du mußt um die Seele deiner Kinder werben. Mit ihnen leben! Mit ihnen tragen! Die Arbeit, ja und auch die Sünde! Gerade da nicht bloß Richter sein! Das ist besonders wichtig beim Übergangsstadium zum Erwachsenen."
Vor allem kam's ihm darauf an: „Wir müssen uns das rechte Ziel der Erziehung stecken." — „Kinder sind, wie wir, doch zu Gott geschaffen. Und das muß in frühester Jugend schon berücksichtigt werden. Das müssen Kinder ihren Eltern abspüren, daß ihren Eltern dies eine Ziel das wichtigste und größte ist . . ."
Wie suchte er nun diesem Ewigkeitsziel gerecht zu werden in der Kindererziehung?
Vater nahm es ernst mit dem Wort: „Des Menschen Herz ist böse von Jugend auf." Dagegen hilft alles äußere Tun nichts. Darum kann die „Erziehung" nur darin bestehen, daß man den Kindern Gelegenheit schafft, sich zu bekehren. „Schenkt den Kindern eine fröhliche Heimat, wo sie gerne sind. Und stellt sie hier im Elternhaus in eine Atmosphäre, wo der Geist Gottes weht. Laßt den Herrn Jesum Christum so regieren im Hause, daß sich keines Ihm entziehen kann." So konnte er wohl sagen.
Oder: „Man klagt so viel über die Schulen, Universitäten und Kirchen — das werden wir aber nicht von heute auf morgen ändern. Unterdessen sollen all die Väter und Mütter, die mit so großen Sorgen ihre Kinder in die Welt ziehen lassen, ernst darauf bedacht sein, daß in ihrem Hause das Wort Gottes wirklich die tägliche Speise sei, und daß den weichen, empfänglichen Kinderherzen tief eingedrückt werde die Über-

zeugung von der unvergänglichen Schönheit des ewigen Gotteswortes."
Ich muß gestehen, daß es meinen Eltern gelungen ist. Selbst in einer Zeit, in der ich als junger Soldat fern war vom Reiche Gottes, mußte ich bekennen: „So schön wie in meinem Elternhaus ist es nirgendwo in der Welt."
Aber da gibt es nun den unangenehmen Pietisten, der meint, er tue Gott einen Dienst, wenn er zu Hause als Richter und heiliger Tyrann auftritt.
Zu diesem Punkt wäre viel zu sagen. Heranwachsende Kinder können Gläubigen viel schlaflose Nächte bereiten. Aber den Satz sollten wir beherzigen: „Wir können unsere Kinder nicht bekehren; aber wir wollen eine Atmosphäre im Hause schaffen, die es ihnen leicht macht, sich zu bekehren."

Der Heuchler

Hier liegt eine besondere Gefahr. Man kennt die Pietisten. Sie sind also ihrem Ruf etwas schuldig. Und da kommt es leicht zur Heuchelei.
Wie gut können wir den Petrus verstehen in der Geschichte, die Paulus Galater 2, 11 ff. berichtet: Paulus und Petrus waren zusammen in Antiochia. In großer, evangelischer Freiheit aßen sie zusammen mit den Christen, die aus den Heiden kamen.
Aber nun kamen eines Tages Brüder aus Jerusalem. Es waren Leute der strengen Richtung, die von Jakobus geleitet wurde. Bei dieser Richtung hielt man fest am Gesetz des Alten Bundes, in dem es verboten war, zusammen mit den Nicht-Beschnittenen zu essen.
Petrus bekam ein Unbehagen, wenn er daran dachte, wie man seinen freien Verkehr mit den Heiden-Christen in Jerusalem bei Jakobus wohl beurteilen würde. Und so sonderte er sich nun ab und aß nur noch mit den Juden-Christen.
Es wird unter Pietisten immer diese zweierlei Leute geben: die ganz strengen und die, die wie Paulus unter den Heiden leben und darum manche Dinge nicht so hart verurteilen, wenn nur Jesus und Sein Heil im Mittelpunkt bleiben.
Paulus erzählt, wie er den Petrus der Heuchelei zieh.
Wenn so etwas unter den Aposteln sogar geschah, dann sollten wir uns nicht wundern, wenn solche Geschehnisse auch unter uns zu finden sind: daß die „Strengen" die andern terrorisieren und die „Freieren" anfangen zu heucheln.
Eine andere Art von Heuchelei ist unter uns Pietisten auch oft zu finden. Da singen wir, daß Jesus die Herzen fröhlich macht. Und Er tut es auch.
Aber es gibt auch Zeiten, in denen Er uns zerschlägt. Da kann man nicht

„leuchtende Augen" haben. Aber — weil es von uns erwartet wird, legen wir uns die „leuchtenden Augen" zu. Und das ist Heuchelei.
Ich bekam einen Brief, in dem ein junger Bruder schrieb: „In meinem Herzen ist noch so viel Kampf und Seufzen über das Nichtfertigwerden mit allerlei Sünden. Die Brüder aber sagen, da könne es bei mir unmöglich stimmen! Was soll ich tun?"
Ich antwortete ihm: „Bei Gotteskindern heißt es immer wie in dem Lied von Woltersdorf: ‚Wenn ich mich selbst betrachte, / So wird mir angst und weh! (Und da ist das Seufzen!) / Wenn ich auf Jesum achte, / so steig ich in die Höh'!'"
Der Lehrer Johannes Kullen in Hülben erzählte einst, wie er zu einem Bruder kam. Der ließ den Kopf hängen und war sehr bedrückt. Kullen sagte: „Gotteskinder sollten fröhliche Leute sein!"
Da antwortete der Bruder: „Ich kann nicht lachen, wenn ich sterben muß." Er meinte das geistliche Sterben. Der Herr hatte ihn in die Schule genommen und ihm Lieblingswünsche zerschlagen. Da kann man allerdings nicht lachen!
Stellen wir uns nicht erlöster, als wir sind! Erst im Himmel werden wir Ihm gleich sein. Erst im Himmel werden „die Tränen abgewischt von unseren Augen". Also werden wir sie auch weinen müssen, solange wir hier wallen.

Der Unvertraute

Den Ausdruck „unvertraut" habe ich in der Schweiz kennengelernt. So bezeichnet man dort einen Menschen, in dessen Nähe einem ungemütlich wird. Es gibt leider so viele unvertraute Pietisten. Wir sollten aber sein wie der schwäbische Lehrer Johannes Kullen. Der wurde im Jahre 1905 zu Grabe getragen. Es war viel Volk zusammengekommen. Denn Kullen war einer der führenden Männer der Alt-Pietistischen Gemeinschaften.
Der Sohn Albrecht, der dann die Stelle des Vaters als Lehrer einnahm, bekam zu dem Beerdigungstage einen Brief eines Kollegen und früheren Seminarfreundes. Dieser Brief zeigt uns das Bild eines Pietisten, wie er sein sollte:
Ich erinnere mich in diesen Tagen lebhaft an meinen ersten Besuch in Hülben in Deinem Hause. Es war Sonntagmittag, als ich mit einigen andern vor Hülben ankam. Was nun tun! „Natürlich", hieß es, „müssen wir den Albrecht besuchen. Ja, aber wenn nur sein Vater nicht wäre! Der soll ja ein großes Pietistenhaupt sein. Cavete consules!" Da wir zu keinem festen Entschluß kommen konnten, überließen wir dem Zufall das Weitere.
Wir wollten an Deinem Hause vorbeiziehen; wurden wir bemerkt, nun,

so hieß des Schicksals Stimme: „Kehret ein in diesem Hause!" Wurden wir nicht bemerkt, so konnten wir mit leichtem Herzen weiterziehen. Im Grunde genommen wünschten wir alle das letztere, indem uns vor dem „finstern, in die Hölle verdammenden Pietisten" heimlich graute. Wir wurden bemerkt. Es war gerade Stunde. Du saßest am Fenster und sahest uns, und bald saßen wir um Deinen Familientisch herum. So weit war es ja gut. Wenn nur der gefürchtete Augenblick schon vorbei wäre, wo wir vor den stolz und kalt blickenden Augen in ein Nichts versinken mußten!

Die Tür ging auf, und herein kam . . . ja herein kam der sonnigste Sonnenstrahl, ein Abglanz der Güte und Leutseligkeit unseres Gottes. Wir wurden aufgenommen, als ob wir Engel wären.

Und dann: keine Predigt! Nein! „Wie, Kinder, habt ihr noch keinen Most geholt? Unsere Gäste sind durstig. Bringt doch auch Brot und Butter!" Dann wollte er unsere weiteren Reisepläne wissen. Wir sagten ihm, daß wir bald weitergehen wollten. Aber das fand keine Gnade vor seinen Augen. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß Du uns noch auf die Ruine des Neuffen führest und daß wir die Nacht in Hülben blieben. Und so geschah es.

Wir hatten immer noch ein wenig Angst. Wir wußten, daß abends Familienandacht gehalten wird. „Da muß er uns doch die Leviten vorlesen. Was wäre denn sonst eine Andacht!" Auch das geschah nicht. Wir saßen nach unserm Ausflug noch einige Stündchen beisammen. Ich erinnere mich nicht mehr, was im einzelnen gesprochen wurde; es waren allerlei lehrreiche Geschichten.

Aber als wir am andern Morgen weiterzogen, war unser aller Eindruck: „Das ist ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein."

Der Unfrohe

Es sei hier gleich gesagt, daß dieser Abschnitt eine Ergänzung zu „Der Unvertraute" und auch zu „Der Heuchler" ist. Aber es schien mir doch richtig, ihm einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Wir Pietisten haben von Gott gezeigt bekommen, wie unendlich wichtig die Heiligung unseres Lebens ist. Die Bibel spricht viel davon, daß „ohne Heiligung niemand den Herrn sehen wird". Und: „Ich bin mit Christo gekreuzigt." Und: „Leget ab die Werke der Finsternis und ziehet an die Waffen des Lichts."

Davon wagt man heute kaum mehr zu predigen, um keinen Anstoß zu erregen. Um so mehr müssen wir Pietisten den Nachdruck auf die Heiligung des Lebens in unserer Verkündigung und noch viel mehr in unserm Leben legen.

Aber gerade auch hier kann es zu einer fleischlichen Verzerrung eines

geistlichen Anliegens kommen. Oft wird in pietistischen Kreisen die Heiligung des Lebens so sehr betont, daß darüber die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden zu kurz kommt. Dann ist die Freude am Heiland dahin! Und nun rutschen die lieben Geschwister unversehens in eine Werkerei hinein, die alle Freude an der Gnade erstickt.
Wir müssen uns immer wieder klarmachen: Aller Kampf um den Sieg des Heiligen Geistes in unserm Alltagsleben muß auf dem Boden der Gnade geführt werden. Wir heiligen unser Leben nicht, um als Kinder Gottes angenommen und anerkannt zu werden. Sondern weil wir durch Jesus Kinder Gottes geworden sind, darum befleißigen wir uns, daß „wir ihm wohlgefallen".
Johann Peter Diedrichs, einer der ganz besonderen Pietisten, pflegte zu sagen: „Man darf den Grund seines Friedens nicht in sich und seinen Empfindungen suchen, sondern außer sich in Christo."
Wir singen: „Auf dem Lamm ruht meine Seele . . ." Aber manche Pietisten müßten so singen: „Auf dem Lamm zappelt und quält sich meine Seele . . ."

Der Untüchtige

In der Bibel werden die Gläubigen gewarnt, dem Gott Mammon zu dienen. Eine wichtige Warnung! „Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel törichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis" (1. Tim. 6, 9).
Aber diese geistliche Haltung kann nun fleischlich verdorben werden, wenn ein Christ meint, er müsse nun unter allen Umständen recht untüchtig und weltfremd sein.
Da ist die geistliche Übung fleischlich verdorben. Und leider ist dies manchmal unter Pietisten zu finden.
Ich habe als Jugendpfarrer meinen jungen Mitarbeitern oft gesagt: „Man achtet auf euch! Darum sollt ihr Gott auch dadurch ehren, daß ihr im Beruf tüchtiger, fleißiger und besser seid als alle andern."
Ein Beispiel für die rechte Haltung ist der große Pietist August Hermann Francke, Professor in Halle/Saale und der Gründer der Waisenhäuser und der Bibelanstalt.
Auf diesen Mann stieß der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Der König war ein harter, kritischer, aber gottesfürchtiger Mann. Doch gegen die Pietisten hatte er ein Vorurteil. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es:
Der jetzige König ist zuvor, da er noch Kronprinz war, gegen den Professor Francke sehr voreingenommen gewesen, sogar, daß er, als er einst zu Halle war, sich nicht hat entschließen können, das Waisen-

haus zu besehen und mit dem Professor Francke zu sprechen, ob er wohl sonst sehr neugierig ist; wie denn auch seine Kuriosität ihn damals dahin gebracht, daß er um das Waisenhaus herum gefahren, es von außen zu besehen. Inzwischen hat ihm doch die Größe des Werkes und das starke Bauen einen großen Eindruck gegeben, daß er nach der Zeit öfters gesprochen: „Ist das nicht ein Bauen! Eine ganze Gasse Häuser!" Und haben die, so um ihn waren, angemerket, daß er das Nützliche wohl eingesehen und geschätzt habe.
Im Jahre 1713 kam es zu einem Besuch des Königs bei Francke. Ausführlich besah sich der König das Waisenhaus und die Bibelanstalt. Dabei gab es ernste Gespräche zwischen Francke und dem König.
Die geheiligte Persönlichkeit Franckes und seine Tüchtigkeit haben das Herz des Königs gewonnen. In seinem Testament hat er dem Thronfolger die Franckeschen Stiftungen an das Herz gelegt.
Und als der König sehr unglücklich war über den Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten, bat er den Professor Francke, ihm „sein sentiment (seine Ansicht) zu schreiben und vorzuschlagen, auf was Art mehr Friede und Einigkeit zu stiften, als bisher gewesen".
Und in einem Schreiben an die Prediger auf den Kanzeln verlangte der König Predigten „wie des seligen Francke: simpel, deutlich, vernehmlich, daß der Gelehrte und Ungelehrte es verstehen und es sich zunutze machen kann".
Hier also haben wir einen Pietisten, der die Menschen zu gewinnen vermochte — zunächst einfach durch die Art, wie er tüchtig und mit hellen Augen in der Welt stand. Sollten wir Pietisten nicht so sein?

Der Schwärmerische

Gegenüber einer toten Rechtgläubigkeit wollen wir nicht aufhören, die persönliche Heilserfahrung zu bezeugen. „Der Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind" (Röm. 8, 16). Davon wollen wir nicht lassen. Aber nun sind manche Pietisten von dieser Geisteslinie oft ins Fleischliche abgeglitten. Man hat z. B. durch anhaltendes Gebet, durch Musik und aufregende Evangelisation einen besonderen Geistesempfang herbeizwingen wollen.
Oder man hat gemeint, mit der Gotteskindschaft müsse die Sündlosigkeit gegeben sein.
Oder man hat das schlichte Wort Gottes verlassen und gemeint, es müsse doch unmittelbare Geisteseinwirkungen geben. So fielen oft die schlichten Gläubigen den Schwärmern zum Opfer, die erklärten: „Der Heilige Geist hat mir befohlen . . ."
Man wollte in einem dauernden Halleluja-Zustand leben, obwohl uns der erst im Himmel zugesagt ist.

Man hat, statt in der Stille nach Jakobus 5, 14 zu handeln, in Massenversammlungen Suggestionsheilungen herbeigeführt. Und wenn sie — was zu erwarten war — nicht vorhielten, sprach man den armen Kranken den Glauben ab.
In all diesen Vorgängen wurden also geistliche Bewegungen ins Fleischliche verkehrt und damit falsch, abstoßend und ungeistlich.
Gerade heute, wo eine neue Welle von Schwärmerei auf uns zukommt, müssen wir gegenüber neuen Bewegungen vorsichtig sein. Denn „der Teufel verstellt sich in einen Engel des Lichts", sagt die Bibel.
Es gibt mancherlei Kennzeichen, wenn ein Mensch in Schwärmerei verfallen ist: Da ist der unduldsame Fanatismus, der nur noch die eigene Bewegung gelten läßt; da ist die Sucht nach innerer Erhebung anstelle eines gesunden Hungers nach dem schlichten Lebensbrot in der Bibel; da ist die Ruhelosigkeit, die fern ist von dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft; da ist vor allem dies, daß nicht mehr Kreuz und Blut Jesu im Mittelpunkt stehen, sondern das Reden vom Heiligen Geist oder von irgendwelchen Fündlein.
Wir müssen aber immer bedenken: Der Heilige Geist will Jesus verklären. Petrus hat an Pfingsten nicht viel vom Geist geredet, sondern er hat in Geistesvollmacht Buße und Heil in Jesus Christus verkündigt. Und am ersten Pfingsttag wurden die Leute nicht erhoben, sondern ernüchtert. „Es ging ihnen durchs Herz, und sie sprachen: ‚Was sollen wir tun?'" Und dann verklärte der Geist den Herrn Jesus.

Der Drängerische

Der Pietismus hat allezeit gewußt, daß ein Jesus-Jünger dazu berufen ist, „Seelen vom Abgrund zu retten". Wer weiß, daß Menschen verlorengehen können, der kann nicht schweigen von dem Heil, das uns der Sohn Gottes durch Sein Sterben und Auferstehen geschenkt hat.
Der Pietismus wird immer rufen und schreien wie Petrus am ersten Pfingsttag: „Laßt euch erretten von diesem verkehrten Geschlecht!"
Aber dieser geistliche Eifer kann sehr in das Fleischliche verkehrt werden durch ein treiberisches Wesen. Und gerade damit haben Pietisten sich oft selbst den Weg zu den Seelen verbaut.
Es gibt treiberische Evangelisationen: „Wer sich dem Herrn ergeben will, erhebe die Hand!" Einige Hände gehen hoch. „Das sind viel zu wenig! Wir singen noch einen Vers!" Es wird gesungen, gebetet. „So, wer will nun sich dem Herrn ausliefern?" Es heben sich jetzt mehr Hände. „Es sind noch zu wenig!" . . . Und so wird geheizt, bis genug Hände sich gehoben haben.
So geschehen keine durchgreifenden Bekehrungen. Hier ist aus der heiligen Sorge um die Seelen eine unheilige „Mache" geworden.

Und ebenso gibt es treiberische Seelsorge und treiberisches, ungeistliches Bezeugen des Evangeliums. Wir haben ja wohl alle schon Besuche von „Zeugen Jehovas" bekommen. Nun, da können wir studieren, was fleischliche, ungeistliche Bezeugung ist.
Ich habe in meinem Leben viele Hausbesuche mit der Bibel gemacht. Dabei ist mir das Wort Jesu aus Offenbarung 3, 7 und 8 so wichtig geworden: „. . . der auftut, und niemand schließt zu . . . ich habe vor dir gegeben eine offene Tür . . ." Wir können mit unserem Zeugnis nur ankommen, wenn der Herr uns die Türe aufschließt. Dafür müssen wir uns offene Augen schenken lassen. Aber wenn Er uns eine offene Tür schenkt, dann dürfen wir auch nicht schweigen.
Vor meiner Seele steht ein kleines Erlebnis: Ich hatte irgendwo im Bergischen Land ein Pfingstlager. Zum Gottesdienst morgens waren viele Leute aus den umliegenden Dörfern und Bauernhöfen gekommen.
Am Nachmittag lag ich mit ein paar Freunden im Schatten eines Baumes. Da kommt der Bauer vorbei, bei dem ich zu Mittag gegessen hatte. Und er berichtet: „Ich will jetzt einen Besuch machen bei einem leichtsinnigen Mädchen. Ich bete schon lange für sie. Nun habe ich sie heute morgen im Gottesdienst gesehen. Man merkte, daß Gottes Wort sie gepackt und getroffen hat. Jetzt scheint mir die rechte Stunde zu sein, seelsorgerlich mit ihr zu sprechen."
Dieser Mann lag geradezu auf der Lauer, wo der Herr ihm eine Tür auftue. Und durch diese Tür ging er hindurch.
Das sollten namentlich gläubige Eltern bei heranwachsenden Kindern beachten. Nicht Türen einrennen, sondern den Herrn bitten, daß Er die Türen zu den Herzen auftue.

Der sich für unentbehrlich hält

Es gehört zu einem rechten Pietisten, daß er sich zum Dienst im Weinberg des Herrn gebrauchen läßt.
Aber auch diese geistliche Dienst-Haltung wird fleischlich verfälscht, wenn wir uns für unentbehrlich halten.
Ich denke an einen alten Bruder, der in großem Segen einen CVJM geleitet hatte. Aber nun war er alt geworden. Neue Fragen und Aufgaben traten an den CVJM heran. Doch der Alte wich nicht von seinem Platz. Er wurde geradezu ein Hindernis für die Sache des Herrn. Und er selbst hielt es für große Treue.
Es ist unheimlich, wie eine an sich geistliche Haltung fleischlich verzerrt werden kann. Halte sich doch niemand für unentbehrlich! In der Bibel steht nur ein einziges Mal: „Der Herr bedarf sein." Und da ging's um einen — Esel!
Es gehört zu den großen Dingen in der Geschichte des deutschen Pietis-

mus, wie der Gründer der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung (DCSV), der Vorgängerin der heutigen Studentenmission in Deutschland (SMD), Graf Pückler, alt geworden war, da legten ihm die jungen Brüder nahe, er möge doch zurücktreten, denn er sei nicht mehr imstande, das Werk zu leiten. Er ist dem Rat gefolgt.
D. Paul Humburg aber berichtet, daß Pückler in jener Stunde einen „unaussprechlichen Zug" im Gesicht gehabt habe. Als Humburg ihn nachher fragte, was er denn in diesen Augenblicken gedacht habe, da antwortete er: „Ich habe gebetet: ‚Herr Jesus, halte die Nägel fest!'"
Es ging für ihn in ein Gekreuzigtwerden und Sterben. Und er hat es in der Nachfolge Jesu auf sich genommen.
Warum wehren sich manche, die sich für unentbehrlich halten, gerade gegen dies Sterben?
Damit sind wir bei einem nächsten, wichtigen Punkt:

Der Unzerbrochene

Einst zeigte mir jemand eine Rose. Sie war wirklich schön. Aber — es fehlte ihr der Duft, der sonst die Rosen auszeichnet.
An diese Rose muß ich manchmal denken, wenn ich pietistische Brüder oder Schwestern treffe. Es ist alles bei ihnen in Ordnung: Sie sind tätig und stehen im Glauben, sie lieben den Herrn Jesus und Seine Leute. Und doch — es fehlt etwas.
Es fehlt — das zerbrochene Herz.
Der Petrus war ja wirklich ein herrlicher Pietist, als er alles verlassen hatte und dem Herrn Jesus nachfolgte. Er hat in Seinem Namen Taten getan, daß er mit den andern Jüngern sagen konnte: „Es sind uns sogar die Teufel untertan in deinem Namen." Es fehlte nichts an Glauben, Werken, Treue und Tätigkeit.
Und doch! Der gesegnete Petrus wurde er erst, nachdem er in der Nacht zum Karfreitag gelernt hatte, an sich selbst zu verzweifeln.
Man kann theoretisch Sündenerkenntnis haben. Aber etwas anderes ist es, im Gericht Gottes zerbrochen zu werden.
Wir Pietisten wissen eigentlich nichts anderes als „Sünde und Gnade". Wenn nun die Sündenerkenntnis uns nicht zerbrochen hat, bleibt sie — daß ich so sage — eine fleischliche, theoretische Erkenntnis. Und dann klingt das Reden von Gnade unrein.
„Der Herr ist nahe den zerbrochenen Herzen und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben", sagt David im 34. Psalm. Wo diese Erfahrung des gründlichen Zerbrechens fehlt, gibt es nur einen tönernen Pietismus.
In einer unscheinbaren, aber unendlich wertvollen Broschüre mit dem Titel „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" geht Friedrich Hauß der

Frage nach, worin die gewaltige Wirkung der Erweckungsprediger lag. Da sagt er:

Sie wurden demütig und zerschlagen und tragen das Zeichen der Schwachheit zeitlebens.
Weil sie ihr Vertrauen nicht auf sich selbst setzen, sind sie auf anhaltendes Gebet angewiesen. Sie suchen nicht eigene glänzende Gedanken, sondern predigen schlicht das Wort Gottes.
Sie wurden der Gnade gewiß und leben allein durch den Glauben in völligem Frieden. Christus der Gekreuzigte ist ihr Lebenszentrum.

In der Broschüre berichtet Hauß von einem Brief des schwäbischen Erweckungspredigers Hofacker aus dem Jahre 1829, in dem es heißt: „Wir müssen durch das Armsündergefühl und darin Christus finden, und aus diesem Gefühl darf die erlöste Seele nicht mehr heraus."

Und von dem gewaltigen Indienmissionar Samuel Hebich schreibt Inspektor Josenhans:
„Man merkt es ihm im Augenblick des ersten Zusammentreffens an und fühlt es ihm allezeit ab, daß der Herr in seiner Seele lebt und daß er unter die gedemütigten und zerschlagenen Geister gehört, denen der Herr Gnade um Gnade schenkt."

In einem Erweckungslied heißt es: „. . . Daß mit zerbroch'nen Stäben / Du deine Wunder tatst / Und mit geknickten Reben / Die Feinde untertratst."
Hiob bekannte: „Er hat mich zerbrochen um und um." Er hat es getan. Wir können uns nicht selbst zerbrechen.
Zwei Mittel hat der Herr, Seine Kinder zu zerbrechen: indem Er sie ihren verlorenen Zustand recht erkennen läßt und ihnen ihr böses Herz aufdeckt — und indem Er ihnen ihre Wünsche versagt und ihnen einen Strich durch ihre Rechnungen macht.
Ein Erlebnis auf einer früheren Tersteegensruh-Konferenz ist mir unvergeßlich: Ein Bruder hatte, um Mut zum Beten zu machen, berichtet, wie der Herr ihm eine Bitte um die andere erhört hatte.
Da stand nach ihm D. Paul Humburg auf und sagte: „Nun will ich noch ein Wort sagen zu denen, denen der Herr ihre Wünsche versagt, denen er alle Wege verzäunt, die Er oft im Dunkeln läßt." Und dann sprach er so herrlich von dem Segen des Zerbrochen-Werdens, daß alle neu begriffen, was es heißt, einen gekreuzigten Herrn zu haben.
Er, der Herr, muß das Zerbrechen üben.
Aber ich bin doch fast erschrocken, als mir aufging: Unsere Väter haben um dies Zerbrochen-Werden gebetet.
Zwei Liedverse als Beispiel. In dem Lied „Die Sach' ist dein, Herr Jesu

Christ" kommt die fast unheimliche Bitte: „Wohlan, so führ uns allzugleich / Zum Teil am Leiden und am Reich . . ."
Und in dem Lied: „O Durchbrecher aller Bande" heißt es: „Liebe, zieh uns in dein Sterben, / Laß mit dir gekreuzigt sein, / Was dein Reich nicht kann ererben . . ."
Beide Lieder stammen — das ist bezeichnend — aus dem Pietismus.
Nun wurde bei der diesjährigen Tersteegensruh-Konferenz die Frage aufgeworfen: „Warum wird über das Zerbrochen-Werden so wenig gesprochen?" Darauf antwortete D. Tegtmeyer: „Weil das ein Geheimnis zwischen Gott und der einzelnen Seele ist."
Tersteegen bekam einmal einen Brief von einem jungen Mann, in dem der sich über andere beklagte. Darauf antwortete Tersteegen etwa so: „Glaube nur fest, daß Du der Allerverkehrteste und Schwierigste bist. Aber", so fuhr er fort, „sage das niemand, sondern rede darüber mit Deinem Heiland."
Wer mit seinem Zerbrochen-Werden sich wichtig tut, hat schon wieder den Weg aus dem geistlichen in das fleischliche Wesen angetreten.

Der keine Stille vor Gott hat

Wenn Mose mit dem Herrn gesprochen hatte, glänzte sein Angesicht, daß er eine Decke über sein Gesicht legen mußte.
Was müssen das für stille Stunden der Zwiesprache zwischen Gott und dem Mose gewesen sein!
Solche Stunden haben wir nötig. Pietisten, denen man nicht mehr die Stille anmerkt, die sie aus dem Heiligtum Gottes mitbringen, fehlt das Beste. Sie können wohl über den Herrn und über Sein Heil reden. Aber den Herrn selbst haben sie nicht.
Daniel hatte ein offenes Fenster gen Jerusalem. Dort pflegte er dreimal am Tage zu beten, zu loben und zu danken. Wenn wir von ihm lesen, spüren wir, daß in dieser Stille die Quelle seiner Kraft lag.
All unser Wirken für den Herrn wird leeres Strohdreschen, wenn wir nicht die stille Stunde haben, wo Gottes Wort zu uns redet, und wo wir unser Herz vor dem Herrn ausschütten.
Ich vergesse nicht, wie der heimgegangene Professor Schniewind uns einmal mit ungeheurem Ernst sagte: „Brüder, ich hoffe, ihr habt eine Hausandacht. Aber die ersetzt nicht das ganz persönliche Stehen vor dem Angesicht Gottes. Ihr müßt ein persönliches Geheimnis mit Gott haben, in das nicht einmal eure Frau hineinschaut! Und eure Frauen müssen es ebenso haben."
Wir sind heute in einen heißen Kampf gerufen gegen die Zerstörung der Kirche und gegen Anfechtungen aus dem eigenen Herzen. Wir können diese Kämpfe nur bestehen, wenn wir die Stille lieben.

Mußte dieser Aufsatz denn wirklich geschrieben werden?

Ich höre geradezu, wie mancher jetzt sagt: „Oh, dieser Schriftleiter von LL! Nicht genug, daß er sich mit der ganzen Kirche anlegt — jetzt muß er es auch noch mit den Pietisten verderben!"

Und andere werden vielleicht noch deutlicher und sagen den guten alten Satz, der für solche Fälle zuständig ist: „Wie kann man nur sein eigenes Nest so beschmutzen! LL ist doch ein Blatt des Pietismus! Und nun macht der Schriftleiter die Pietisten schlecht!"

Es handelt sich nicht darum, daß wir „das eigene Nest beschmutzen". Es geht vielmehr darum, daß — um im Bilde zu bleiben — unser Nest gereinigt und Gott wohlgefälliger werde!

Ja, mir ist, als höre ich im Geist alle die Stimmen, die auf diesen Aufsatz Antwort geben. Da sagen einige Theologen-Freunde, mit denen ich im Nazi-Kirchenkampf Schulter an Schulter gekämpft habe: „Da siehst du doch selber, lieber Bruder Busch, was diese Pietisten für ein armseliger Haufe sind! Wie kannst du dich denn ihnen mit Haut und Haaren verschreiben!?"

Darauf kann ich nur antworten mit dem Satz Gerhard Tersteegens: „Mir sind die Kranken Jesu Christi lieber als die Gesunden der Welt."

Und noch etwas muß noch einmal gesagt werden: Es ist hier kein Fehler aufgezählt worden, von dem ich nicht auch deutliche Anzeichen in meinem eigenen Herzen finde. Und ich bin überzeugt, daß wir alle, verehrte und liebe Leser, so sagen müssen.

Man kann diesen Aufsatz nur schließen mit dem Gebetsvers des Pietisten-Vaters Tersteegen:

„Entdecke alles und verzehre,
Was nicht in deinem Lichte rein,
Wenn mir's gleich noch so schmerzlich wäre;
Die Wonne folget nach der Pein:
Du wirst mich aus dem finstern Alten
In Jesu Klarheit umgestalten."

Wilhelm Busch war ein leidenschaftlicher Prediger. Er konnte in seinen Predigten faszinieren und mitreißen. Er sprach an. Die Predigt war für ihn die Krone aller seiner Arbeit. Darum empörte ihn langweilige Predigt.
Weil ihn die Bibel packte, konnte er die Botschaft packend weitergeben. Hinter jeder seiner Predigten steckte eine Unmenge theologischer und geistiger Arbeit.
Es lag ihm daran, daß in der Kirche zum Menschen hin gepredigt würde. Ihm ging es leidenschaftlich darum, daß die Predigt „ankam".
Wilhelm Busch war auch ein vollmächtiger Prediger. Vollmacht ist nie Sache der Methode, sondern des Hörens und Gehorchens des Predigers auf Gottes Wort. So sind seine Aufsätze zur Verkündigung immer ein großes Stück Seelsorge an Predigern gewesen und wollen so verstanden sein.
Wilhelm Busch kannte nur ein Ziel für die Verkündigung: Daß Jesus Christus der Gemeinde vor die Augen gestellt werde als der gekreuzigte und auferstandene Heiland und Erlöser.
Darum waren seine Predigten auch so „einseitig". Darum forderte er auch von den Predigern „Einseitigkeit". Predigt hatte für ihn nur ein Thema bei aller bunten Vielfalt — und er predigte wirklich vielfältig und spannend — Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene.

WIR SIND JA SO HARMLOS!

LL 1952, Seite 67–69

Ein offenes Wort zur heutigen Evangeliums-Verkündigung

Jetzt muß ich allen Lesern unsres Blattes einmal etwas vortragen, was mich schon lange bewegt. Es handelt sich um eine Sache, die mir das Herz abdrücken will. Darum bitte ich alle, die diesen Aufsatz lesen, ihn sine ira et studio, d. h. ohne fleischlichen Eifer und Zorn zu lesen.
Ich kann das, was ich meine, nicht anders sagen, als daß ich in manches theologische „Fettnäpfchen trete". Und nun, ihr lieben Brüder und Schwestern, nehmt mir mein Anliegen ab! Hört es einmal an, ohne daß ihr gleich streitbar zur Verteidigung eurer Lieblingsfündlein antretet!
Es treibt mich seit langem um, daß die Evangeliumsverkündigung so wenig die breiten Massen unsres Volkes bewegt. Man denke doch nur, daß die Kirche eine Unzahl akademisch gebildeter Prediger unterhält. Und wie wenig Menschen werden erreicht! Dazu kommen all die vielen Prediger unsrer Gemeinschaften, die sich doch auch fast ausschließlich mit den gleichen alten, lieben Christen abgeben.
Und da kommt mir nun die Frage, ob unsrer Verkündigung nicht etwas Wichtiges fehlt, so daß sie kraft- und salzlos wird.
Gewiß wäre da manches zu nennen. Aber ich will nun diesmal auf etwas ganz Bestimmtes den Finger legen: Es fehlt ganz einfach die Angst vor dem schrecklichen, gewaltigen und heiligen Gott.
Das wissen wir alle, daß Luther diese Angst noch gekannt hat. Diese Angst, daß er in die Hölle kommen könnte, war ja der eigentliche Anfang der Reformation.
Wo aber ist diese Angst heute?
Jetzt will ich einfach ein wenig erzählen, was ich auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erlebt habe.

Bei den Lutheranern

Da war ich gebeten worden, vor einem größeren Kreis von lutherischen Pfarrern zu sprechen über das Thema: „Was fehlt uns Pfarrern?"
Ich fing meine Rede so an: „Es fehlt uns Pfarrern die Furcht, daß wir und unsre Gemeinden in die Hölle kommen könnten. Nur auf diesem Hintergrund wird das Evangelium verstanden. Darum fehlt unsrer Predigt das Warnende, Dringende, Werbende . . ."
Gleich nach dem Vortrag mußte ich abfahren und konnte die Aussprache nicht mehr mitmachen. Aber hinterher kam eine Flut von

Briefen auf meinen Schreibtisch. Und die waren alle auf einen Ton gestimmt: „Diese Furcht ist doch verkehrt. Wir und unsre Gemeindeglieder sind doch getauft!"

Bei den Reformierten

Vielleicht wundert sich jemand, daß bald nachher ein Kreis reformierter Pfarrer mich einlud, bei ihnen zu sprechen. Nun, es spricht immerhin für die Großzügigkeit dieser lutherischen und reformierten Pfarrer, daß sie mich riefen. Denn ich bin von Herzen uniert, vielmehr „evangelisch". Und als mich einmal ein lutherischer Bischof fragte: „Kann man das sein? Welches Bekenntnis haben Sie denn?" da antwortete ich: „Dasselbe, das Luther auf dem Reichstag zu Worms hatte: Mein Gewissen ist gefangen in Gottes Wort. Luther hat ja schließlich damals nicht geantwortet: Majestät, warten Sie, bis wir die Augustana verfaßt haben."
Nun, also die reformierten Pfarrer luden mich ein, bei ihnen zu reden über das Thema: „Was fehlt unsrer Predigt?"
Da fing ich wieder so an: „Es fehlt unsrer Predigt die Angst, daß wir und unsre Gemeindeglieder in die Hölle kommen können. Nur wenn wir diese Angst vor dem Zorne Gottes kennengelernt haben, dann verstehen wir das süße Evangelium, das wirklich Errettung bringt . . ."
Darauf standen die Brüder auf und verwiesen mich auf das Wort aus 2. Korinther 5, 19: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber."
„Nun ja!" sagte ich. „Wir sind in der Lage des Noah. Die Arche ist vorhanden. Jetzt müssen wir die Menschen dahin einladen, daß sie nicht verloren gehen."
Darauf wurde mir unter allgemeinem Beifall geantwortet: „Seit Golgatha ist die ganze Welt die Arche. Sie sind alle drin! Wir müssen es ihnen nur noch sagen."
„Oh, welch ein Narr war Petrus!" rief ich aus, „als er am Pfingsttage predigte: Laßt euch erretten!"

Bei den Pietisten

Ja, da wurde früher noch gewarnt vor dem Zorne Gottes. Da wurden die Schlafenden noch aufgerüttelt. Früher!
Aber — wie ist es heute? Wo man hinkommt, hört man von der Allversöhnung. Wer sollte sich denn noch fürchten, wenn ihm immer und immer dieser allgemeine Liebesratschluß Gottes vorgetragen wird!
Ich habe früher schon gesagt, daß ich mich auf keinen Fall mit den Anhängern der Allversöhnungslehre auseinandersetzen werde. Sie kann aus der Bibel weder belegt noch widerlegt werden. Mir geht es

jetzt zunächst um die Tatsache, daß diese Lehre bewirkt hat, daß man weithin nicht mehr warnt, nicht mehr Angst hat vor der Hölle, nicht mehr die Schlafenden weckt und die Sicheren aufrüttelt.

Die „Weltleute"

Kürzlich hatte ich ein längeres Gespräch mit einem jungen Journalisten. Ich gewann den Eindruck, daß er ein suchender Mensch sei. Aber unser Gespräch kam doch nicht weiter. Schließlich fragte ich ihn: „Haben Sie schon einmal Angst gehabt vor dem lebendigen Gott?" Da schaute er mich unsagbar verblüfft an: „Angst vor Gott? Wie käme ich dazu? So etwas habe ich noch nie gehört." Da erwiderte ich: „Dann spreche ich jetzt auch nicht weiter mit Ihnen. Nehmen Sie erst mal den heiligen Gott so ernst, wie Er genommen werden muß. Denn die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Ihnen fehlt ja das ABC jeder Erkenntnis!"
Wie oft habe ich es erlebt: Wenn ich zu unbekehrten Weltmenschen von der Furcht vor dem heiligen Gott sprach, erwiderten sie mir: „Ach ja, das steht aber doch nur im Alten Testament. Im Neuen wird doch nur geredet vom Gott der Liebe." Da spürt man dann die letzten Reste nazistischer Erziehung, die nun eben auch in derselben Linie wirkte, daß kein Mensch mehr Angst vor Gott hat.

Da ist doch etwas nicht in Ordnung

Ich erinnere mich, wie der liebe alte Geheimrat Eismann, langjähriger Vorsitzender des Berliner CVJM, einmal lächelnd sagte: „Man soll die Leute nicht mit dem Höllenhund in den Himmel hetzen." Gewiß, damals war das richtig. Aber heute muß doch einmal das Gegenteil gesagt werden. Heute, wo Heiden und Christen jede Angst vor Gott verloren haben, sollte man mit unüberhörbarer Deutlichkeit jedermann sagen: „Man kann auch verloren gehen. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." Und die Bibel sagt sehr klar, daß solche Ernte auch „Verderben" sein kann.
Die Apostel jedenfalls haben so gepredigt und evangelisiert, daß sie sagten: Der Mensch rennt in sein Verderben — Jesus aber errettet. Petrus mahnt: „Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht!" Und Paulus predigt: „Lasset euch versöhnen mit Gott!"
Und so haben die Väter der Evangelisation gepredigt. In ihrer Stimme spürt man die Sorge um die Seelen, die verloren gehen.
Wo man dem Prediger nicht mehr die Angst abspürt, durch die er gegangen ist, wo man ihm nicht anmerkt, daß er ein wirklich Erretteter vom Abgrund ist, — da wird die Predigt auch von den Hörern als Harmlosigkeit behandelt und verachtet werden.

Weil man aber keine wirkliche Angst mehr vor der Hölle kennt, darum legt man auch keinen gesteigerten Wert mehr auf Heilsgewißheit. Seines Heils will doch nur der gewiß werden, der – wie Luther – vor dem heiligen, schrecklichen Gott zittert. Wer in den Abgrund der Hölle geschaut hat, der hat keine Ruhe, bis er in Jesus Heil gefunden und sich für Zeit und Ewigkeit errettet weiß.

Kein Mensch zittert mehr vor Gott. Keiner glaubt mehr, daß die Hölle eine schreckliche Wirklichkeit ist. Keiner glaubt mehr an die Gefahr, von der die Pfingstpredigt des Petrus Errettung verspricht. Darum ist die Christenheit so harmlos: Da übt man Liturgien und trägt sie dann dem „lieben Gott" ins reine vor. Da sitzen in den Gemeinschaften alte Männer und brüten über Äonenlehren. Da entmythologisieren die Theologen (sie werden ja sagen, daß die Furcht vor der Hölle auch aus einem mythologischen Bereich komme!). Da sitzen Männerkreise und reden über die Arbeiterfrage. Und über all dem sterben die Menschen und gehen ewig verloren.

Entweder waren unsre Väter Narren, wenn sie in ihren Predigten die Sünder warnten – oder wir sind Narren, die wir alles tun, nur das Wichtigste nicht.

WAS BREMST DENN DA?

LL 1956, Seite 151–153

Ein offenes Wort über die Taufpredigt in der evangelischen Kirche

Wir protestieren!
Wir erheben Einspruch!
Wir können nicht mehr schweigen dazu, daß in der evangelischen Kirche von der Taufe geredet wird in einer Weise, die sich zu einer ungeheuren Gefährdung für unbekehrte Menschenseelen auswächst.
Da ist irgendwo im Gottesdienst Taufe. Um den Taufstein stehen vor versammelter Gemeinde die Eltern und die Paten. Es sind Leute, die man jahraus, jahrein nicht im Gottesdienst sieht. Gottes Gebote sind ihnen höchst gleichgültig. Nach dem Heil in Jesus Christus haben sie nie gefragt. Aber nun bringen sie ihr Kind zur Taufe. Und am Schluß der Taufe legt der Pfarrer dem Kind die Hand auf und sagt: „Einverleibt in den Leib Christi! – Versiegelt! – Gerettet!" So ist es geschehen in einer Stadt, deren Namen ich hier nicht nennen will.

Ich frage mich: Was geht im Herzen der Eltern und Paten vor? Vielleicht war ihr Gewissen einen Augenblick unruhig, als sie die Kirche betraten und daran dachten, wie sehr sie Verächter des Evangeliums sind. Doch nun hörten sie es ja, daß sie durch ihre Taufe „in den Leib Christi einverleibt" sind, daß sie versiegelt und gerettet sind. Da gehen sie beruhigt nach Hause und holen die Schnapsflasche hervor, um die Taufe recht zu feiern.
Irgendwo halte ich eine Evangelisation. Ich warne die Menschen vor dem ewigen Verderben, bitte sie, den Schritt zu tun aus der Finsternis ins Licht. Hinterher sucht mich ein empörter Pfarrer auf. „Wie können Sie so reden, als wenn diese Menschen in Gefahr wären, ewig verlorenzugehen?"
Ich antworte: „In dieser Gefahr sind sie. Wissen wir nicht mehr, daß wir die Menschen warnen müssen im Namen dessen, der gesagt hat: ‚Fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!' Hat nicht auch der Petrus am Pfingsttage zu der Menge gesagt: ‚Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht?'"
Darauf antwortet der Pfarrer: „Die Leute, zu denen Petrus so gesprochen hat, waren nicht getauft. Unsere Hörer der Predigt sind getauft."
In unzähligen Predigten bekommt es die Gemeinde versichert: „Ihr dürft des Heils völlig gewiß sein, denn Ihr seid ja getauft. Schlagt nur alle Zweifel und alle Gewissensbeunruhigung nieder mit dem Blick auf Eure Taufe."

In den „Nachrichten aus der Bethel-Mission" (Juli/August 1956) erzählt Gerhard Jasper jr. von einer Auseinandersetzung mit den erweckten Eingeborenen in Ostafrika. Da kann man den Satz lesen: „Die Taufe? Ja, sie macht uns zu Kindern Gottes." In meiner Bibel aber steht: „Wir sind nun Gottes Kinder durch den Glauben . . ."
Aus dem Glauben an den Herrn Jesus Christus wird immer mehr ein Glauben an die Taufe.
Da lehrt man die unbekehrten Sünder: „Eure Taufe ist Einverleibung in den Leib Jesu Christi. Eure Taufe ist Wiedergeburt. Ihr seid Eigentum Jesu Christi, weil Ihr getauft seid."

Die unheimlichen Folgen

So haben die Apostel nicht gepredigt. Sie haben gesagt: „Wir vermahnen an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!" Sie haben gerufen: „Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht." Solche Predigt ruft Widerspruch, aber auch geistliches Leben hervor. Wo man die Sünder vor dem Verderben warnt und sie aufruft, die freie Gnade Gottes in Jesus im Glauben zu ergreifen, da entsteht geistliches Leben. Aber wie selten ist das heute in der evangelischen Kirche geworden! Eine ungeheure Lähmung liegt über allem. Wie jämmerlich ist der Kirchenbesuch! Wie leblos sind die Gottesdienste! Wie kümmerlich die Bibelstunden! Wenn die alten Großmütter die Situation nicht retten würden, wäre kein Mensch da. Und wie krampfhaft sind alle Versuche, der Kirche auf andere Weise zum Leben zu verhelfen. Da werden Liturgien erprobt, neue Gesangbücher erfunden. Da wird alles diskutiert, was es in der Welt gibt, da werden Tanzkreise eingerichtet und Filmkreise gebildet. Aber all das kann ja nicht verhüllen, daß der „Tod im Topf" ist.
Und dies haben wir weithin der verderblichen Tauflehre zuzuschreiben. Lenin hat einmal gesagt: „Religion ist Opium für das Volk." Nun, diese Tauflehre ist gewiß Opium für das Volk! Sollte je ein Gewissen beunruhigt sein — sollte je ein Mensch auf den Gedanken kommen, er müsse umkehren wie der verlorene Sohn — sollte je der Geist Gottes ein Herz erwecken —: dann wird es sofort narkotisiert mit der Botschaft: Du bist ja getauft. Es ist alles gut. Da legt sich das erwachte Gewissen wieder zur Ruhe, denn „der Pastor muß es ja wissen". Ich bin überzeugt davon, daß in dieser Taufpraxis der Grund für die Lähmung der evangelischen Kirche liegt.

Zwei rührende Geschichtlein

Die Prediger dieser verderblichen Tauflehre gehen mit zwei ergreifenden Geschichtlein hausieren, die man immer wieder hören kann. Es

gibt bald keinen jungen Kandidaten der Theologie mehr, der nicht in seinen ersten drei Predigten diese Geschichtlein an den Mann brächte. Die erste Geschichte handelt von Luther. Der soll einst in einer großen Anfechtung gesagt haben: „Baptizatus sum!" = „Ich bin getauft!" Sooft ich etwas gegen die unbiblische Handhabung der Taufe in der evangelischen Kirche gesagt habe, ist mir diese Geschichte entgegengehalten worden. Dahinter stand die Drohung: „Gegen Luther wirst Du doch nichts sagen wollen!" Nun bin ich ernsthaft der Ansicht, daß Luther nicht zu den Aposteln zählt. Und ich bin weiter der Ansicht: Wenn Luther geahnt hätte, was aus diesem Wort gemacht wird, hätte er sich deutlicher ausgedrückt und hätte die Anfechtungen Satans zurückgeschlagen mit dem Wort: „Jesus starb für mich!" Oder: „Ich bin erkauft!"

In diesem Fall möchte ich mit Luther sagen: „Man widerlege mich mit der Bibel und nicht mit den Kirchenvätern." Wir bitten alle Kandidaten der Theologie, diese Geschichte endlich vom Programm abzusetzen.

Die zweite rührende Geschichte stammt von dem gesegneten baltischen Pfarrer Traugott Hahn. Der besuchte einst einen Sterbenden, der in großer Anfechtung war. Er wurde erst ruhig, als Traugott Hahn ihm erklärte: „Du bist doch getauft!"

Nun, ich habe den alten Traugott Hahn gut gekannt und weiß, daß er ein Zeuge Jesu Christi war. Warum weiß man von ihm nichts anderes als diese Geschichte, die gewiß nicht sein bestes Stücklein war? Ich fände es richtiger, wenn er dem Kranken gesagt hätte: „Jesus starb für Dich!" Denn in der Bibel steht: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." Nirgendwo aber habe ich gelesen: „Die Taufe macht uns rein von aller Sünde."

Um was es nicht geht

Es geht nicht um die Auseinandersetzung, ob die Kindertaufe oder ob die „Glaubenstaufe" der Baptisten die richtige sei. Hierüber wäre gewiß viel zu sagen. Aber darum geht es jetzt nicht. Wenn meine baptistischen Brüder meinen, sie können aus diesem Artikel Wasser auf ihre Mühlen leiten, dann antworte ich ihnen: Auch bei Euch gibt es weithin eine Überschätzung der Taufe, die total unbiblisch ist. Es handelt sich hier darum, daß wir Abstand gewinnen von den Baptisten, gleichgültig ob sie uns in lutherischem oder in baptistischem Gewand begegnen.

Was sagt denn die Bibel?

Wenn die Taufe wirklich „Einverleibung in den Leib Christi", „Wiedergeburt" usw. wäre, dann müßte man den Apostel Paulus energisch zur Ordnung rufen. Denn im ersten Kapitel des ersten Korintherbriefes

redet er in einer Weise von der Taufe, die jedem kirchlichen Baptisten (oder baptistischen Lutheraner) die Haare zu Berge treiben muß. Da sagt Paulus: „Ich danke Gott, daß ich niemand unter euch getauft habe außer . . ." Und dann zählt er einige Leute auf, die er getauft hat. Darauf fährt er fort: „Weiter weiß ich nicht, ob ich etliche andere getauft habe. Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen . . ."
Die klugen Theologen haben allerlei Stellen aus den Paulusbriefen herangezogen, um die Wiedergeburt durch die Taufe zu beweisen. Nun, wenn Paulus geglaubt hätte, daß man durch die Taufe wiedergeboren wird, dann hätte er niemals die obengenannte Stelle schreiben können. Im übrigen ist es eine Vergewaltigung der so häufig angeführten Bibelstellen, wenn man aus ihnen eine Wiedergeburt durch die Kindertaufe ableiten will.
Was ist denn die Taufe nach dem Verständnis der Schrift? Wir wollen vor allem den einen Satz aufstellen: Die Taufe gibt nicht mehr, als das Wort Gottes auch gibt. Wer behauptet, daß die Taufe mehr gäbe als das Wort Gottes, befaßt sich mit Magie, aber nicht mehr mit dem Evangelium.
Das Wort Gottes sagt: Wenn ein Kind zur Welt geboren ist, dann steht über ihm die Tatsache, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, für dies Kind gestorben ist. Und genau dasselbe wird in der Taufe dem Kinde gesagt. Es ist wirklich nicht so, daß das Evangelium verkündigte: ‚Jesus starb für dich' und daß man durch die Taufe nun in diese Gnade hineingepflanzt würde. Nein, so ist es nicht! Sondern die Taufe versichert — wie das Wort Gottes —: ‚Jesus starb für dich.' Was der Mensch mit dieser Botschaft dann macht, ist eine zweite Frage.
Hören wir doch endlich auf mit diesen abergläubischen Vorstellungen, als wenn an dem Kinde irgendein geheimnisvoller Vorgang durch die Taufe vollzogen würde! Ich meine, es sei ganz herrlich und übergenug, wenn es über diesem Kinde ausgesprochen wird: „Jesus starb für dich!" Die Predigt der Kirche aber hat Getaufte und Ungetaufte zu rufen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht.

Der kümmerliche Notbehelf

Es ist den Leuten, die diese unbiblische Tauflehre verbreiten, übrigens auch nicht wohl bei der Sache. Mit wenig Ausnahmen sind die Menschen unserer Großstädte getauft. Und nun sehe man sich einmal das geistliche Leben dort an! Wie klein ist die Zahl der wirklichen Christen! All die Hunderttausende, die jahraus, jahrein kein Wort Gottes hören, sollen Leute sein, welche in Christus einverleibt sind, sie sollen alle wiedergeborene Menschen sein?

Da hat man nun einen kümmerlichen Notbehelf gefunden. Man sagt: „Sie sind aus der Taufgnade gefallen." Oder man sagt wie Gerhard Jasper jr. in dem eben zitierten Artikel: „Sie gleichen dem verlorenen Sohn, der das Vaterhaus verließ. Aber die Taufe war darum nicht vergeblich, auch der verlorene Sohn bleibt Sohn. Nur ist er doppelt schuldig, weil er die Gnade Gottes nicht ergreift, obwohl sie ihm bereitet ist. Und die Bekehrung? Sie ist nichts als das Zurückfinden und Ergreifen der Gnade Gottes, die uns schon in der Taufe gegeben wurde, als wir ‚mit Christus begraben' wurden."
Das ist eine Konstruktion, von der die Bibel nichts weiß. Von Natur sind wir verlorene Sünder, aber verlorene Sünder, für die Jesus starb. Diese Botschaft, daß Jesus für uns starb, wird im Evangelium gesagt und wird in der Taufe gesagt. Kind Gottes aber werden wir durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus und durch Umkehr von den Sünden und von der Selbstgerechtigkeit.

Mein Denken erhebt Einspruch

Man erklärt: „Die Taufe ist Wiedergeburt und Einverleibung in den Leib Christi." Wenn das wahr wäre (es ist nicht wahr!), dann müßte nicht nur ich, sondern jeder freie Mensch laut Einspruch erheben dagegen, daß man uns als unmündige Kinder so unerhört vergewaltigt hat. Wenn die Taufe solch eine verändernde Bedeutung hat, dann ist es eine Vergewaltigung des Menschen, wenn man diese Veränderung an ihm vollziehen läßt, ehe er denken und Stellung dazu nehmen kann.
Ich wiederhole: Es gibt eine Tatsache, die vor allem steht und der ich nicht entrinnen kann, nämlich: daß der Sohn Gottes für mich gestorben ist. Doch wenn ich dazu Stellung nehmen soll, dann muß diese Botschaft mir zuerst verkündigt sein, wie Paulus sagt: „Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aus dem Worte Gottes." Aber es wäre ein Mißbrauch mit mir getrieben, wenn man mich in den Leib Christi einverleibt hätte, ohne mir die Möglichkeit zu geben, diesen Vorgang im Glauben anzunehmen oder im Unglauben abzulehnen. Wer solch eine Tauflehre hat, der müßte folgerichtig und notwendig von Herzen gegen alle Kindertaufe protestieren und für die Erwachsenentaufe eintreten.
Dazu kommt noch ein anderes:
Wir wollen einmal folgenden Fall konstruieren: Ein Pfarrer wird zu einer Nottaufe gerufen. Es ist ein weiter Weg dorthin. Als er an die Straßenbahnhaltestelle kommt, ist die Bahn gerade abgefahren. Nun muß er 10 Minuten warten. Die 10 Minuten sind schuld daran, daß er zu spät kommt. Das Kind ist gestorben.
Man wende jetzt nicht ein, daß in solchem Fall die Hebamme oder die

Eltern die Nottaufe vollziehen können. Denn die meisten Eltern unserer Täuflinge und viele unserer Hebammen sind dazu völlig außerstande. Der Pfarrer kommt also zu spät, weil er die Straßenbahn verpaßt hat. Nun ist das Kind verloren. Hätte der Pfarrer ein Auto gehabt, wäre das Kind gerettet.
Wer auch nur eine Ahnung vom Evangelium hat, der weiß, daß das unsinnig ist. Im ersten Augenblick seines Lebens stand über dem Kinde: „Jesus starb für dich." Und das stand über ihm, ob es getauft oder nicht getauft war.

Schlußwort

Hören wir also auf mit einer Taufpredigt, die jede klare Bekehrung unmöglich macht, die jede Evangelisation widerlegt und die mit dem Worte der Bibel nicht in Einklang steht! Hören wir auf mit einer Taufpredigt, die das geistliche Leben in der evangelischen Kirche im Grunde lähmt!
Es wende mir aber niemand ein, ich wisse den Segen der Taufe nicht zu schätzen. Gott hat mir sechs Kinder geschenkt. Jedesmal, wenn ich mich über die Wiege eines Neugeborenen beugte, fiel es wie eine schwere Last über mich, daß dies Kind in eine grausame und schreckliche Welt hineingeboren sei, die voll Härte und Versuchung ist. Und der zweite Gedanke war der: Aber es gibt ja einen guten Hirten, der auch für dieses Kind sein Leben ließ.
Und dann habe ich diese Kinder mit großer Freude zur Taufe gebracht, weil hier laut und vernehmlich und geradezu sichtbar diese Botschaft über dem Kinde bezeugt wurde.
Zum Schluß möchte ich noch ein Zeugnis anführen, das in der gläubigen Gemeinde besonderes Gewicht hat. Ein Bekannter von mir, welcher Not leidet, weil er in der Kirche immer wieder auf die Taufe statt auf das Kreuz Jesu gewiesen wird, hat sich an Professor Karl Heim gewandt mit der Bitte, ihm ein helfendes und klärendes Wort zu sagen. Karl Heim hat so geantwortet:
„Meine Antwort wegen Ihrer Anfrage betreffend die hl. Taufe ist sehr einfach: Ich war von jeher ein Gegner der sog. ‚Taufwiedergeburt', d. h. der Ansicht, daß durch die Besprengung des Täuflings mit Wasser sich im Innern des Menschenkindes eine Verwandlung vollzieht.
Ich halte es deshalb auch für falsch zu meinen, der Täufling sei mit dem Taufakt in das Buch Gottes im Himmel eingeschrieben. In der Bibel findet sich keine Spur von dieser Vorstellung, denn im Neuen Testament werden nur Erwachsene getauft, die sich bereits für Christus entschieden haben.
Die Bedeutung der Kindertaufe läßt sich nach meiner Ansicht so zusam-

menfassen: Dem Kinde wird, ohne daß eine innere Wandlung sich in ihm vollzieht, bildlich gesprochen ein Scheck in die Wiege gelegt, den es als Erwachsener auf der Bank einlösen kann. Wenn dieser Scheck nicht eingelöst wird, so bleibt er ein wertloses Stück Papier. Wenn es ihn aber einlöst, wird ihm das ganze himmlische Erbe ausgehändigt.
Die Taufe erhält dadurch noch eine besondere Kraft, daß die Eltern und Paten den Täufling Gott anbefehlen, ihn also im Gebet Gott hingeben. Wenn aber keine gläubigen Eltern oder Paten vorhanden sind, verliert die Taufe jede Bedeutung."

WAS BREMST DENN DA?

LL 1956, Seite 164–166

Wir lassen die Gewissen in Ruhe

Vor kurzem erlebte ich etwas, was mich tief beunruhigte: Ein Presbyter einer westfälischen Kirchengemeinde kam zu mir und erzählte: „Wir haben zu unserem Pfarrer gesagt, er solle doch den bekannten Evangelisten . . . in unsere Gemeinde zu einem Dienst einladen. Darauf hat der Pfarrer erwidert: ‚Nein, das werde ich nicht tun. In unserer Gemeinde hat es Gewissens-Bekehrung gegeben. Dieser Evangelist aber zielt auf Herzens-Bekehrungen.'"

Es handelt sich hier nicht um ein liebloses Urteil. Ich kenne den Pfarrer und weiß um seine brüderliche Haltung allen Knechten Gottes gegenüber.

Man könnte ihm natürlich entgegnen, daß in der Bibel mit den Wörtern „Gewissen" und „Herz" oft dasselbe gemeint ist.

Der Herr sagt durch den Mund des Propheten Joel: „Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen mit Fasten, mit Weinen und Klagen! Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott."

Hier kommt nicht das Wort „Gewissen" vor, sondern nur das Wort „Herz". Und doch ist klar, daß auf Gewissens-Bekehrung gezielt ist.

In der Pfingstgeschichte heißt es: „Es ging ihnen durchs Herz." Auch hier ist das Gewissen gemeint.

Trotzdem möchte ich damit das Urteil des westfälischen Pfarrers nicht beiseite schieben. Im Gegenteil! Ich gebe ihm sehr recht. Er trifft nämlich mit seinem Wort von der „Gewissens-Bekehrung" eine wunde Stelle in der heutigen Verkündigung. Und dadurch gehört dieses Thema in die Reihe unserer „Was bremst denn da?"-Aufsätze.

Bewegung entsteht, wenn die Gewissen unruhig werden

Wirkliche Bewegung ist immer nur dann in der Christenheit entstanden, wenn die Gewissen erweckt wurden, wenn sie beunruhigt wurden und anfingen, nach dem Heil zu fragen.

In der Apostelgeschichte wird die Pfingstgeschichte erzählt. Da heißt es: „Die Predigt des Petrus ging ihnen durchs Herz, daß sie fragten: Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir tun?" Wenn hier auch das Wort „Herz" steht, so ist aus der Frage einwandfrei zu erkennen, daß die Gewissen getroffen waren.

In diesem Zusammenhang braucht man nur auf die Reformation zu verweisen. Diese große Erweckungsbewegung entstand aus beunruhigten

Gewissen. Und sie hatte eine solche Durchschlagskraft, weil sie den beunruhigten Gewissen sagen konnte, wie man Frieden erlangt.
Genau so war es in den Erweckungsbewegungen im vorigen Jahrhundert. Es gibt eine Geschichte aus dem Siegerland aus jener Zeit, wo ein Bergmann in einer der Eisengruben zu seinem Steiger ging und ihn bat: „Steiger, lassen Sie mich ausfahren. Ich halte es nicht mehr aus vor Gewissensunruhe."
Der Erweckungsprediger des Ravensberger Landes, Volkening, suchte die Gewissen zu bewegen mit einer Härte, die uns heute unfaßbar erscheint.
In dem Buch „Zeugen und Zeugnisse" von W. Heienbrok sen. lesen wir:
Gerade an den Krankenbetten verstand es Volkening, „seine Stimme zu wandeln". Mit Ernst und unerbittlicher Strenge konnte er auf rechte Buße dringen; „wo es am rechten Grunde fehlt, versinkt alle Lehre und aller Trost des Evangeliums wie der Baustein im tiefen Meer." Er kannte seine Leute und faßte sie danach an. „Ich bin bange, bange um euch — so wie bisher geht's noch nicht in den Himmel, sondern geradewegs der Hölle zu." Kam ein solcher dann mit einem Sündenbekenntnis notgedrungen heraus, so sagte er wohl: „Ja, sachte gehen kommt mit dem Alter! In der Not rufen sie, aber Notbuße — tote Buße! Es muß ganz anders kommen."
Mit solch bitterer Arznei konnte er einen solchen dann liegenlassen und die Wirkungen abwarten. Dann aber, sobald er bei dem Kranken den Ernst durchfühlte und die „göttliche Traurigkeit", die Traurigkeit nach Gott, nach seiner Gnade, seinem Erbarmen erkannte, verstand er, „mit freundlichen Lippen zu reden" und zu „trösten, wie einen seine Mutter tröstet". Wie konnte er reden mit den Müden zu rechter Zeit: „Oh, welch einen Gott haben wir! Welch ein Herz schlägt für uns arme, elende, verlorene Sünder auf dem Throne Gottes, dem Gnadenthrone!"
Und wenn er nach einigen Trostsprüchen dann seine Hände faltete zum Gebet, wie wußte er die zagende Seele aus der Traurigkeit mit hinaufzuheben zu der Kindesfreudigkeit, daß das Angesicht des Kranken einen Freudenglanz bekam und seine Augen dem Scheidenden mit Dankbarkeit nachblickten!

Heute wird am Gewissen vorbeigepredigt

Und nun schauen wir auf den gegenwärtigen Stand der evangelischen Christenheit. Wo sind hier beunruhigte Gewissen? Und vor allem: Wo sind Prediger, die die Gewissen erwecken wollen?
Zunächst möchte ich feststellen: Hier ist nicht nur die Rede von der Predigt auf der Kanzel, sondern von aller Verkündigung, die heute ge-

schieht in Männerkreisen, in Diskussionen, in Gemeinschaften, in Akademien und in Jugendkreisen.
Hans Dannenbaum erzählte mir einmal von einem Gespräch mit der bekannten Holländerin Corrie ten Boom. Die sagte: „Ich habe die halbe Welt durchreist und viele Predigten gehört. Es wird nirgend so gründlich und gut gepredigt wie in Deutschland. Aber es wird nirgendwo so vollmachtlos gepredigt." Das ist ein ernstes Urteil! Es trifft die Lage. Es gibt unter uns unendlich viel Verkündigung, die theologisch völlig einwandfrei ist. Ja, sie ist gründlich und mit viel Fleiß und Treue vorbereitet. Aber — sie beunruhigt keinen Menschen. Sie schafft keine schlaflosen Nächte. Sie bewirkt nicht Erkenntnis des eigenen verlorenen Herzens. Sie führt nicht zu wirklicher Umkehr. Sie trifft den Intellekt, aber nicht das Gewissen.
Wer aber will denn im Grunde solche theologischen Vorträge hören? Darum sind die Gottesdienste und Versammlungen steril. Man sieht immer dieselben Gesichter. Aber es bewegt sich nichts.
Es gibt heute viele Verkündiger des Evangeliums, die das ganz deutlich sehen. Sie geben sich darum Mühe, den modernen Menschen einzuholen, der ihnen gewissermaßen weggelaufen ist. Man gibt sich Mühe, von den Problemen zu sprechen, welche den modernen Menschen angeblich ausfüllen. So spricht man z. B. von Atombomben.
Professor Thielicke sagt in einem Aufsatz (in anderem Zusammenhang): „Ich erinnere an das homiletische (homiletisch = die Predigtweise betreffend) Liebesspiel, das man mit den Schrecken der Atombombe zu treiben begonnen hat. Diese ist ja fast zu einem Lieblingskind der kirchlichen Verkündigung geworden."
Und wie wird der moderne Lebensstandard, der sogenannte „Komfortismus" strapaziert, um die Predigt zeitgemäß zu machen!
In LL August 1956 druckten wir in der „Umschau" das Urteil von jungen Menschen über die moderne Predigt ab. Darin hieß es u. a.: „Das schlimmste Urteil, das wir über eine Predigt haben, lautet: langweilig. Damit meinen wir: Es hört sich wohl alles richtig an, aber es hat keine Verbindung zu unserem Leben. Meistens kommen wir gar nicht in der Predigt vor. Die Atombombenpredigten sind durch die Fernsehempfänger- und Kühlschrankpredigten abgelöst worden. Wir haben aber noch keinen Fernsehempfänger und keinen Kühlschrank."
Weder die dogmatisch richtige Predigt noch die aktuelle Zeitpredigt trifft die Gewissen. Das ist ein Tatbestand, den wir sehen müssen. Mit unseren dogmatisch einwandfreien Predigten halten wir die schlafenden Gewissen genau so in ihrem Schlaf fest wie mit den aktuellen Zeitpredigten.
Was fehlt denn unserer Predigt, die so gut und so sicher und so zeitnah

ist — und die trotz aller Bemühungen am Menschen vorbeiredet und keine Bewegung schafft? Dieses fehlt ihr: Es fehlt in ihr die Angst, daß Hörer und Prediger in die Hölle kommen könnten.
Und darum ist unsere Kirche wie ein Auto mit blockierten Rädern. Es wird organisiert und theologisiert. Es wird ausgebildet und geschult. Aber all das kommt einem so vor, wie wenn ein Autofahrer, der seine Bremse blockiert hat, im Motor nachsehen wollte, warum der Wagen nicht fährt.
Wir müssen die Bremsen loslassen! Wir müssen wieder gefährlich werden für die Gewissen. Wir müssen wieder Sünde Sünde nennen und nicht ein „Problem".

Ist gewissenweckende Predigt heute möglich?

Vor kurzem las ich in einer theologischen Zeitschrift einen interessanten Aufsatz. Darin wurde gesagt, daß wir nicht mehr wie die alten Erweckungsprediger das Gewissen ansprechen könnten, weil das Gewissen beim modernen Menschen gewissermaßen gar nicht mehr vorhanden sei. Ist das richtig?
Das allerdings ist richtig: Der moderne Mensch hat sein Gewissen sozusagen in den Koffer gepackt. Aber war das jemals anders? Standen die Apostel nicht in der gleichen Situation? Weder die Pharisäer in ihrer Selbstgerechtigkeit noch die heidnische Welt in ihren Sünden waren im Gewissen beunruhigt. Und trotzdem zielt alle Predigt der Apostel auf die Beunruhigung der Gewissen. Nach der Predigt des Petrus am Pfingsttage sind die schlafenden Gewissen wach geworden und fragen: „Was sollen wir tun?" Und nach der Predigt des Paulus vor dem bestimmt leichtlebigen Landpfleger Felix heißt es: „Felix erschrak." Er erschrak, als Paulus von der „Gerechtigkeit und von der Keuschheit und vom künftigen Gericht" redete.
Wenn die Bibel uns so klare Richtlinien gibt, dann haben wir nicht zu fragen: Ist gewissenweckende Predigt heute möglich?, sondern dann müssen wir sie im Glauben wagen in der Gewißheit, daß der Herr sich dazu bekennt. Wenn wir dem modernen Menschen zuliebe darauf verzichten, ganz direkt die Gewissen zu treffen, dann kann der Geist Gottes unsere Predigt nicht mehr legitimieren und segnen. Wir haben von Gott einen Auftrag, den wir nicht nach Belieben verändern können. „Das Wort vom Kreuz" ist eine Botschaft, die den Menschen zum „Sünder" macht, indem es sein Gewissen weckt. Und es ist eine Botschaft, die nur von erschrockenen Gewissen gehört und verstanden und angenommen werden kann. Für die unbeunruhigten Gewissen gilt: „Das Wort vom Kreuz ist den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit."

Ganz gewiß muß unsre Predigt der Form nach heute anders aussehen als vor hundert Jahren. Ganz gewiß muß ein Prediger seine Hörer vor sich sehen und da anknüpfen, wo sie ihn verstehen können. Aber der Inhalt unserer Verkündigung ist ein Auftrag, den wir nicht dem modernen Menschen zuliebe verändern können.
Im übrigen: Ich glaube gar nicht daran, daß dem modernen Menschen das Gewissen verlorengegangen ist. Ich bin vielmehr überzeugt: Die tiefste Ursache aller Unruhe ist das böse Gewissen. All die Rastlosigkeit und die Geschäftigkeit und die Zerstreuungssucht kommen im Grunde daher, daß das Gewissen keinen Frieden hat.

Woran fehlt es denn?

Da ist verschiedenes zu nennen.

1. *Fragen wir nicht viel zu sehr nach dem „Erfolg" statt nach der* „Frucht"? Erfolg kann auch der Teufel geben. Frucht, welche bleibt, kann nur Gott selber geben.

2. Nur der Heilige Geist kann die Gewissen so erwecken, daß sie ihren verlorenen Zustand erkennen. Fehlt es nicht daran, daß alle Verkündigung heute viel zu wenig vom Heiligen Geist begleitet wird? Die gesegneten Erweckungsprediger haben ihre Predigten in der Stille unter viel Gebet und Flehen auf den Knien sich schenken lassen. Sie haben im Gebet mit dem Herrn gerungen um die Seelen. Spürt man nicht vieler Verkündigung heute an, daß diese Gebetsvorbereitung fehlt? Nur die Verkündigung ist vollmächtig, wo der Prediger von dem Angesicht des Herrn kommt und in Seinem Namen predigt.

3. Man spricht heute viel von der „rechten Weltlichkeit der Christenheit". Dabei hat man den Eindruck, daß die Verkündiger des Evangeliums keine Ahnung davon haben, in welch massiven Sünden ihre Hörer leben und daß sie einer Ermunterung zu „rechter Weltlichkeit" durchaus nicht bedürfen.

4. Nur der Prediger wird die Gewissen treffen können, dessen eigenes Gewissen erschrocken ist vor der Tiefe seiner Sünde und vor der Heiligkeit Gottes und der selber das Blut Jesu als köstliche Heilung erfahren hat.

Zum Schluß eine kleine Geschichte, die Pastor Gottlob Lang, Korntal, erzählt:

Im Jahre 1913 hatte ich das Vorrecht, Vikar bei Herrn Pfarrer Dr. Wilhelm Busch in Frankfurt zu sein und wie ein Sohn im Hause zu wohnen. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an ein Gespräch mit seiner Frau Johanna. Es war, wenn ich mich recht entsinne, eine Predigt über Mar-

kus 1, 35 ff., die mir Anlaß gab, mich in der Einleitung etwas reichlich zu ergehen über den Duft und die Weihe, die die Morgenstunde habe, wenn man sie mit Gott erlebe. Nun war die Pfarrfrau von der Predigt nichts Lyrisches gewöhnt, sondern einen klaren evangelistischen Ton und einen nüchternen Blick in die Schäden der Zeit. So merkte ich nachher, daß sie nicht ganz befriedigt war. Da dies öfter der Fall war, so brach es nun einmal aus mir heraus, und halb ärgerlich, halb verzweifelt fragte ich: „Ja, sag, um was geht es dir denn in der Predigt?" Und sie, nach kurzem Besinnen: „Ich möchte, daß mein Gewissen durch die Predigt geweckt wird; und ich will aber auch, daß das erweckte Gewissen vom Wort her wieder gestillt werde."
Ich habe nichts darauf gesagt. Und ich habe nach mehr als vierzig Jahren nichts dazu zu sagen als: Frau Johanna Busch hatte recht, darum geht es in der Predigt.

WIE KOMMT UNSERE BOTSCHAFT HEUTE NOCH AN?

LL 1963, Seite 68–73 (gekürzt)

Man muß nur einmal an einem Einkaufs-Samstag durch die Geschäftsstraßen einer Großstadt gehen und sich dabei immer wieder fragen: „Wie kommt die Botschaft des Evangeliums heute noch an?" Dann geht einem auf, wie schwer diese Frage ist. Die Menschen sind ja alle so ausgefüllt mit ihren Nöten, Vergnügungen, Geschäften, Streitereien, daß nirgendwo eine Lücke scheint, durch die eine Botschaft der Ewigkeit eindringen könnte. Ja, man kann es fast verstehen, daß viele Prediger des Evangeliums es schon für einen Sieg halten, wenn sie mit dem Menschen von heute überhaupt „in Kontakt" kommen – auch wenn sie die Botschaft gar nicht an den Mann gebracht haben.

Da geht einem auf: Wir von uns aus haben sicher keine Chancen, beim modernen Menschen Gehör zu finden. Wenn jemand aufhorcht und schließlich sogar erweckt wird und – o Wunder! – zum Glauben an den Herrn Jesus kommt, dann geschieht das, weil der Herr selber mit Seinem Heiligen Geist am Werke ist. Und jede Bezeugung der Botschaft darf mit diesem Geisteswirken rechnen.

Fast sieht es nun so aus, als wenn ich damit die Sache schon abschließen könnte, vielleicht mit der Erklärung: „Betet und glaubt, daß der Herr durch Seinen Geist auch heute noch wirkt."

Aber so ist es nun doch nicht. Ich möchte ein Beispiel brauchen: Eine fromme Hausfrau ist fest davon überzeugt, daß der himmlische Vater die Seinen ernährt. Aber nun wird sie doch nicht die Hände in den Schoß legen und sagen: „Ich bin nur gespannt, wie das heute mit dem Mittagessen für die Meinen und mich wird, da Er uns ja speist." Nein! Sie wird sorgsam disponieren, einkaufen und alles tun, als wenn sie ganz allein verantwortlich wäre für die Ernährung ihrer Familie.

So geht es auch mit unserem Zeugnis. Daß es gehört und geglaubt wird, ist Gottes Sache. Und doch wird jeder, dem ein Zeugnis aufgetragen ist, sorgsam überlegen müssen, wie er es richtig ausrichtet – so, als wenn alles von ihm abhinge.

„Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?"

Wie sollen wir nun vorgehen bei der Beantwortung dieser Frage? Ich könnte ja einfach erzählen, was ich erlebt habe in meiner Essener Jugendarbeit, bei Evangelisationen, in Gesprächen und anderswo. Ja, ich habe es oft erlebt, daß die Botschaft ankam.
Aber wenn ich nun davon berichte, dann sieht das so aus, als wenn ich

nur Siege erlebt hätte. Aber ich weiß doch auch von Niederlagen, wo ich verzweifelt war und allen Mut verlieren wollte.
Aber gerade in den Niederlagen zeigte sich das Geheimnis des Reiches Gottes: Wir haben einen König, der ganz verlassen und verspottet am Kreuze starb. Es hat nie eine größere Niederlage gegeben. Aber gerade diese Niederlage war der größte Sieg. Wer heute Jesus rühmt, tut es wegen Seines Leidens und Sterbens. Er wurde zum Weizenkorn, das, in die Erde geworfen und erstorben, herrliche Frucht brachte.
Ich will nur ein Beispiel erzählen, bei dem ich diese Frucht aus der Niederlage meiner Verkündigung sehen durfte: Da hatte ich einmal eine Freizeit für höhere Schüler in einem kleinen Städtchen. Zugleich hielt ich auf Bitten eines einzigen gläubigen Mannes dort eine Evangelisation.
Es war schrecklich. Der Pfarrer war im Grunde gegen die Sache und machte mir das sehr deutlich. Es kamen am ersten Abend etwa drei Frauen und ein alter Mann. Wenn meine Jungen nicht ein wenig die Kirche gefüllt hätten, wäre ich mir geradezu lächerlich vorgekommen. Denn vier Leute versammelt man doch besser in einer Stube und nicht in einem hallenden Kirchenraum.
Jetzt muß ich in Klammern eben sagen: Natürlich ist es schön, wenn vier Menschen kommen. Und es ist nicht so, daß ich nicht auch gern zu wenigen spreche. Aber erstens nicht in einem so großen Raum, wie es eine Kirche ist, und zweitens sollte eine Evangelisation doch ein Ausbruch aus dem kleinen Kreis sein. Und wenn dieser Ausbruch nicht gelingt, dann ist es eine steckengebliebene Offensive.
Meine Jungen beschlossen, sie wollten jetzt einmal energisch einladen. So zogen sie singend durch die Straßen, brachten in jede Wohnung einen Einladungszettel und sprachen mit dem jungen Volk auf der Straße. Erfolg: Nach wie vor drei Frauen und ein alter Mann!
Es kam der Samstagabend. Die Jungen gingen in ein Tanzlokal, wo der Sportverein ein Vergnügen abhielt. Sie gaben den Leuten Einladungszettel, riefen im Sprechchor in den Saal. Der Wirt wurde schließlich böse und warf sie hinaus.
Der Erfolg blieb völlig aus. Da forderten die Jungen den Sportverein zu einem Fußballspiel heraus. Das war wohl das einzige Spiel in der Weltgeschichte, wo vorher zu Gott um Sieg geschrien wurde. Und sie schlugen den Verein haushoch. „So", sagten sie, „jetzt werdet Ihr wohl unserer Einladung folgen."
Kurz, es wurde alles versucht. Aber — nichts half. Es blieb bei dem Mißerfolg. Als geschlagener Mann fuhr ich nach Hause.
Aber was geschah? Es war da unter den höheren Schülern ein Primaner. Der lief so mit bei der Unternehmung. Aber über dem Kampf ging ihm

auf, daß er selber ja fern von Gott war. Nun hörte er bei den Vorträgen aufmerksam zu und – kam zum lebendigen Glauben. Er lebt heute als Chemiker in einer fremden Stadt und steht dort eifrig im Dienst der Gemeinde.
So stehen wir nun wieder vor unserer Frage, wie denn die Botschaft heute noch ankommt. Gott wirkt durch Seinen Heiligen Geist und zieht Sünder zu Seinem Sohne, der sie zu Kindern Gottes macht.
Aber wir wollten doch auch fragen, was denn wir tun können. Darum wollen wir so vorgehen:
Wir wollen jedes Wort der Frage „Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?" unter die Lupe nehmen und genau ansehen:

„. . . heute . . ."

Ja, heute! Es wird uns unablässig in die Ohren geschrien, die Welt habe sich heute verändert, der Mensch von heute sei ein ganz, ganz anderer als der vor hundert Jahren.
Ich meine, das sei nun genug gepredigt, daß die Welt eine andere geworden ist. Es wird auch damit nicht besser, daß man uns gewaltige Fremdworte wie „pluralistische Gesellschaft" und „Ballungsräume der modernen Industriewelt" vorsetzt.
Ich meine, es sei jetzt einmal an der Zeit zu sagen: Der Mensch ist im Grunde immer derselbe geblieben. Goethe hat ganz recht: „Die Menschheit schreitet immer fort, aber der Mensch bleibt immer derselbe."
Der Mensch ist heute noch genauso wie vor Jahrtausenden – genauso, wie ihn die Bibel schildert: Selbstsüchtig, unglücklich, verlogen, auf der Flucht vor Gott, hilflos, einsam, unkeusch, lieblos.
Als Jesus vor 2000 Jahren am Kreuz starb, war jeder Mensch ein von Gott geliebter und gesuchter Sünder. Und genau das ist er heute auch noch – ein verlorener, aber von Gott gesuchter und in Jesus geliebter Sünder.
Darum wollen wir jetzt endlich Schluß machen, die Modernität des heutigen Menschen wie eine unüberschreitbare Barriere vor unserem Zeugnis aufzubauen. Sonst müßten wir alle zuerst Psychologie, Soziologie und was weiß ich alles studieren, ehe wir den Mund für unsere Botschaft auftun könnten.

„. . . unsere Botschaft . . ."

„Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?" fragen wir.
Vielleicht kommt sie darum nicht mehr an, weil wir unsere Botschaft an den Mann bringen wollen. Aber dazu haben wir gar keinen Auftrag. Wir haben Gottes Botschaft zu sagen. Paulus schrieb an die Thessalo-

nicher: „Darum danken wir auch ohne Unterlaß Gott, daß ihr, da ihr empfingt von uns das Wort göttlicher Predigt, es aufnahmt nicht als Menschenwort, sondern wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort . . ."

Ja, das ist der Schade! Da schnipfelt man an der Bibel herum, preßt schließlich aus dem Rest irgendeine Wahrheit heraus und behauptet kühn, dies sei nun die wirkliche Botschaft. Wenn man ganz gebildet ist, sagt man sogar das griechische Wort „Kerygma" dazu. Aber über all diesen Manipulationen ist unmerklich aus der Gottes-Botschaft „unsere" Botschaft geworden.

Statt den Menschen zu sagen, wie man zum Frieden mit dem lebendigen Gott kommt, wälzt man Probleme. Anstatt das Kreuz Jesu im Mittelpunkt zu lassen und von „Sünde" und „Buße" und „Bekehrung" und „Versöhnung" und „Vergebung der Sünden" zu sprechen, gibt man „Lebenshilfe". Statt zu zeigen, wie man durch den Geist Gottes geheiligt wird, versucht man, dem Menschen zu helfen, sich im Leben zurechtzufinden — und wird doch selber nicht mit der kleinsten Sünde fertig. Daß Gott erbarm! Der Welt ist nichts gelegen an „unserer" Botschaft. Es ist ihr auch nicht geholfen mit „unserer" Botschaft.

Was die Welt braucht, ist die Botschaft Gottes: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Ich weiß, daß mir jetzt entgegengehalten wird: „Das gerade wollen und können unsere Zeitgenossen nicht mehr hören." Darauf antworte ich: Wenn Gottes Wort der Ansicht ist, daß der Mensch zu seiner Heilung dies braucht, dann wollen wir nicht klüger sein als Gott, dann sollten wir ihm dies Heilmittel anbieten. Und dann werden wir auf einmal die erstaunliche Entdeckung machen: Diese Botschaft kommt an. Sie kommt an, weil Er sich zu ihr bekennt.

Ich darf hier ein persönliches Erlebnis berichten: Im Sommer 1962 sollte ich in der Essener Grugahalle einen Gottesdienst aus Anlaß des Deutschen Sängerfestes halten.

Ich sagte mir: „Da mußt du ja wohl auf die Sängerfest-Gäste Rücksicht nehmen. Da kommen nun doch Hunderte, die zu Hause kaum in die Kirche gehen. Die wollen eine religiöse Überhöhung ihrer Sängerei. Da muß ich wohl ein wenig nach dem Motto predigen: ‚Wo man singt, da laß dich ruhig nieder . . .' Vielleicht könnte man auch ein wenig Luthers Lob der Frau Musika heranziehen . . ."

Und dann sagte mir Gott ganz klar: „Sage den Leuten, wie sie selig und Kinder Gottes werden können. Bezeuge ihnen den gekreuzigten und auferstandenen Heiland!"

Jetzt habe ich mich richtig mit Gott gezankt: „Herr, darauf sind diese

Leute doch gar nicht eingestellt. Da ist doch auf dem Podium schon mal ein Chor, in dem Katholiken und Freigeister und alles mögliche sind. Und dann das große Orchester! Was werden die abschalten, wenn ich von Jesus rede. Vom Singen wollen die hören – und wie Gott ihr Singen liebt."
Aber mein Gott blieb unerbittlich. Ich habe mich so gegen Seine Zumutung gewehrt, daß ich krank wurde. Ich wollte „unsere" Botschaft sagen. Und Er wollte Seine Botschaft ausgerichtet haben.
So gab ich endlich nach und bereitete eine Predigt vor, in der nur und einzig von Jesus als dem Weg zur Gotteskindschaft die Rede war. Mit Zittern ging ich auf das Podium.
Und nun muß ich sagen: Es war wundervoll, mit welcher atemberaubenden Spannung die Männer vom Chor und Orchester um mich herum zuhörten.
„Predige das Evangelium zur Zeit und zur Unzeit", sagt die Bibel. Nun, ehe wir anfangen, ist eigentlich immer Un-Zeit. Aber wenn wir im Glauben die biblische Wahrheit bezeugen, zeigt sich: Es ist gerade die Zeit Gottes.

Allerdings kann diese göttliche Botschaft nur dann ankommen, wenn wir selbst von Herzen glauben. Der Mensch von heute hat ein Ohr bekommen, um Geschwätz und Botschaft zu unterscheiden. Als ich vor einer Evangelisationswoche einmal ein Presse-Interview hatte, sagte ich zu den anwesenden Journalisten: „Nachdem Sie mich ausgefragt haben, möchte ich Sie fragen: Können Sie eigentlich noch etwas ernst nehmen? Jetzt schreiben Sie über eine Evangelisation, eine Stunde später über eine Karnevalsveranstaltung, dann über eine Ziegenzucht-Vereinigung. Was nehmen Sie noch ernst?"
Darauf antwortete einer sehr ernst: „Gerade wir haben unterscheiden gelernt zwischen Geschwätz und einer ernst zu nehmenden Botschaft." Und dann fügte er fast verlegen hinzu: „Zumindest erkennen wir sehr bald, ob der Mann, der vor uns sitzt, selber an seine Botschaft glaubt."
Ich vermute, daß dies typisch ist für den Menschen von heute und daß dies jeder junge Mann genauso sagen könnte. Wir werden heute sehr ernst stillschweigend gefragt: „Glaubst du wirklich selbst dem Wort der Bibel? Dann wollen wir dir zuhören. Sonst aber lohnt es sich nicht."

„. . . noch . . ."

„Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?"
Ich wünschte von Herzen, wir würden dies Wörtlein „noch" aus unserem Wörterbuch streichen. „Noch!" Das ist das Wort des Rückzugs. „Bei uns gehen ‚noch' 4 v. H. der evangelischen Bevölkerung in die

Kirche", las ich kürzlich. Das heißt doch: „Im nächsten Jahrzehnt werden es wahrscheinlich nur ‚noch' 3 v. H. sein."
„Noch" — das ist das Wort des Rückzuges. „Wir halten die Stellung ‚noch'", wurde etwa im Krieg gemeldet.
„Noch" — das ist das Wort des Unglaubens, der sich auf dem Rückzug sieht. Wer aber den auferstandenen Herrn kennt, der weiß: Jesus ist immer in der Offensive. Er greift an! Ihm ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Wie könnte Er das Wörtlein „noch" im Munde Seiner Zeugen hören wollen.
Ich weiß: Jetzt wendet man mir ein: „Weißt du denn nicht, daß wir seit 200 Jahren eine fortschreitende Säkularisation, d. h. Verweltlichung, erleben? Weißt du nicht, wie im Mittelalter alle Leute zweimal am Sonntag zur Kirche gingen? Und heute? Weißt du nicht . . ." Doch, ich weiß. Ich weiß, daß christliche Sitten auf dem Rückzug sein können. Ich weiß, daß organisierte Kirchen Stellung auf Stellung aufgeben müssen. Und wer sich zum Hüter der Sitten und zum Organisierer der Kirchen berufen fühlt, der mag getrost das Wörtlein „noch" brauchen. Er wird es brauchen.
Aber ich sprach doch von der Botschaft Gottes, die von Jesus handelt. Und die gleicht immer „dem Reiter auf dem weißen Pferd", von dem in der Offenbarung Johannes steht: „Er zog aus sieghaft und daß er siegte."
In der DDR erlebte ich einmal etwas Merkwürdiges: An einem Tag bekam ich zwei Berichte. Der erste Bericht stammte von einem bekümmerten Kirchenmann, der mir erzählte, wie die Zahl der Konfirmanden kleiner würde, wie immer weniger Kinder den Religions-Unterricht besuchten. Es war bedrückend zu hören, wie zwar „noch" die Sache der Kirche weitergeführt würde, aber man könne doch sehen, wie Stellung auf Stellung geräumt würde.
Der zweite Bericht kam von einem Lehrer, der mit einer Schar junger Bauern zu meiner Evangelisation gekommen war. Mit leuchtenden Augen berichteten sie von einer tiefgreifenden Erweckung in ihrem Dorf.
Der erste Bericht sprach das „noch", der zweite das „schon wieder". Jesus-Jünger sind immer in der Offensive. Darum streichen sie das „noch" aus ihrem Wörterbuch.
Das gilt immer und allezeit, sogar in der Zeit des Antichristen. Da werden die „zwei Zeugen", von denen in Offenbarung 11 die Rede ist, die Fahnen Jesu Christi vorantragen bis zu ihrem Märtyrertod.
Aber ich bin der Überzeugung, daß gerade heute kein Grund vorhanden ist, bei dem Zeugnis vom Heil Gottes an Rückzug und an „noch" zu denken. Unsere Zeitgenossen sind ja innerlich so leer und ausgebrannt. Da ist nichts mehr, was man ernst nehmen könnte.

Und nun haben wir das herrliche Evangelium. Ein bedeutender Mann der Kirche sagte vor einiger Zeit: „Wir Christen sind die einzigen, die noch etwas Glaubwürdiges auf die Theke zu legen haben."
So ist es. Seit der Renaissance hat das Evangelium in der abendländischen Welt nicht mehr eine solche Chance gehabt wie heute. Darum Schluß mit dem „noch"!

„. . . ankommen . . ."

„Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?"
Betrachten wir das Wörtlein „ankommen". Wie soll die Botschaft denn ankommen?
Im Intellekt? Im Verstand? Das denken viele. Und darum stellen sie uns verfängliche und geistreiche Fragen. Und es gibt so viele unter uns, die auf diese Fragen eingehen und sich in endlose Diskussionen einlassen, bei denen am Ende nichts herauskommt.
Ich erinnere mich, daß ich einmal mit einem sehr klugen und gebildeten Mann ein endloses Gespräch hatte. Mit großer Geduld ging ich auf alle Fragen ein — angefangen von der Dreieinigkeit, die ihm ein Ärgernis war, über die Jungfrauengeburt bis zu dem gegenwärtigen ärgerlichen Zustand der Kirche.

Kurze Zeit später hörte ich, daß er sich von seiner Frau scheiden ließ. Ich war todunglücklich. Da hatte ich nun über alle möglichen Probleme mit dem Mann diskutiert. Und dabei wurde er ganz einfach mit seiner Ehe nicht fertig. Da war Schuld, von der man lieber nicht reden wollte. Nach langer Zeit bat er mich wieder einmal um meinen Besuch. Ich ging hin und sagte: „Wissen Sie, daß Sie in die Hölle kommen, wenn Sie so weiterleben?" Ich dachte: „Jetzt wirft er mich hinaus." Aber das geschah nicht. Vielmehr sagte er tief beunruhigt: „Weil ich das ja weiß, darum muß ich mit Ihnen sprechen."
Hier wird deutlich, wo die Botschaft Gottes ankommen muß: Nicht im Intellekt, sondern im Gewissen. Paulus sagte einmal: „Wir beweisen uns wohl an aller Menschen Gewissen."
Man muß einmal die Predigt lesen, die Paulus vor den Intellektuellen Athens auf dem Areopag gehalten hat. Es ist einfach kühn, wie er da schließlich vom Gericht Gottes redet. Und es ist bezeichnend, wie diese Leute böse wurden, daß Paulus ihnen in das Gewissen redete. Sie spotteten, weil er ihnen so wenig intellektuell vorkam. Und doch bewiesen sie damit gerade, daß ihr Gewissen getroffen war.
Wie soll Gottes Botschaft „ankommen", wenn wir die falsche Zielrichtung haben?! Falsche Zielrichtung haben wir aber, wenn wir auf die Vernunft und nicht auf das Gewissen zielen. Gottes Botschaft ist auf

das Gewissen ausgerichtet. Und sie kann nur „ankommen", wenn wir dieser Ausrichtung folgen.
Wo die Gewissen getroffen werden, da gibt es Unruhe und Feindschaft. Da hören die gemütlichen und auch — meinetwegen — scharfen Diskussionen auf.
Als ich einmal vor einer großen Schar von Studenten gesprochen hatte, wurde gefragt, ob man diskutieren dürfe. Ich sagte: „Ohne mich! Ich habe Ihnen Leben und Tod vorgelegt. Nun müssen Sie wählen. Aber zu diskutieren ist da nichts mehr!"

„Wie . . ."

„Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?" fragten wir. Jetzt fehlt uns nur noch das Wörtlein „Wie".
Da müssen wir zuerst fragen: Brauchen wir eine neue Sprache? Man kann ja in keiner Konferenz von Jugendarbeitern sitzen, ohne daß einer sich erhebt und mit ernstester Miene erklärt: „Wir brauchen eine neue Sprache." Wer das ausspricht, der kann sicher sein, daß ihm keiner die Modernität abspricht.
Ich kann nur immer wieder sagen: Liebe Brüder! Lassen wir uns doch durch so törichte Schlagworte nicht verwirren!
Was soll denn das heißen: „eine neue Sprache"? Man sagt: „eine neue Sprache" und meint: eine neue und andere Botschaft.
Was wir brauchen, ist nicht eine „neue" Sprache, sondern eine „ehrliche" Sprache. Es ist wirklich schlimm, wie viele liebe Gemeinschaftsleute ihre feststehenden Vokabeln haben. Und ebenso haben die Theologen ihre feststehenden Worte. Und die Jugendsekretäre auch.
Manchmal, wenn ich die Leute so reden höre und mache einen Augenblick die Augen zu, kommt es mir vor, als liefen Platten ab.
Wenn wir schon über die Sprache sprechen, die unsere Botschaft braucht, dann lassen Sie uns doch so sprechen, wie wir auch im Alltag reden.
Aber die Sprache ist wirklich nicht so entscheidend. Wer keine klare Evangeliums-Botschaft hat, dem hilft auch die neueste Sprache nicht.
Und weiter: Lassen Sie uns doch vom Evangelium zeugen ohne lange Anmarschwege. Man will uns heute weismachen, die Botschaft käme beim Menschen von heute nur noch an, wenn man sie ihm so allmählich auf Umwegen beibringe. Man diskutiert über alles Mögliche und zieht dann heimlich den christlichen Knüppel aus der Tasche und haut damit unvermutet dem armen Opfer über den Schädel.
Ich weiß wohl: Jetzt erklären die modernen Leute: „So etwas ist ja gemein. Gerade das wollen wir nicht." Ja, was wollt Ihr dann? Nur diskutieren — ohne die Botschaft überhaupt auszurichten? Bitte, tut es!

Aber dann habt Ihr etwas anderes vor als wir, die wir fragen: „Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?" Uns geht es jetzt um das Ausrichten der Botschaft des Evangeliums.
Also: Ohne kümmerliche Umwege! Ich erinnere mich, wie ich als unbekehrter junger Offizier verwundet in einem Lazarett einer süddeutschen Stadt lag. Wir waren mit zwei Offizieren in dem Zimmer, beide fern von Gott und beide im Grunde sehr leer und unglücklich.
Nun besuchte uns eines Tages ein Pfarrer. Er plauderte mit uns vom Wetter, vom Krieg, von unserer Verwundung. Und dann — das merkte man deutlich — wollte er so allmählich peu à peu auf ein geistliches Wort kommen. Da machten wir beiden frechen, jungen Typen uns den Spaß, ihm immer dann, wenn er zu einem geistlichen Gespräch ansetzte, „einen Schuß vor den Bug" zu setzen! Wir fragten etwa nach seiner Familie. Oder warum er nicht Soldat wäre. Kurz, er kam nicht zu seiner eigentlichen Sache und zog ab. Mein Kamerad aber murmelte: „Ach, der will uns ja nur dumm machen."
An diese böse Geschichte erinnerte ich mich oft, als ich bald danach zum Glauben gekommen war und ein Zeugnis ablegen mußte. Und erst recht, wenn ich als Pfarrer im Krankenhaus oder in den Wohnungen Besuche machte. Da begrüßte ich die Menschen, redete kurz mit ihnen von den Dingen, die sie bewegten. Und dann sagte ich: „So, nun tun Sie mal Ihre Zeitung (oder Ihre Spielkarten) weg. Liebe Hausfrau, setzen Sie sich mal einen Augenblick hin. Ich muß Ihnen nämlich etwas ganz Wichtiges sagen!" Und dann redete ich von Jesus und vom Frieden mit Gott. Ich weiß nicht ein einziges Mal, wo die Menschen nicht gesammelt zuhörten. Denn der Mensch von heute hungert nach Gott. Wenn wir nach dem „Wie" fragen, ist wichtiger als alles andere die Vollmacht.
Kürzlich las ich in einem kirchlichen Gemeindeblatt einen Artikel, der so typisch ist für unsere geistlich arme Zeit. Da wurde folgendes ausgeführt: „In einer kleinen Stadt sind zwei Ärzte. Der eine ist ungeheuer beliebt, er redet so menschlich mit den Patienten, er macht auch mal einen Scherz — nur, er ist leider gar nicht auf dem laufenden, was in der modernen Medizin erforscht und erarbeitet wird.
Zu diesem Doktor strömen die Leute. Er hat einen großen Zulauf. Aber — wenn es ernst wird, dann geht man doch lieber zu dem andern Arzt. Der ist gar nicht so nett. Er ist kühl und sachlich. Er gewinnt nicht so schnell die Herzen. Aber er ist auf dem laufenden in der Medizin.
So ist es auch mit den Predigern des Evangeliums. Die einen predigen warme Herztöne, sie gewinnen die Leute. Aber — ihre Theologie ist sehr schwach. Sie lesen keine modernen theologischen Werke und sind eben in punkto neuerer Forschung gar nicht auf dem laufenden. Wenn

es ernst wird, dann kommt es doch nur auf solche theologisch sattelfesten Leute an . . ."
So etwa stand es in dem Kirchenblatt. Seltsamerweise war gar nicht in den Gesichtskreis des Verfassers gekommen, daß es ja Prediger geben könnte, die „herzlich" predigen und doch auch theologisch gebildet sind. Es gab bei ihm nur ein Entweder—Oder.
Was mich aber bei diesem Aufsatz am meisten bewegt hat, ist dies: Es wurde überhaupt nicht nach der geistlichen Vollmacht gefragt. Und auf die kommt es doch an. Der herzenswarme Prediger ist ein Schwätzer, wenn er keine Vollmacht von Gott hat. Und der kühle Theologe ist ein liebloser Dozent, wenn er keine Vollmacht von Gott hat.
Unsere Botschaft kommt nur dann an, wenn die Zeugen der Wahrheit Auftrag und Vollmacht von Gott haben.
„Vollmacht!" Das Wort kommt im Neuen Testament vor und heißt griechisch „exousia". Das Wort bedeutet zunächst „Berechtigung" oder „Befugnis". Wer die Botschaft ausrichten will, muß berechtigt sein — von Gott. Es reden viele von göttlichen Dingen. Aber sie haben keine „Berechtigung" von Gott. Sie haben keinen Auftrag von Ihm. Es ist dann auch danach! Es ist dann — um noch einmal auf den erwähnten Artikel in dem Gemeindeblatt zurückzukommen — entweder herzerwärmend oder theologisch einwandfrei. Aber es kommt nichts an die Gewissen der Hörer.
Exousia oder Vollmacht kann weiter übersetzt werden mit „Befähigung". Der Herr Jesus hat gesagt: „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Er also muß die Befähigung geben.
Darum hängt Vollmacht ab von der Stellung des Zeugen zu seinem Herrn und Heiland.
Und die Frage „Wie kommt unsere Botschaft heute noch an?" muß zunächst „im Kämmerlein" zwischen dem Herrn und König Seiner Boten und Zeugen geklärt werden. Gibt Er Auftrag und Befähigung, dann kommt die Botschaft an — auch wenn sonst vieles fehlt, was einen guten Redner ausmacht.

Die längste Zeit seiner pfarramtlichen Tätigkeit war Wilhelm Busch als Jugendpfarrer in Essen Leiter des Weiglehauses, eines großen Hauses für 14–17jährige Jungen. Das Weiglehaus ist sicher noch heute die größte derartige evangelische Jugendarbeit in Deutschland.
Hier lebte er mit den Großstadtjungen und seinen Mitarbeitern. Im Weiglehaus ging es nach der Devise, die schon Buschs Vorgänger Weigle aufgestellt hat: Im Mittelpunkt der Arbeit steht Jesus. – Im Weiglehaus wurde vieles getrieben, was Jungen Freude macht. Aber Jesus war immer die Hauptsache. Und das mußten die Jungen merken. Und sie merkten es.
Nach 1945 wurden von manchen Seiten Fragen an die evangelische Jugendarbeit gestellt. Es ist viel experimentiert worden. Wilhelm Busch hatte nie Angst vor Experimenten. Aber er hatte ungeheure Angst vor dem Tarnen oder gar Verrücken der Mitte in der Jugendarbeit. Jugendarbeit war für ihn nicht Erziehungsarbeit im kirchlichen Raum, sondern Evangelisation und Mission an jungen Menschen. Darum lehnte er leidenschaftlich alle Versuche ab, die den Anspruch Jesu an junge Menschen verharmlosten.
Wilhelm Busch war nicht nur Kritiker, sondern Praktiker. Mit seiner Arbeit gab er ein unübersehbares Zeichen, wie man segensreich und vollmächtig evangelische Jugendarbeit treiben kann.

DET FIEL MIR UFF!

LL 1954, Seite 84–87

Sie kennen den Berliner Ausdruck: „Det fiel mir uff!" Bei meinen mancherlei Reisen ist mir in punkto „evangelische Jugendarbeit" auch so mancherlei aufgefallen. Und das will ich hier auspacken. Nehmen Sie es nicht übel, daß es ein regelloses Kunterbunt sein muß.

Man muß wissen, was man will

Eigentlich muß ich jetzt erröten, daß ich eine solche Binsenwahrheit sage. Aber wenn wir heute über das Feld der gesamten Jugendarbeit hinsehen, merken wir, wie nötig es ist, gerade dies einmal auszusprechen. Ja, was wollen wir eigentlich?

Es gibt so viele Mitarbeiter, die einfach schon glücklich sind, wenn sie junge Menschen „erfassen". In dem Blatt „Jungenwacht" erschien das Wörtlein „erfassen" mit einem dicken Fragezeichen. Dies Fragezeichen ist nur zu berechtigt.

Was heißt denn das, „erfassen"? Damit, daß junge Menschen in unsern Kartotheken stehen oder unsere Statistiken zieren, ist doch wirklich noch gar nichts geschehen. Ja sogar wenn sie durch unsere Veranstaltungen gehen, ist noch nichts geschehen, wenn wir nicht wissen, wo hinaus wir mit unsern Veranstaltungen wollen. Immer wieder treffe ich Jungscharleiter, die mir eifrig und strahlend mitteilen: „80 Jungen waren da!" Dann höre ich, wie man „pfundige" Fahrtenlieder gesungen hat, wie man eine spannende Geschichte erzählt hat. Gut! Aber wenn ich dann frage: „Was wollt Ihr eigentlich mit Eurer Arbeit erreichen?" – dann gibt es verlegene Gesichter . . .

Ein anderer Gesichtspunkt ist der, daß man für „Nachwuchs" sorgen will.

„Wir brauchen Nachwuchs!" Also beginnen wir eine Jugendarbeit! Ach! Du liebe Zeit! Jeder Kaninchenzuchtverein macht heute eine Jugendgruppe auf mit Sommerfest und Wanderwart – nur damit die edle Kaninchenzucht nicht ausstirbt! „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!" Also – los! Damit uns die Zukunft gehört!

Arme Jugend, auf die nun mit allen Mitteln Jagd gemacht wird, auf daß sie irgend welche Ideale der alten Generation weitertrage. (Ein klassisches Beispiel dafür sind in unsern Tagen die studentischen Korporationen, die von den Altherrenverbänden mit viel „Beziehungen" und Geld künstlich wieder auf die Beine gestellt werden. Dabei besteht wirklich kein Bedarf für die „Alte Burschenherrlichkeit".)

Aber packen wir uns an die eigene Nase! Weil man „Nachwuchs"

wünscht, sammelt man die Jugend von 14 bis 18 Jahren. Aber dann entdeckt man mit Entsetzen, daß andre schon die Kleineren sammeln. Also macht man eine Jungschar auf. Dann kommen die „Falken" und schnappen uns schon die Kinder weg. Also sammelt man nächstens die Säuglinge, um den Nachwuchs unter allen Umständen sicherzustellen. Es ist klar: Das ist kein Gesichtspunkt für evangelische Jugendarbeit.

Was wollen wir eigentlich?

Es gibt auch gute und große Parolen. Da hat kürzlich eine große Jugendarbeit die Losung ausgegeben: „Wir wollen Zubringerdienst für die Kirche sein." Nicht schlecht! Aber — offen gestanden — das ist mir zu unklar. Entweder spukt auch hier der Gedanke „Wir müssen für Nachwuchs sorgen" — dann ist es schon faul. Oder es ist ernst gemeint. Dann ist es Unsinn. Denn wenn hier junge Menschen zum Glauben an den Herrn Jesus kommen und sich sammeln um Sein Wort, dann ist das doch „Kirche". Den Zubringerdienst für die Kirche tut der Heilige Geist. Und von der rechten Kirche heißt es: „Deine Kinder werden dir geboren wie der Tau aus der Morgenröte." Da braucht's keinen Zubringerdienst. — — —

Und nun kommen wir zu dem Mißverständnis evangelischer Jugendarbeit, das heute am meisten verbreitet ist und geradezu zu einer Gefahr wird: Unsere Jugendarbeit ist vielfach nur christliche Erziehung.

Das hängt zusammen mit dem falschen Verständnis der Taufe. Man meint weithin, unsre volkskirchliche Kindertaufe sei „Einpflanzung in den Leib Christi". Wenn dem so wäre, dann wäre ein Mensch durch diese Kindertaufe ein völliger Christ. Dann muß man ihm nur noch helfen, dies Christentum zu entfalten. So weist man der Jugendarbeit die christliche Erziehung zu. Man setzt bei dem jungen Menschen immer schon den Christenstand voraus und hilft ihm nun, sich in der Welt zurechtzufinden. Da heißt es dann: „Der Christ und das Tanzen" — „Der Christ und das Kino" — „Der Christ und sein Gesangbuch" und so weiter.

Diese Welle christlicher oder kirchlicher Erziehungsarbeit stößt nun in unsern Tagen zusammen mit der andern Welle, die von Amerika her zu uns kommt. Da ist seit langem schon die Tendenz: Erziehungsarbeit! Aber nun nicht mehr „Erziehung zum Glied der Kirche", sondern „Erziehung zum Menschen, der in die Welt paßt". Erziehung zum vollkommenen Gentleman. In Scharen wallfahrten heute Jugendsekretäre und Jugendpfarrer nach USA. Tief ergriffen kommen sie zurück: „Das ist großartig! Diese Ko-Edukation! Achtjährige haben ihr Parlament, diskutieren miteinander, tanzen und wandern in wundervoller Ungezwungenheit! Herrlich!"

Und nun wird unsere armselige, rückständige Arbeit aufgemöbelt. Schluß mit den Bibelstunden! Was wir brauchen, ist Erziehung! Erziehung zum „Menschen, der in die Welt paßt". Es ist schwer, keine Satire zu schreiben: Gemeindehelferinnen, die man erst mal zu einer anständigen Schneiderin schicken möchte, erzählen uns erregt, daß man mit der Bibel „keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken könne"; daß jetzt die Stunde da sei, zu beweisen, daß man in die Welt passe. Pfarrer vergessen alle sonst so hoch gepriesene Würde und schwingen „das Tanzbein". Auf . . zig Konferenzen zerbricht man sich den Kopf über „neue Wege", als sei nicht schon der gekommen, der von sich sagen kann: „Ich bin der Weg." Wenn irgendwo einer 5 Jünglinge von der Straße zu einer Aussprache gebracht hat, dann rauscht es im Blätterwald vor Begeisterung.

Nun, ich will das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Natürlich wird jede evangelische Jugendarbeit ein Stücklein Erziehungsarbeit sein. In einem Roman von Fr. Th. Vischer (1879) kommt ein köstlicher Kerl vor, der immer wieder sagt: „Das Moralische versteht sich von selbst." Der Mann hat recht. Selbstverständlich lehren wir in unsern Freizeiten einen Jungen, daß man sich vor dem Essen die Hände wäscht und daß man vor einem Älteren aufsteht.
Aber das ist — es muß klar gesagt werden — nicht das Ziel evangelischer Jugendarbeit, — „der Mensch, der in die Welt paßt". Unser Ziel ist vielmehr „der Mensch, der in das Reich Gottes paßt."

Ja, was wollen wir eigentlich?

Sie sehen, daß die Frage wirklich brennend ist bei dieser unausgesprochenen Verwirrung der Geister.

Was wollen wir?

Eine kleine Geschichte ist mir unvergeßlich: Es war schon bald nach dem letzten Krieg. Da hatte eine Kommission von amerikanischen Jugendoffizieren die Vertreter aller noch bestehenden Jugendverbände in einem Essener Hotel zu einer Besprechung zusammengeladen. Die Sache fing damit an, daß ein höherer Offizier jede Vertretergruppe bat, sie solle mit ein paar Worten sagen, was sie eigentlich wolle. Das wurde interessant! Der katholische Pfarrer entfaltete ein überwältigendes Programm. Ein idealistischer Student hielt eine sehr verworrene Rede. Politische Männer entfalteten ihre Anliegen. Weil es der Reihe nach ging, wie wir gerade am Tisch saßen, kam die evangelische Gruppe zuletzt dran. Der Offizier wandte sich an den ehrwürdigen Generalsuperintendenten Stoltenhoff, der jahrelang im Vorstand des West-

deutschen Jungmännerbundes gesessen hatte: „Und was will die evangelische Jugend?" Da antwortete Stoltenhoff nur mit einem einzigen Sätzlein: „Wir wollen junge Menschen zum Herrn Jesus führen."
Es verschlug einem den Atem, wie fremd und doch — wie gewaltig dies ganz einfache Sätzlein auf einmal in der großen Stille stand.
Ja! Das ist unser Auftrag. Ein Auftrag, den wir vom Herrn selbst haben.
Wir setzen den Christenstand nicht als gegeben voraus, als wenn der Mensch durch die Kindertaufe ein Glied am Leibe Jesu Christi geworden wäre. Und darum muß es in der evangelischen Jugendarbeit so bleiben, daß von Bekehrung gesprochen wird.
Bitte! Sagen Sie den jungen Menschen nicht: „Bekehre Dich!" Das wäre zu wenig. Man kann sich ja auch zum Schnaps und zur Gottlosigkeit bekehren. Sagen Sie vielmehr deutlich: „Bekehre Dich zum Herrn Jesus!"
O, ich weiß: Hier wird gleich der Vorwurf kommen, das sei eine Handreichung zum „religiösen Individualismus", und es ginge doch um die „Gemeinde". Begreifen Sie doch: Gemeinde entsteht nicht dadurch, daß man dauernd von der „Gemeinde" spricht, wie es heute bis zum Überdruß geschieht. Lesen Sie doch bitte die Geschichte der Erweckungen im Ravensberger Land oder im Siegerland oder im Wuppertal. Da entstand doch wirklich lebendige Gemeinde. Aber — wie entstand sie? Dadurch, daß hier einer und dort einer sich von Herzen zum Herrn Jesus bekehrte. (Ich empfehle hier: Jakob Schmitt „Die Gnade bricht durch", Brunnen-Verlag, Gießen; oder Wilhelm Busch „Hundert Jahre Westbund", Aussaat Verlag, Wuppertal-Barmen.)
Sorgen Sie dafür, daß unser Werk allezeit ein wahrhaft evangelistisches Werk bleibe, in dem junge Menschen den Herrn Jesus finden und es wissen: „Wir sind Sein Eigentum."

Alte und Junge

„Det fiel mir uff", daß allmählich ein große Verwirrung entsteht in der Frage: Können alte Männer noch im Jugendwerk stehen?
Hier müssen ein paar Wahrheiten geklärt werden!
Da ist ein tüchtiger Jugendsekretär. Eines Tages packt ihn die Angst: „Ich bin zu alt!" Um nun zu beweisen, daß er immer noch jugendlich sei, geht er mit den Jungen über Tische und Bänke (heimlich seufzend und schwer atmend), er trägt kurze Hosen (was bei seinen Krampfadern unendlich komisch aussieht), er benimmt sich wie ein Junge von 16 Jahren.
Erfolg? Er wird lächerlich, unsagbar lächerlich. Kein Mensch nimmt ihn mehr ernst.

Warum macht der Mann sich nicht klar: „Ich bin jetzt 45. Also betrage ich mich auch wie ein 45jähriger. Warum in aller Welt sollen denn Jungen nicht von einem 45jährigen etwas annehmen?"
Als der Jugendführer des Nazireiches älter wurde, erklärte er eines Tages: „Es kommt nur darauf an, ob das Herz jung ist." Was ist das für ein Unsinn! Mein Herz ist genau so alt wie ich selbst es bin.
Aber — warum sollte ein Junge und ein junger Mann nicht von einem alten Manne Gottes Wort annehmen? Sie werden das gern tun. Es geht nicht um die Frage, ob wir ein „junges Herz" haben, sondern ob wir Vollmacht des Heiligen Geistes haben. Darum geht es! Der Pastor Weigle in Essen war ein ehrwürdiger alter Mann. Aber wenn er die Hand hob, dann wurden Hunderte von Jungen ganz still. Und wie sie ihm zuhörten, wenn er von Jesus sprach! Welchen segensreichen Einfluß hatte der alte Rothkirch auf junge Männer!
„Nur keine falschen Komplexe!" möchte ich den Älteren in unserem Werk zurufen. — — —

Aber damit ist nicht alles gesagt.
Natürlich braucht jede Jugendgruppe Leiter, die mit den jungen Menschen „über Tische und Bänke gehen", die mit ihnen wandern und zelten und schwimmen und auch mal Unsinn treiben.
Und hier liegt nun der Schaden, daß der 45jährige Leiter meint, das müsse er unter allen Umständen selber besorgen. Darüber wird er zu der lächerlichen Figur.
Es ist genug darüber geklagt worden, daß in der Kirche der Pfarrer alles allein tun will, daß er Mitarbeiter nur soweit brauchen kann, als sie ihm kleine Handlangerdienste tun. Aber ich finde, es ist in unserm Jugendwerk genau so. Wenn ich als Jugendpfarrer eine Freizeit mache, dann halte ich nur die Bibelarbeit und stehe bereit für die Seelsorge. Alles übrige überlasse ich meinen Hilfskräften. Und zwar so, daß sie völlig selbständig handeln können. Man wird junge Männer nur dann als Mitarbeiter gewinnen, wenn man ihnen völlige Selbständigkeit gewährt.
Es ist das wirklich zum Weinen! Überall klagt man: Es gibt keine Mitarbeiter! Aber es gibt deshalb keine Mitarbeiter, weil man im Grunde gar keine will. Jedes Werk geht auf die Dauer kaputt an seinen Funktionären, die alles allein machen und die große Masse der andern in die Teilnahmslosigkeit treiben.
Unser Werk braucht Ältere, Sekretäre und alte „Brüder", welche Zeit haben, die aus der Stille kommen, die in das Wort Gottes einführen können, die Seelsorger sind. Alles andere macht das junge Volk schon allein und viel besser, als es irgendein Älterer könnte.

Unser Werk braucht mehr Tiefgang

Ich habe mir angewöhnt, jeden Tag eine Predigt oder eine Andacht von G. D. Krummacher, Spurgeon, Rosenius oder von einem andern der von Gott legitimierten Erweckungsprediger zu lesen. Und da staune ich immer wieder, was diese Leute ihren Zuhörern zugemutet haben. Wenn ich damit unsere üblichen Bibelarbeiten vergleiche, dann wird mir übel zumute. Wie oberflächlich ist das alles! Wie sehr aus dem Ärmel geschüttelt!

Es sagte einmal eine Frau zu mir: „Ich lese auch die Bibel und denke darüber nach. Sie sind nun hauptamtlich für das Wort Gottes da. Und darum dürfen Sie nicht einfach das bringen, was ich mir selber schon ausdenken konnte. Sie müssen mich in Ihren Predigten tiefer führen. Sie müssen mir das sagen, was ich mir nicht selber schon ausdachte. Dazu sind Sie von allem andern freigemacht." Das hat bei mir eingeschlagen.

Wo — um ein Beispiel zu sagen — wird wirklich noch die „Gerechtigkeit aus dem Glauben" gepredigt? Da wird an einen Film angeknüpft, es wird ein bißchen „der moderne Mensch" geschildert, ein paar Phrasen über die „Weltangst" werden gedroschen. Und dann meint man, man hätte eine sehr aktuelle Bibelarbeit gehalten. Dabei bestand die einzige Arbeit darin, daß die Hörer sich quälten, nicht einzuschlafen.

Kürzlich habe ich in einer Bibelstunde, die von etwa 100 jungen Burschen zwischen 14 und 18 besucht wird, angefangen, die Nachtgesichte des Sacharja zu besprechen. Ich hatte selber Angst, daß ich mich übernommen hätte. Aber was geschah? Beim zweitenmal wuchs die Zahl der Besucher auf 150. Und so blieb es. Und das waren die verschrienen Großstadt-Jungen!

Früher gab es Bibelstunden. Heute sagt man „Bibelarbeit". Aber ich habe nicht den Eindruck, als wenn jetzt mehr gearbeitet werde als früher in den Bibelstunden.

Tiefgang, meine Brüder! Tiefgang!

Taufrisch!

Zum Schluß: „Det fiel mir uff", daß so viel Staub auf unserer Arbeit liegt. Das fängt damit an, daß die Sache mit einer Viertelstunde Verspätung beginnt. Und dann natürlich mit einer halben Stunde Verspätung aufhört.

Das zeigt sich darin, daß kein Mensch weiß, wo die Liederbücher sind. Der Mann, der dafür verantwortlich ist, fehlt gerade.

Und dann die Luft! Wenn man in einen Saal kommt, in dem der Mief von Wochen brütet, hat jeder junge Kerl natürlich schon von Anfang an genug.

Und dann der Leiter! Zuerst schimpft er ein bißchen, daß nur so wenig da sind. Und dann legt er los, „unvorbereitet, wie er sich hat."
Kürzlich erlebte ich etwas Schönes. Da sitze ich im Büro und diktiere. Mein Posaunenmeister kommt herein. Ohne viel zu denken, frage ich: „Was gibt's Neues?" Und was antwortet er? „Heute morgen las ich: Seine Güte ist alle Morgen neu! Ich glaube, das ist immer das Neueste!"
Da empfand ich wieder: Ja, unsre Botschaft ist neu, aktuell, atemberaubend, herrlich, wunderbar!
Sollte nicht davon etwas über unsern Stunden liegen? Von dieser Tau-Frische, die das Evangelium zu allen Zeiten hat?
Das geht nicht nur die Art an, wir wir reden. Es geht bis in das Äußere: Und wenn nur zwei Mann da sind — begrüßen wir sie so, daß sie merken, wir freuen uns, daß sie gekommen sind. Und dann laßt uns pünktlich anfangen und schließen! Und laßt uns alles so vorbereiten, als wenn ein ganz großes Ereignis stattfindet. Es ist ja tatsächlich ein ganz großes Ereignis, wenn Jugend sich um das Evangelium sammelt. Also — dann laßt das in allem deutlich werden!

— — — — —

Unsere Väter sangen:

„Rausche unter uns, du Geist des Lebens,
Daß wir alle auferstehn.
Laß uns nicht geweissagt sein vergebens,
Deine Wunder laß uns sehn.
Unsern sünd'gen Augen jetzt enthülle
Deiner Gnadenallmacht ganze Fülle!
Laß erstorbne Bäume blüh'n,
Laß erfrorne Herzen glüh'n!"

WIRD DER „SCHMALE WEG" VERBREITERT?

LL 1958, Seite 20–24

Ein Wort zur evangelischen Jugendarbeit

Schmerzerfüllt schrieb einst der Apostel Paulus von einem seiner bisherigen Mitarbeiter: „Demas hat mich verlassen und die Welt liebgewonnen."

Wenn dieser Demas heute lebte, dann hätte er es nicht nötig, die christliche Gemeinde zu verlassen. Er würde bleiben, weil er in der Jugendarbeit der Christenheit ein großartiges Betätigungsfeld fände. Ja, er würde bald zu hohen Ehren aufsteigen. Und dann würde er in irgendeinem Jugendblatt einen Aufsatz schreiben, in welchem er dem Apostel Paulus nachweisen würde, daß er eine „pietistische" oder gar „introvertierte" Theologie hätte und daß er, der Paulus, schuldig sei an dem gesetzlichen Wesen in der bisherigen Gemeindearbeit.

In einem zweiten Aufsatz würde er den Aposteln sagen: Es geht nicht an, daß ihr solch einen Trennungsstrich zieht zwischen Gemeinde und Welt, wie es der Johannes tut in dem Satz: „Habt nicht lieb die Welt!" So darf man nicht sagen und tun! Denn – so würde Demas ausführen – „das Salz gehört in die Suppe und nicht neben den Suppentopf!"

Ich sehe die Artikelserie des Demas vor mir. Darin würde er etwa schreiben: Es geht nicht an, daß ihr zu den Götzenfesten der Heiden einfach „Nein!" sagt. Ihr müßt mitfeiern und dafür sorgen, daß es hübsche, nette und anständige Götzenfeste werden!

So etwa würde Demas heute schreiben.

Die Lage

Vor mir liegt ein Blättchen, darin heißt es:

„Wir möchten gern am kommenden samstag ein kleines fest feiern, ein sommerfest . . wir würden uns freuen, wenn auch du liebes mädel und du lieber junge und ihr liebe eltern und liebe gemeindeväter an unsrer freude teilhaben könntet. – für den magen und die kehle ist eine kleinigkeit vorbereitet. es soll euch nicht viel kosten. wir wollen natürlich nicht nur essen und trinken, sondern auch tanzen und spielen. (Wem fällt da nicht der Satz aus 1. Korinther 10, 7 ein: ‚Werdet nicht Abgöttische, gleichwie jener etliche wurden, wie geschrieben steht: Das Volk setzte sich nieder, zu essen und zu trinken, und stand auf, zu spielen.' Die Schriftleitung.)

auch die älteren unter uns sollen dabei zu ihrem recht kommen. also dann bis zum samstag, den 22. 9., um 20 uhr in unsrer lutherkirche.

es ladet herzlichst ein die jugend luther-süd.

programmfolge: polonaise / tanzserie für alle / totozettel / tanzserie für anfänger / fußballspiel / volkstanz / gemeinschaftstanz / der widerspenstige besen / tanzserie für die halbwüchsigen / heute gehn wir bummeln / volkstanz / gemeinschaftstanz . . ."

Ja, hier kann sich Demas wohlfühlen. Wahrscheinlich führt er die Polonaise an.

Es meine nur niemand, das sei eine einzelne Entgleisung. Nein! Das soll offenbar immer mehr der Kurs in der evangelischen Jugendarbeit werden. Und wer nicht mitmachen will, der ist „hoffnungslos rückständig".

Da schreibt mir ein Pfarrer einen notvollen Brief. Er schildert, wie sein blühender Jugendkreis allmählich in die Brüche geht. Denn der Synodal-Jugendpfarrer holt an jedem Samstag die Jugend zusammen zu Tanzkreisen. Damit ist ein Geist in seinen Jugendkreis eingekehrt, der dem Heiligen Geist stracks zuwider ist. „Ich kann in den Bibelstunden kaum noch ein Lied ansagen", schreibt er, „ohne daß noch ein paar sich schnell die Erlebnisse des letzten Samstag zuflüstern."

Am meisten hat mich in seinem Brief die Bemerkung erschüttert, daß die ernsten, suchenden Seelen dem Kreis fernbleiben.

Wohin gehen sie? Wenn's gut geht, in die Freikirchen!

Da sitze ich in einer Großstadt nach einer Bibelstunde noch ein wenig zusammen mit dem Sekretär des CVJM und zwei Vorstandsmitgliedern. Sie berichten von einer Jugendwoche, die ein Landesjugendpfarrer in ihrer Stadt inszeniert hat. Man hatte sich Leute verschrieben, die gar nicht in der evangelischen Jugendarbeit stehen, die aber Volkstänze und Gesellschaftstänze lehren können. Man hat Diskussionen veranstaltet, in denen in höchst unverbindlicher Weise über dies und jenes geschwätzt wurde. Es wurde unentwegt von „neuen Wegen" geredet.

„Sehen Sie", sagt der Jugendsekretär, „ich bin durch Ihren Bruder zum Glauben gekommen. Damals habe ich mich entschlossen, mein Leben in den Dienst des Herrn Jesus zu stellen. Früher war ich in der Hitler-Jugend. Es ist also in meinem Leben durch eine klare Entscheidung gegangen. Wenn nun dieser neue Kurs in der evangelischen Jugendarbeit gesteuert werden soll, dann kann ich nicht mehr mitmachen. Meine Kreise jedenfalls werde ich von diesem Treiben fernhalten."

Ich spüre seinen Worten an, wie unendlich einsam er geworden ist. Fast ist es, als fragte er mich: „War ich denn ein Narr, als ich mich zum Herrn bekehrte?"

Vor einiger Zeit fand ein Treffen von deutschen und holländischen Jugendarbeitern und Mitarbeiterinnen statt. Bei diesem Treffen wurde es offen ausgesprochen: „Wir können doch nicht mit der Bibel zu den

jungen Menschen von heute gehen! Wir können doch nicht mit der Tür ins Haus fallen. Wir müssen mit ihnen tanzen und ins Kino gehen. Vielleicht ergibt sich dann die Möglichkeit, auch gelegentlich das Evangelium anzubringen." Und fast alle stimmten dem zu.
Im letzten Jahr erschien in der Tageszeitung einer Großstadt ein halbseitiger Bericht über die Karneval-Veranstaltung des CVJM — — —
Das ist die Lage: Demas übernimmt die Führung der evangelischen Jugendarbeit.

Was immer schon war

Es ist keine Frage, daß zu evangelischer Jugendarbeit nicht nur Bibelstunden gehören. Es werden Fahrten unternommen. Es wird auch gespielt, Sport getrieben, es werden Filme gezeigt. Das ist seit Anfang aller Jugendarbeit schon so gewesen.
Die evangelische Jugendarbeit ist aus der Erweckung entstanden. Darum wußte sie klar, daß sie eine einzige Aufgabe hat: junge Menschen zu Jesus zu führen. Darum stand allezeit das Wort der Bibel im Mittelpunkt. An diesem Wort aber entsteht Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft will sich betätigen. Darum kam man schon in der ersten Christenheit zusammen zu „Liebesmahlen". In Frauenvereinen betätigt sich die Gemeinschaft in Kaffeefesten, in der Jugendarbeit in Fahrten, Sport und Lager.
Habe ich es deutlich ausgedrückt?: Es darf in der evangelischen Jugendarbeit solche Dinge nur geben als Betätigung der Gemeinschaft, die am Worte Gottes entsteht. Die Nationalsozialisten haben ganz genau gewußt, was sie taten, als sie der evangelischen Jugend alle „weltliche" Betätigung wie Spiel und Wanderungen verboten. Sie wollten uns die Möglichkeit nehmen, die am Worte Gottes entstandene Gemeinschaft zu betätigen.
Wenn man wirklich das Wort der Bibel in den Mittelpunkt stellt und die „weltlichen Dinge" als Betätigung der Gemeinschaft versteht, dann wird ohne weiteres klar, daß dabei gewisse Grenzen gesetzt sind. Es ist doch sehr interessant, daß unsere Sportleute in der „Eichenkreuz-Bewegung" immer sehr mißtrauisch waren gegen den Fußball. Pastor Weigle, der ja wirklich etwas von Jugendarbeit verstand, pflegte zu sagen: „Der Fußball erweckt seltsamerweise Leidenschaften, die der Handball und andre Spiele nicht kennen. Also verzichten wir auf ihn!" Dasselbe gilt vom Tanzen.
Hier muß eine Anmerkung gemacht werden, damit keine Mißverständnisse entstehen: Selbstverständlich haben wir in unserer Jugendarbeit allezeit junge Menschen, die von ihren Eltern aus die Tanzstunde besuchen müssen. Davon ist jetzt nicht die Rede. Es ist eine seelsorger-

liche Frage, wie wir den jungen Menschen hier raten. Und wir müssen uns dabei vor einer Überforderung und vor Gesetzlichkeit hüten. — In unserem Aufsatz geht es um die Frage: Was ist der Auftrag der evangelischen Jugendarbeit? Und das ist sicher: Tanzen und Kino und müßige Diskussionen und all das, was uns unter dem Stichwort „Neue Wege" angepriesen wird, gehören nicht dazu.

Die „neuen Wege"

Nun schreit man heute lauthals immerzu nach „neuen Wegen". Diese neuen Wege bestehen samt und sonders darin, daß man den Geist der „Welt" (die Bibel sagt: das Schema der Welt) unsre Jugendkreise bestimmen läßt. Hierfür hat man drei Gründe:

1. Man erklärt: „Wir müssen zuerst mit der Jugend Kontakt suchen, ehe wir das Evangelium sagen können."
Ich finde, daß diese Erklärung ein erbärmliches Armutszeugnis ist. Ich habe alte Christen kennengelernt, die einen ungeheuren seelsorgerlichen Einfluß auf junge Menschen ausübten, nicht etwa dadurch, daß sie „Kontakt suchten", sondern dadurch, daß sie eine große Liebe hatten und eine große Vollmacht. Der Mann, der den Berliner CVJM in der Wilhelmstraße geprägt hat, Forstmeister von Rothkirch, konnte sich neben einen jungen Menschen setzen, der zum erstenmal kam. Und nach 5 Minuten sprach er mit ihm von Jesus. Ich habe solche Leute später gesprochen. Und sie berichteten übereinstimmend, wie ihnen bei von Rothkirch eine ganz große Liebe und menschliche Wärme entgegengekommen sei, die sofort jeden Alters- und Standesunterschied überbrückt habe.
Ja, wenn wir „Pfarrherren" sind, dann müssen wir erst Kontakt suchen. Doch ich fürchte, wir werden den Kontakt nicht dadurch finden, daß wir auf das kümmerliche Niveau unserer Zeit hinabsteigen. Ich habe einmal erlebt, wie mein Bruder Johannes einem wildfremden jungen Burschen auf die Schulter schlug und „Hallo!" sagte. Von dem Moment ab war „Kontakt" da.

2. Die zweite Begründung, die man für das Demas-Wesen der evangelischen Jugendarbeit häufig hört, lautet: „Die Kirche hat früher den Menschen gesagt, wie sie selig sterben können. Heute müssen wir ihnen sagen, wie sie richtig leben können."
Nun will man ihnen also praktische Lebenshilfe bieten, indem man mit ihnen ins Kino geht und ihnen erklärt, was schlecht und was gut ist; indem man mit ihnen tanzt, um einen „anständigen Karneval" zu demonstrieren. Die Folge ist, daß man nicht mehr den Frieden mit Gott predigt, sondern Lebensfragen bespricht.

Wissen wir, wohin das führt? Damit stehen wir wieder bei der „Aufklärung". Das war eine geistige Bewegung, die um das Jahr 1800 die Kirche verwüstete, weil man nicht mehr Vergebung der Sünden predigen wollte, sondern „Lebenshilfe". Klaus Harms hielt in jener Zeit eine Predigt über das Thema: „Öffne dein Herz der Geselligkeit, aber halte dich auch zum Abschied bereit." Sehen Sie, das waren praktische Predigten mit „Lebenshilfe". Und es ist ja bekannt, daß ein Bauernpfarrer in der Weihnachtspredigt über den „Nutzen der Stallfütterung" predigte, weil ihm eine Predigt über das Kind in der Krippe nicht „lebensnah" genug erschien.
Ulkig ist übrigens folgendes: Die „Aufklärung" löste das Zeitalter der Orthodoxie ab. Weil wir heute in schnellerem Tempo leben, machen wir Aufklärung und Orthodoxie auf einmal ab. Darum sieht ein modernes Programm für Jugendarbeit etwa so aus: Morgens eine orthodoxe Barth'sche Predigt mit Abendmahl, abends Tanzvergnügen.

3. Die dritte Begründung, die uns für das Demas-Wesen in der evangelischen Jugendarbeit genannt wird, ist die kümmerlichste. Ich habe sie oft genug, namentlich in Süddeutschland, gehört: „Wir müssen doch beweisen, daß wir in die Welt hineinpassen."
Ach du liebe Zeit! Dahinein passen wir (abgesehen von einigen komischen Typen) nur allzu gut! Die Frage ist vielmehr, ob wir in das Reich Gottes hineinpassen und ob an uns die Früchte des Heiligen Geistes, die in Galater 5, 22 genannt sind, sichtbar werden.
Die moderne Jugend fragt uns nicht, ob wir in die Welt hineinpassen, sondern sie fragt uns, ob wir eine göttliche Botschaft für sie haben, die wirklich dem Menschen im tiefsten Grunde hilft. Darauf kommen wir noch zu sprechen.
Wie sehen bei solchen Voraussetzungen die Jugendstunden der „neuen Wege" aus?
Ein Pfarrer sagte mir: „Mensch! Bedenken Sie, daß die jungen Leute den ganzen Tag gearbeitet haben. Da können wir ihnen doch nicht am Abend noch mit der Bibel kommen!"
„Nun", bat ich ihn, „erzählen Sie nur einmal, was Sie mit Ihrer Jugend in der letzten Stunde gemacht haben."

„Oh, das war sehr nett", berichtete er. „Da sind zwei, die auch noch zu den Naturfreunden gehören. Die waren an diesem Abend auf einem Maskenfest der Naturfreunde. Zwischendurch kamen sie zu uns und erzählten von ihrem Ball. Das wurde sehr lustig. Dann zogen sie wieder los, und wir anderen haben noch ein wenig Erinnerungen ausgetauscht an ähnliche Erlebnisse." Evangelische Jugendarbeit?!
Neue Wege sollen das sein? Das sind die uralten Wege des Rationalis-

mus. Es sind die uralten Wege des Demas, der die Welt liebgewann. Es sind die uralten Wege der alttestamentlichen Gemeinde, die vom Herrn abfiel, die Götzen anbetete und „dem Fleische" diente.
Da entwürdigen nun Pfarrer ihr kirchliches „Amt, das die Versöhnung predigt" (2. Kor. 5, 18) und machen sich endlich selbst zum „maitre de plaisir", zum Vergnügungsmeister. Da registrieren sie mit Begeisterung, wieviel Jugend sie „erreicht" haben und bedenken gar nicht, daß es nicht ums „erreichen" geht, sondern um einen heiligen Auftrag: „Ihr sollt meine Zeugen sein." Da werden Geld und Kraft verschwendet für Torheit und Allotria. Und die wirkliche Gemeinde seufzt und ist betrübt. Die ernsten jungen Menschen aber wenden sich schaudernd ab von einer Christenheit, die selbst kein Vertrauen mehr zu ihrer Botschaft hat.

— — —

Nun, wir haben gegen diese sogenannten „neuen Wege" einiges einzuwenden. Nicht nur, weil wir hoffnungslos rückständig sind. (Es ist uns allerdings auch kein wichtiges Anliegen, als modern zu gelten.) Wir glauben vielmehr, etwas von Jugendarbeit zu verstehen und sind schließlich auch Kinder unserer Zeit. (Wenn ich „wir" sage, meine ich die ganze große Schar derer, denen dieses Treiben innerhalb der kirchlichen Jugendarbeit allmählich zuviel wird, — zuviel, weil es ungeistlich und töricht ist. Und je ungeistlicher und törichter, desto lauter ist es!)

Was wir einzuwenden haben gegen die „neuen Wege"

Man verkennt völlig die geistige Lage der heutigen Jugend.
Da tun diese Leute, die ihre Jugendarbeit mit Tanz, Diskussionen und Kino bestreiten wollen, als wenn sie wunder wie modern seien. Und dabei ahnen sie gar nicht, daß sie völlig unmodern sind und keine Ahnung haben von der geistigen Lage der heutigen jungen Generation.
Wie sieht es denn da aus? Die größte Not der heutigen Jugend ist, daß sie nichts mehr ernst nehmen kann. Ohne daß sie es sich klar macht, leidet sie darunter. Diese geistige Situation ruft nach nichts anderem als nach der klaren Verkündigung des Evangeliums. Alle Werte und Lebensinhalte sind dieser Jugend zerbrochen. Nichts kann ihr Herz mehr richtig gefangennehmen. Und da stehen wir Christen da mit einer Botschaft, die man einfach ernst nehmen muß: daß Gott in Jesus ein großes Heil geschenkt hat, und daß dieser Jesus zur Nachfolge aufruft, und daß ein ewiges Reich unter uns angebrochen ist.
Vor einem Jahr sprach ich über die geistige Lage der Jugend vor norwegischen Pfarrern in Oslo. (Hier ist zu bemerken, daß viele norwegische Theologen, ehe sie ins Pfarramt gehen, erst einige Jahre sich in der

Jugendarbeit betätigen.) Ich sagte ihnen das, was ich hier ausgeführt habe: Die Jugend hat nichts, was sie ernst nehmen kann. Damit sind die Türen offen für die Botschaft des Evangeliums, die Tiefgang hat und das Leben in sich trägt.

Darauf stand sehr ärgerlich ein älterer Pfarrer auf und erklärte: „Was Sie eben erzählt haben, mag für die deutsche Jugend zutreffen. Die norwegische Jugend kennt noch Werte, die ihre Begeisterung erwekken." Ich bat ihn, mir solche Werte zu nennen. Darauf sagte er: „Unsere Monarchie." Es stimmt allerdings, daß der König von Norwegen, der vor kurzem verstorben ist, die Liebe seines Volkes hatte, weil er sich während der deutschen Besatzung heldenhaft benommen hat. Aber ich mußte dem Pfarrer erwidern: „Bitte, nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich als Deutscher Ihnen jetzt ein Erlebnis erzählen muß, das ich heute morgen hatte. Ich war zum Schloß hinübergegangen, wo eine kleine militärische Zeremonie stattfinden sollte, weil der König ausfuhr, um das norwegische Parlament zu schließen. Allerlei junges Volk zwischen 16 und 20 Jahren hatte sich angesammelt. Wir sahen neugierig zu, wie das Militär aufmarschierte, wie eine Musikkapelle heranzog — und dann, in diesem Augenblick, rannte auf einmal all das junge Volk weg nach der Straße, die auf die Schloßterrasse hinaufführt. Ich ging hinterher und sah, daß im Mittelpunkt des Gewühls eine Dame stand mit leuchtend roten Lippen und violett untermalten Augen, in einem Pelzmantel von ungeheurem Wert. Mit müder Hand gab diese junge Dame einige Autogramme und ließ dann den Füller einfach auf den Boden fallen. Ich fragte: „Wer ist denn das?" und bekam die Antwort: „Das ist Sophia Loren." Den Namen dieser Filmschauspielerin hatte ich schon gehört, obwohl ich nicht ins Kino gehe . . .

Inzwischen war der König weggefahren — unbeachtet von der Jugend. Ihr galt eine Filmschauspielerin soviel wie ihr König. Und ich fürchte, daß die vaterländischen Werte, die uns Alte noch begeistert haben, dieser Jugend nicht mehr allzuviel bedeuten. Nein, ich bleibe dabei: Sie ist im Grunde ihres Herzens nihilistisch."

Da sprangen die jungen Pfarrer auf und gaben mir leidenschaftlich recht. Und sie begriffen meine Forderung, dieser Jugend jetzt nichts anderes als die volle biblische Botschaft zu sagen. Sie hungert ja förmlich danach! Wir Christen sind die einzigen, die ihr noch etwas Wertbeständiges anzubieten haben.

Lassen Sie mich noch ein Beispiel sagen:

Der „Spiegel" 11/48 berichtet über den jungen, erfolgreichen englischen Bühnenschriftsteller John Osborne. Ein junger Mann zwischen 20 und 30 Jahren! In seinem Stück „Blick zurück im Zorn", das ebenso in Moskau wie in London gespielt wird und die Jugend anlockt, zeigt

er einen jungen Mann, der alles, aber auch alles verneint, lästert und beschimpft. Ein entsetzlicher Nihilismus! Nur an einer Stelle ist ein anderer Klang zu hören: „Wie sehne ich mich nach etwas Enthusiasmus, ganz gewöhnlichem menschlichem Enthusiasmus! Einmal eine warme, begeisterte Stimme ‚Halleluja!' in die Welt hinausschreien hören . . .!"

Das heißt doch: Wo ist ein Mensch, der mit ganzer Gewißheit eine ernstzunehmende Botschaft sagen kann? „Er spricht für unsere Generation", sagen die jungen Menschen.

Hier sind nun doch die Christen gerufen; denn wir sind nun die einzigen, die noch eine wirkliche Botschaft haben. Sie heißt: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die sich dem anvertrauen, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben." Diese junge Generation fragt uns nicht, ob wir „weltoffen" sind. Das Elend aller Weltoffenheit kennt sie ja zur Genüge. Sie fragt uns, ob wir eine wichtige Botschaft haben.

Sie fragt uns nicht, ob wir mit ihr ins Kino gehen wollen. Das kann sie ohne uns. Sie fragt uns auch nicht, ob wir mit ihr tanzen wollen. Das kann sie sogar besser ohne uns. Nein! Sie fragt uns, ob wir unserer Botschaft ganz gewiß sind. Das fragt sie.

Und hier scheint mir die eigentliche Not zu liegen. Bibelkritik und theologische Spitzfindigkeiten entlassen den Pfarrer in seine Gemeinde so, daß er keine gewisse Botschaft mehr hat. Aber nach unserer Gewißheit fragt eben die junge Generation. Und wenn sie die bei uns findet, horcht sie auf.

Im November 1957 wurde in Nürnberg ein kühner Vorstoß gemacht. Man veranstaltete eine „Jugendwoche", bei der nichts weiter geschah, als daß an fünf Abenden in der Messehalle das Evangelium verkündigt wurde. Man fing mit 2500 Stühlen an. Am nächsten Abend wurden 1000 Stühle dazugestellt, am dritten Abend noch einmal. Der vierte Abend hatte das Thema „Unser Recht auf Liebe". Da kamen etwa 5500 junge Menschen. Die Alten wurden in eine nahegelegene Kirche verwiesen, wohin eine Übertragung stattfand. Es kamen solche Scharen von „Halbstarken", daß man fürchtete, die Sache könne den Veranstaltern aus der Hand gleiten. Aber vom ersten Wort an war atemlose Aufmerksamkeit. Der letzte Abend hatte das Thema: „Kann man ohne Jesus leben!" Jeder erwartete bei diesem Thema ein Abflauen des Besuchs. Aber wieder kamen 5000 bis 6000 junge Menschen.

Das ist die Lage! Die heutige Jugend fragt uns:

1. Habt Ihr eine ernst zu nehmende Botschaft?
2. Seid Ihr Eurer Botschaft gewiß?

Seit Jahrhunderten war nicht eine solche geistige Situation. Aber statt

daß man diese von Gott gegebene Lage erkennt, glaubt man „modern" zu sein, wenn man diesem jungen Volk von seiten der Kirche Tanz und Kino und Diskussionen bietet. Man weiß wirklich nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll.
So lassen die „modernen" (!) Vertreter der „neuen Wege" eine suchende Jugend verschmachten. Sie bieten ihnen Steine statt Brot und rühmen sich dessen sogar noch. Sie gehen an der eigentlichen Problematik der Jugend vorbei und finden sich enorm zeitgemäß.

Wen will man mit diesen Methoden erreichen?

Ich will offen bekennen, daß ich vor meiner Bekehrung zum Herrn Jesus gern getanzt habe. Als ich aber ernst machte mit der Nachfolge, war es damit zu Ende. Ich möchte niemand richten, der als Christ tanzt. Es geht in diesem Aufsatz auch nicht um die Frage, ob ein Christ tanzen darf, sondern es geht um die Aufgaben der evangelischen Jugendarbeit.
Der Essener Erweckungsprediger Julius Dammann wurde einmal gefragt: „Kann man als Christ tanzen?" Er antwortete: „Als ich ein kleiner Junge war, sah ich Seiltänzer, die auf einem ganz dünnen Seil tanzten. Ich kann das nicht. Genauso geht es mir mit allen Tanzvergnügungen. Es mag Menschen geben, die auf dem schmalen Weg zum ewigen Leben tanzen können. Ich kann es nicht."
Nun stelle ich mir vor, es hätte mir nach meiner Bekehrung jemand den Vorschlag gemacht: ich könnte ja unter der Aufsicht eines Jugendpfarrers oder Sekretärs weitertanzen. Ach, da hätte ich laut gelacht und gedacht: „Was müssen das für komische Tanzklubs sein, die weder den Mut zum Sündigen noch den Mut zum Ernstmachen haben!" Ich bin froh, daß auch die Bibel gegen diese Halbheit Stellung nimmt. Der erhöhte Herr sagt: „O daß du kalt oder warm wärest!" Was muß das für eine Jugend sein, die man mit Halbheiten gewinnen will!
Ja, was soll das für eine Jugend sein?! „Wir können doch nicht mit der Tür ins Haus fallen!" erklärt man mir weise. Man sucht also zuerst Kontakt mit dieser Jugend, indem man sich auf ihre Ebene begibt. Und dann, so clam-heimlich, kommt man allmählich damit heraus, was man wirklich will.
Ich vermute, daß jeder junge Mensch, wenn er einigermaßen normal reagiert, sagen wird: „Ihr habt wohl selber nicht viel Vertrauen zu Eurer Sache, daß Ihr so heimlich damit herauskommt!"
Ja, mir scheint in der ganzen Sache ein Widerspruch in sich selbst zu liegen: man begibt sich auf die „neuen Wege", um das Vertrauen der Jugend zu gewinnen. Durch nichts aber verliert man das Vertrauen junger Menschen mehr, als wenn man nicht von vornherein offen sagt,

wo man eigentlich hinaus will. Ein junger Mensch kann nur dann Vertrauen zu mir haben, wenn ich ihm von Anfang an offen sage: „Ich möchte Dich gewinnen für den Herrn Jesus Christus." Wenn ich diese Absicht verberge, muß das doch bei jedem normal reagierenden jungen Menschen höchstes Mißtrauen erwecken. Und auf dem Wege will man sein Vertrauen gewinnen?
Was soll das für eine Jugend sein, die man so zu „erreichen" hofft? Eines ist sicher: die hungrigen Seelen und die suchenden Herzen und die Verzweifelten und die Mühseligen und Beladenen wird man so nie finden. Und gerade für die ist doch das Evangelium da.

Haben wir nicht einen Auftrag auszurichten?

Unser Herr hat seiner Kirche befohlen: „Ihr sollt meine Zeugen sein." Das ist ein klarer Auftrag. Nun ist es doch einfach ungehorsam, wenn die Christen erklären: „Herr, für unsere Zeit paßt das nicht mehr so ganz. Wir können nicht immer nur von Dir reden, denn wir müssen den jungen Leuten heute helfen, richtig in das Leben hineinzufinden. Oder wir müssen zumindest zuerst ziemliche Anmarschwege machen, ehe wir Dir, Herr, gehorchen können."
In meiner Bibel steht: „Predige zur Zeit und zur Unzeit!" Da haben wir die klare Anweisung, nicht nach dem Erfolg zu fragen, sondern unseren Auftrag auszurichten.
Der Herr wird mich an jenem Tage nicht fragen, ob ich ungeschickt war, wenn ich mit der Tür ins Haus fiel und einem jungen Menschen sagte: „Du brauchst Jesus!" Aber Er wird mich richten, wenn ich in fleischlicher Klugheit meinen Auftrag zurückstellte.
Doch nun ist ja heute gar nicht „Unzeit". Die Türen sind offen für das Evangelium!
Im übrigen: Gottes Wort kennt schon diese falschen Propheten der „neuen Wege". Es sagt in Jeremia 6, 16: „Tretet auf die Wege und schauet und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darin, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Aber sie sprechen: Wir wollen's nicht tun."

Die große Not

Die eigentliche Not, die in dieser ganzen Sache offenbar wird, ist doch die, daß man kein Vertrauen mehr hat in die „efficacia verbi divini", das heißt in die Wirklichkeit des Wortes Gottes.
Man traut dem Evangelium nicht mehr zu, daß eine Jugend im Zeitalter der Technik und der Sputniks diese alte Botschaft hören könnte. Da kann man nur sagen: Arme Boten, die kein Vertrauen zu ihrer Botschaft haben! Arme Kirche! Gott hat ihr einen starken „Freuden-

wein" anvertraut — und sie macht eine dünne Limonade daraus. Arme Christenheit! Gott hat ihr das „Dynamit" des Evangeliums anvertraut — und sie legt es beiseite und sucht die Steine mit einem Hämmerchen loszubrechen.

Aber nun möchte ich sehr laut rufen im Namen all derer, die noch etwas wissen von der Macht des Evangeliums — im Namen all derer, die heute seufzen über all diese Allotria —: „Macht Schluß damit, daß der Demas unsere Jugendarbeit führt und prägt! Wir wollen, daß diese Arbeit geführt werde von dem Herrn der Kirche und geprägt werde von Seinem herrlichen Wort."

Nie blieb Wilhelm Busch im Theoretischen stecken. Er war Praktiker. Wer praktisch verkündigt, muß Seelsorge treiben. Es lag ihm am Herzen, daß Menschen den Weg zu Jesus fanden und dann auch in seiner Nachfolge blieben.

Seelsorge ist mehr als Lebenshilfe. Seelsorge nimmt die Anfechtungen sehr ernst. Seelsorge nimmt vor allem das Leben des Christen in der Gemeinschaft mit Jesus ganz ernst.

So half er den Jungen und Mitarbeitern im Weigle-Haus mit ganz praktischen Ratschlägen zu einem Leben mit Jesus. So waren seine Predigten immer auch Seelsorge.

Seelsorge ist eigentlich eine Sache unter vier Augen. Aber sie kann sich auch in Predigten, Bibelstunden und Aufsätzen niederschlagen, wenn Fragen weitverbreitet sind.

Wilhelm Busch wollte, daß Christen fröhliche Menschen seien, so wie er ein fröhlicher Christ war. Fröhlichkeit ist nicht nur eine Sache des Temperaments oder des Gemüts, sondern für Christen vor allem eine Lebensäußerung des Glaubens. Zu solcher Glaubensfröhlichkeit wollte er immer helfen in seiner Seelsorge.

WIR HABEN'S DOCH NICHT IN DER TASCHE!

LL 1954, Seite 163–164

Schon lange liegt es mir auf der Seele. Nun muß es einmal gesagt werden:
Es ist Gefahr, daß wir die köstliche Perle evangelischen Glaubens verlieren, nämlich die Gewißheit des Heils.
Auf dem Kirchentag in Leipzig hatte ich ein ergreifendes Erlebnis. Ich hatte in der Bibelarbeit davon gesprochen, daß ein Christ seines Heils gewiß werden darf. Ganz persönlich habe ich es bezeugt, wie unruhig mein Herz war, solange ich nicht wußte, ob ich von Gott angenommen sei. Und dann durfte ich erfahren, was der Psalmist bekennt: „Er hat mich angenommen" (Ps. 49, 16). Ich sagte: „Ich könnte nicht leben, wenn ich das nicht ganz gewiß wüßte."
Kaum hatte ich geschlossen, da drängte sich eine Schar Menschen an mich heran: „Was haben Sie da gesagt? Gibt's das wirklich?" – „Unser Pfarrer sagt: Wir müssen unser Heil jeden Tag neu ergreifen!" – So und ähnlich prasselten die Fragen auf mich herunter. Immer mehr Leute sammelten sich um mich. Ich konnte gar nicht mehr jedem einzelnen antworten. Da rief ich nur ein paar Bibelworte in die Menge: „Sein Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind." „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn." „Jesus sagt: Niemand kann meine Schafe aus meiner Hand reißen." Was mir gelegentliche Gespräche gezeigt hatten, – hier wurde es mir ganz deutlich, daß an der Frage der Heilsgewißheit eine große Verwirrung und Not angebrochen ist. Statt daß man von dieser herrlichen Botschaft spricht, hört man überall nur, wie vor „falscher Sicherheit" gewarnt wird. Gewiß mag das auch nötig sein, namentlich allen Selbstgerechten gegenüber. Aber wenn darüber die herrliche Botschaft von der Gewißheit des Heils verlorengeht, dann haben wir etwas Wichtiges verloren.
Ja, ich habe in meinem Urlaub kürzlich eine Predigt gehört, die ich nur so beschreiben kann: Mit großer Sicherheit sprach der Prediger von seiner Unsicherheit. Er brüstete sich geradezu mit seiner Ungewißheit. Ich mußte bei dieser Predigt denken: Du hast nie richtige Angst vor Gott gehabt. Sonst hieltest Du es nicht aus, so zu leben.
O, diese kirchlichen Schlagworte! Die Warnung vor der „falschen Sicherheit" z. B. ist solch ein Schlagwort geworden. Ja, wenn man das den leichtfertigen Sündern und den selbstgerechten Moralchristen sagen wollte! Aber nun bekommen es die hungrigen Seelen und verlangenden Herzen Sonntag für Sonntag auf das Butterbrot geschmiert. Es ist nicht

mehr zum Anhören! Da brüstet man sich mit seinem leeren Becher, und der Herr „schenkt uns doch voll ein"!
Sooft ich auch über die Heilsgewißheit sprach — prompt stand irgendeiner auf und sagte bedenklich: „Wir haben das Heil doch nicht in der Tasche wie einen Geldbeutel." Und dann habe ich jedesmal nur erwidern können: „Darum geht es nicht. Es geht darum, daß der Herr Jesus — um im Bild zu bleiben — mich in Seiner Tasche hat und daß ich dieses auch weiß."
Kürzlich hörte ich wieder einmal den Satz: „Meine Heilsgewißheit ist auf Golgatha." Da ist etwas Wichtiges und Richtiges dran. Denn die Gewißheit meines Heils bekam ich unter dem Kreuz. Und doch — meine Heilsgewißheit ist in meinem Herzen. Denn „Sein Geist gibt Zeugnis meinem Geist, daß ich Gottes Kind bin." Das heißt doch: Mein Geist darf es wissen, daß ich angenommen und ein Kind Gottes geworden bin.
Der heimgegangene gesegnete Wuppertaler Pfarrer Buddeberg hat einmal eine kleine Schrift geschrieben mit dem Titel „Heilsgewißheit — die Krone evangelischen Glaubens". So ist es! In der katholischen Kirche gibt es das nicht. Ja, es wird ausdrücklich jeder verdammt, welcher lehrt, daß er seines Heils gewiß sei. Da gibt es dann lauter Angst, Unruhe, Werkerei und Abhängigkeit von den Priestern.
Die Bibel aber lehrt es anders. Soll das in der evangelischen Kirche verlorengehen? Das wäre ein guter Schritt auf dem Wege nach Rom.
Da kommt es dann so heraus, daß die „Heiligen" Leute sind, die einen Überschuß an guten Werken haben. In der Bibel aber sind die „Heiligen" die Kinder Gottes, die durch Jesu Blut versöhnt sind und die sich angenommen wissen von dem Heiland, der gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen."
Auf der Mülheimer Tersteegensruh-Herbst-Konferenz sagte der Direktor des Johanneums, Pfr. Haarbeck, mit großer Vollmacht: „Es gibt einen Stand der Erretteten. Und David, als er gefallen war, war doch immer noch ein Erretteter." Ja, so spricht die Bibel von dieser Sache. Da weiß man es, wenn man vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ist. Da weiß man es, daß man versöhnt und ein Kind Gottes geworden ist.
Ich muß da von einem Gespräch berichten, das ich kürzlich mit einem jungen Theologen hatte. Der fing auch an mit der „falschen Sicherheit" und erklärte (es kamen alle die Schlagworte, die wir nicht mehr hören können und wollen): „Wir haben das Heil doch nicht in der Tasche" und „Wir müssen es jeden Tag neu ergreifen."
Da erwiderte ich: „In meinem Garten ist ein Apfelbaum eingepflanzt. Der muß nicht jeden Tag neu darum ringen, daß er ein Apfelbaum sei.

Der muß nicht jeden Tag sich neu darum sorgen, daß er nicht über Nacht ein Pflaumenbaum werde. Er ist ein Apfelbaum. Aber darum muß er ringen, daß er Früchte bringt."

Darin besteht der tägliche Kampf des Glaubens, daß ich Früchte des Geistes bringe, daß mein Leben „etwas sei zu Lobe Seiner Herrlichkeit". Ja, darum muß ein Christ ernstlich kämpfen. Aber um seinen Heilsstand braucht er nicht mehr zu kämpfen, wenn er sich dem Herrn Jesus verschrieben hat, der uns am Kreuze erkaufte und versöhnte.

Gewiß brauche ich täglich Sein Blut zur Vergebung meiner Sünde. Wohl dem, der „den offenen Born wider alle Sünde und Unreinigkeit" kennt, in dem wir uns täglich baden dürfen! Aber um den Heilsstand täglich ringen, wenn man angenommen ist? Nein!

Der verlorene Sohn mußte nicht jeden Tag neu nach Hause kommen. Er mußte nicht jeden Tag neu an die Tür des Vaters klopfen. Er durfte nun leben im Vaterhaus. Angenommen ist angenommen!

Wir wollen auf keinen Fall das Lied aus unserem Liederschatz streichen:

„Ich habe nun den Grund gefunden,
der meinen Anker ewig hält . . ."

DAS GEBET

LL 1956, Seite 84–86

Kürzlich habe ich einmal nachgelesen, was in unsren Katechismen über das Gebet gesagt wird.
Dabei überfiel mich eine große Wehmut. Warum? Es fiel mir auf, mit welcher Selbstverständlichkeit hier vom Beten gesprochen wird.
In den Katechismen wird in der herrlichsten Weise das Vaterunser ausgelegt. Aber es erscheint nirgendwo auch nur von ferne die Vorstellung, daß es eine Generation geben könne, die überhaupt nicht beten kann. Das Gebet erscheint hier als das Selbstverständlichste.
Übrigens — so geschieht es auch in der kirchlichen Praxis. Mit einer unerhörten Selbstverständlichkeit heißt es in unseren Gottesdiensten: „Laßt uns beten!" — und da taucht nirgendwo die Frage auf, ob die hier Versammelten überhaupt imstand sind zu beten.

Wer kann denn heute noch beten?

Franz Werfel spricht einmal von der „metaphysischen Verdummung". Da meint er: Unsre Generation hat es verlernt, Gott und alles Jenseitige als Wirklichkeit anzusehen. Wo es aber so steht, kann man nicht beten. Denn Gebet heißt, daß wir von Angesicht zu Angesicht mit dem sprechen, den unsre Augen nicht sehen.
Ja, ich habe oft den Eindruck, daß der Mensch von heute gar nicht weiß, daß man beten kann. Für die meisten Leute besteht der Christenstand darin, daß man christliche Überzeugungen hat, gewisse Lehren glaubt, christliche Grundsätze vertritt. Wer weiß denn noch, daß Christenstand ein Ich-Du-Verhältnis ist, ein herzliches Vertrauen zu dem, der mich erkauft hat und durch den ich Frieden mit Gott habe, ein Leben mit „Ihm".

Ich glaube, wir können uns den Verfall des Gebetslebens gar nicht erschütternd genug vorstellen. Früher wurden in vielen Gemeinden in der ersten Januarwoche jeden Jahres die Allianz-Gebets-Wochen gehalten, wo gläubige Christen in der ganzen Welt zum Gebet zusammenkommen. In sehr vielen Fällen werden diese Gebetswochen heute ersetzt durch Bibelwochen, wo der Pfarrer allein spricht. Und das geschieht nicht aus Anmaßung des Pfarrers, sondern weil niemand da ist, der beten könnte.
Wenn wir unsern Mangel fühlen, dann ist schon viel erreicht. Doch ich möchte mehr. Ich möchte ein wenig dazu verhelfen, daß wir wieder beten lernen.

1. Wir wollen Schutt wegräumen

Es gibt mancherlei falsche Vorstellungen vom Gebet. Lassen Sie uns diesen Schutt beseitigen!

a) Das Gebet ist kein Verdienst vor Gott

Daß in der katholischen Kirche das Gebet als Verdienst angesehen wird, mit dem wir uns bei Gott etwas verdienen, ist allgemein bekannt. Aber ich glaube, dieser Irrtum ist nicht katholisch, sondern allgemein menschlich. Kürzlich sagte eine alte Oma, die mit dem lieben Gott sehr unzufrieden war, recht bitter: „Und dabei habe ich immer so viel gebetet!" Sie hatte den Eindruck, mit ihren Gebeten hätte sie wohl eine bessere Behandlung von Gott verdient.

Es ist wichtig, daß wir uns radikal klarmachen: Vor Gott gilt nichts andres als das Verdienst Jesu Christi. Er hat uns eine völlige Gerechtigkeit vor Gott erworben. Und diese Gerechtigkeit gehört uns, „so ich allein diese Wohltaten gläubigen Herzens annehme", sagt der Heidelberger Katechismus. Dies Verdienst Jesu ist so völlig, daß ich nicht noch mein Gebet dazu tun muß, damit es völliger werde.

b) Das Gebet ist keine Notbremse

Es sitzen zwei Frauen im Zug. Plötzlich fällt ein Kind aus dem Fenster. Was tun?! Da denken sie an die Notbremse. Ruck! Man zieht! — Natürlich hat man vorher gar nicht an die Notbremse gedacht. Die ist nur da für den Fall der Not.

So sehen die meisten Leute das Gebet an. Dahinter steckt eine fürchterliche Verachtung Gottes. Man will etwas von Gott. Aber man will nicht Ihn selbst.

c) Das Gebet ist kein Diskussionsgegenstand

Immer wieder begegnet uns die Frage: „Hat denn das Beten wirklich Sinn und Zweck?"
Auf diese Frage pflege ich zu antworten: „Es gibt wirklich Fälle, wo man das Beten als sinnlos unterlassen kann. In Jesaja 1, 15 steht: ‚Und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, spricht der Herr, denn eure Hände sind voll Blut. Waschet, reiniget euch, tut euer böses Wesen von meinen Augen, lernt Gutes tun . . .' Da ist es deutlich ausgesprochen: Solange wir in einer klar erkannten Sünde bleiben wollen, ist das Beten zwecklos."

So kehrt sich die Frage: Hilft denn beten? erschreckend um in eine Frage an uns: „Bist du eigentlich in dem Stande, wo man beten kann und darf?"

2. Das Gebet ist Lebensäußerung

Wir müssen uns einen Augenblick auf folgendes besinnen: Die Bibel sagt den unerhörten Satz, daß der natürliche Mensch für Gott tot sei. Das zeigt sich darin, daß er nicht hören kann auf die Stimme, die ihn ruft; und darin, daß er nicht reden kann, das heißt: er kann nicht beten. Und nun steht in der Bibel der ungeheure Satz: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben. Wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht." Mit Jesus wird uns also ein neues geistliches Leben geschenkt. Wenn Er in unser Leben kommt, werden wir von neuem geboren.

Und der Ausdruck dieses geistlichen Lebens ist das Gebet. Man kann eine Menge christlicher Überzeugungen haben, man kann eine christliche Ethik haben – und bleibt doch immer mit sich selbst allein. Es ist ein ganz großer Schritt bis zu dem Augenblick, wo ich zum erstenmal ernsthaft mit dem „Du" spreche. Das kann erst dann geschehen, wenn ich Schluß mache mit Gottesbegriffen und wenn ich lerne, daß Gott Wirklichkeit ist. „Sieh, dein Herr und Gott ist da!"

Und weiter: Ich kann erst beten, wenn ich weiß, wo Gott ist. Als kleiner Junge lernte ich das Lied: „Aus dem Himmel ferne / wo die Englein sind / schaut doch Gott so gerne / her auf jedes Kind." Da hat es mich gequält, wie denn meine Stimme diese Riesenentfernung überwinden könne. Die Bibel sagt mir etwas ganz anderes: „Fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns." Oder: „Von allen Seiten umgibst du mich." Die Voraussetzung für das Gebet ist also, daß ich die Wirklichkeit Gottes in meiner unmittelbaren Nähe begriffen habe.

Dazu muß noch etwas gesagt werden. Während des Nazireiches hatte ich einmal Vorträge vor Berliner Studenten. Am zweiten Abend wurde die Versammlung durch die Gestapo verboten und aufgelöst. Ich mußte flüchten. Durch die nachtdunklen, regennassen Straßen brachte mich ein Student an die Bahn. In dieser aufregenden Situation sagte er plötzlich: „Ich möchte beten. Ich habe begriffen, daß das Gebet ein Gespräch mit Gott ist. Ich kann aber nur mit einem Gesprächspartner reden, wenn ich ihn sehe oder wenn ich ihn mir vorstellen kann. Auch ein Blinder sucht sich den Gesprächspartner vorzustellen. Ich kann doch nicht ins Unbekannte reden. Wie soll ich mir Gott vorstellen?" Darauf habe ich erwidert: „Sie dürfen sich Ihn gar nicht vorstellen. Denn dann hätten Sie sich ja einen Götzen gemacht – nicht aus Holz oder Stein, aber aus Gedanken. Sie sprächen mit dem Bild Ihrer Gedanken." Gequält rief er aus: „Wie kann man denn dann beten?" Ich antwortete: „Der Herr Jesus hat einmal gesagt: Die wahren Anbeter müssen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das heißt: Der Heilige Geist kann uns

so in die wahrhaftige Gegenwart Gottes stellen, daß wir uns Ihn nicht mehr vorstellen müssen, weil wir wissen: Er ist jetzt da und hört."

3. *Hindernisse*

a) Keine Zeit

Zum Gebet gehört eine große Stille und innere Sammlung. Dazu aber haben wir Menschen von heute angeblich keine Zeit. Ein Christ kann morgens in großer Eile noch einen Blick in das Losungsbuch tun, einen Spruch in den Tag mithineinnehmen und ihn im Herzen bewegen. Beim Gebet aber geht es nicht so. Dazu braucht man Zeit. Und die fehlt uns eben.
Ist das wirklich wahr? Die Bibel sagt es uns ganz anders. Sie sagt: Wenn du beten würdest, hättest du sehr viel Zeit. Das klingt unsrer Vernunft absurd. Aber es ist so. Alle Beter können die Wahrheit dieses Satzes bezeugen.

b) Unsere Lage

Wir kennen die Geschichte vom verlorenen Sohn. Als der sein Elend entdeckte, hatte er nur einen Wunsch: mit dem Vater zu reden. Das aber konnte er nicht, solange er fern war vom Vaterhaus. Er mußte umkehren, nach Hause gehen. Nun konnte er mit dem Vater reden. Ich glaube, jeder versteht, was damit gesagt ist. Solange wir den Ruf des Neuen Testaments „Laßt euch versöhnen mit Gott!" nicht gehört haben, werden alle Versuche zum Gebet scheitern.

c) Unser böses Gewissen

Als kleiner Junge habe ich abends ein Gebetlein gesagt. Wenn ich nun am Tage böse gewesen war, hatte ich das Gefühl: Heute darfst du nicht beten. Heute hat dich dein Heiland nicht lieb. — Erst später bin ich drauf gekommen, daß gerade dann, wenn unser Gewissen uns verklagt, wir beten müssen und beten dürfen. Unser Elend und unsre Hilflosigkeit sind die wichtigste Voraussetzung für ein Gebetsleben.

4. *Die Freude des Gebetes*

Darüber kann man eigentlich nun nicht viel sagen. Indem Gott uns das Recht schenkt, in Jesus mit Ihm zu reden, schenkt Er uns einen unendlichen Reichtum. Der will einfach erfahren und ergriffen werden. Wir wollen darum das Wichtigste nur andeuten.

a) Wir laden ab

Das Gebet bedeutet wirklich ein Abladen aller Lasten. „Er trug unsre Schmerzen." Der Mensch trägt immer eine doppelte Last mit sich her-

um: die Last der Schuld auf dem Gewissen und die Last der Sorgen im Herzen. Beides dürfen wir bei Ihm abladen.
Ein Wort noch zu den Sorgen. Früher habe ich gemeint, ich müsse in schwierigen Lagen meinen Herrn bitten, daß Er mir in einer Weise helfe, die ich Ihm vorschrieb. Ich machte gewissermaßen meine Pläne und bat Ihn um Seine Hilfe. Erst allmählich begriff ich, daß dies falsch ist. Ich darf die Dinge, mit denen ich nicht fertig werde, Ihm so überlassen, daß sie auf Ihm liegen und nicht mehr auf mir. Und dann darf ich Ihm zutrauen, daß Er sie wirklich in Ordnung bringt.

b) Das Leben kommt in Ordnung

Wer weiß heute eigentlich noch, was gut und böse, was Recht und Unrecht ist? Ein Mensch, der nicht betet, kommt immer mehr unter den Einfluß der öffentlichen Meinung. Die stimmt meist nicht überein mit dem Willen Gottes. So gerät sein Leben in Unordnung.
Wenn ich aber bete, komme ich „ins Licht vor seinem Angesicht". Da werden die Dinge meines Lebens geradegerückt. Da wird Schuld Schuld. Scheinbar Geringfügiges bekommt Gewicht. Scheinbar Bedeutendes wird entlarvt als belanglos.

c) Das glänzende Angesicht

Von Mose wird erzählt: Wenn er vom Gebet kam, dann glänzte sein Angesicht so, daß die Menschen den Glanz nicht ertragen konnten. Nun, wir sind nicht Mose. Aber von diesem Glanz bekommt auch unser Leben etwas. Wir erfahren es als Frieden im Herzen, der höher ist als alle Vernunft.

d) Die Erhöhung in die Reihen der himmlischen Heerscharen

Zum Gebet gehört auch das Danken, Anbeten und Loben. In dem Augenblick, wo ich den dreieinigen Gott anbete, Ihm danke und Ihn lobe, stehe ich im Kreis der Vieltausendmaltausend, die um den Thron der Dreieinigkeit herstehen und anbeten. So werden wir im rechten Gebet von uns selber frei und auch von der Verhaftung an die sichtbaren Dinge. Es wird uns im Gebet die Erlösung geschenkt, die Jesus erworben hat. Da wird es für unser armes irdisches Leben Wahrheit: „Heut schließt er wieder auf die Tür / zum schönen Paradeis . . ."

GESETZLICHE ODER EVANGELISCHE HEILIGUNG?

LL 1957, Seite 68–70

Kürzlich hatte ich eine Bibelwoche in Ostfriesland. Da besprachen wir ein Stück aus dem 2. Brief, den der Apostel Paulus an die Gemeinde in Thessalonich geschrieben hat. Über dieser Bibelbetrachtung wurde es uns überwältigend groß, daß Paulus sagt: Wir sind durch das Evangelium berufen „zum herrlichen Eigentum unseres Herrn Jesu Christi". Ja, das ist der Stand, in den wir versetzt werden, wenn wir „Buße tun von toten Werken" und uns von Herzen dem Herrn Jesus Christus anvertrauen, der für uns an das Kreuz geschlagen wurde.
Nun kommt alles darauf an, daß unser ganzes Leben ausweist: Wir sind herrliches Eigentum Jesu Christi.
Ein ungläubiger Weltmensch wird aber immer über die Kinder Gottes spotten und sagen: „Nun ja, daß Ihr ein Eigentum Jesu Christi seid, wollen wir nicht bestreiten. Aber – herrlich?! Wir sehen nicht viel Herrlichkeit an Euch."
Mit diesem Spott haben die Ungläubigen recht. Ich habe noch keinen gläubigen Christen gesehen, der von sich behauptet hätte, er sei herrlich.
Wie ist denn das Wort von dem „herrlichen Eigentum" zu verstehen?
Die Herrlichkeit der Kinder Gottes besteht darin, daß sie im Glauben die Gerechtigkeit, die Jesus ihnen am Kreuz erworben hat, angezogen haben. Wenn sie sich außerhalb dieser Gerechtigkeit betrachten, sehen sie an sich nur Sünde und Niederlagen. Aber im Glauben haben sie die Gerechtigkeit Jesu angezogen. Ja, Paulus sagt sogar, daß sie den Herrn Jesus Christus angezogen haben. Und darin besteht ihre Herrlichkeit.

Es wird im Leben der Kinder Gottes immer nach dem Vers von Woltersdorf gehen:

Wenn ich mich selbst betrachte,
so wird mir angst und weh;
wenn ich auf Jesum achte,
so steig ich in die Höh,
so freut sich mein erlöster Geist,
der durch das Blut des Lammes
erlöst und selig heißt.

Diese Erkenntnis könnte uns nun aber leicht dazu verführen, daß wir es mit dem Sündigen leicht nehmen. Wenn doch alles Gnade ist, und wenn wir doch nicht vollkommen werden können, dann – so sagt unser

Herz – können wir ja schließlich bleiben, wie wir sind. Die Gnade wird doch alles zudecken.
Da ist es gut, daß die Gläubigen den Heiligen Geist bekommen. Dieser Heilige Geist schweigt nicht zu unseren schlechten Gewohnheiten, zu unseren Sünden und Launen. Dieser Heilige Geist will uns immer mehr nach dem Bilde Jesu Christi gestalten. Darum straft Er unser verkehrtes Wesen und will in uns Früchte der Gerechtigkeit hervorbringen. Es kommt bei den Gläubigen sehr viel darauf an, daß sie sich recht vom Heiligen Geist in die Zucht nehmen lassen. So kommt es zur Heiligung unseres Lebens. Wie wichtig diese Heiligung ist, geht uns auf an dem Wort Hebräer 12, 14: „Jaget nach – dem Frieden gegen jedermann und der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn sehen."
Nun gibt es gerade über die Heiligung unter gläubigen Christen viel Mißverständnisse und auch viel Selbstquälerei. Es ist sehr wichtig, daß Christen unterscheiden lernen zwischen

gesetzlicher und glaubensmäßiger Heiligung.

Wir wollen uns bei dieser Überlegung leiten lassen von dem, was die Bibel Epheser 4, 22–32 sagt.

1. *Gesetzliche Heiligung verlangt Früchte von einem dürren Baum Evangelische Heiligung zielt auf Erneuerung des Herzens*

Man kann einem unbekehrten Menschen natürlich erklären: Dies darfst Du nicht tun, und das mußt Du tun, und jenes nicht . . . Und weil der Natur das gesetzliche Wesen liegt, ist ein Mensch gern geneigt, all solche Ratschläge anzunehmen. Und wenn er sie angenommen hat, meint er, er sei ein Christ geworden. Aber dabei hat er doch nur den Schein eines gottseligen Wesens.

Evangelische Heiligung geht immer aufs Zentrum: „Leget den alten Menschen ab . . . Ziehet den neuen Menschen an." Wie kann denn das geschehen? Doch nur so, daß ich mich täglich unter Jesu Kreuz stelle und im Glauben spreche: „Herr Jesus, das Todesurteil, das Dich getroffen hat, gilt mir. Ich erkenne dieses Todesurteil an. Und ich erkenne Gottes Urteil über mich selbst damit an." Und dann gehe ich im Geist zum auferstandenen Heiland und sage zu Ihm: „Herr Jesus, Du bist auferstanden. Ich halte Dich im Glauben fest und will es immer festhalten, daß Du mir auferstanden bist, daß Deine Auferstehung meine Auferstehung ist."
So ist evangelische Heiligung ein Leben mit dem Sohne Gottes, der an meiner Statt gestorben und auferstanden ist. Nicht von außen nach innen geht die Heiligung. Sie geht vielmehr ins Zentrum und strahlt nach außen aus.

2. Gesetzliche Heiligung ist negativ
Evangelische Heiligung ist positiv

Es ist typisch für alle Vertreter der gesetzlichen Heiligung, daß sie eigentlich immer negativ reden. Sie sagen einem jungen Christen: „Dies darfst Du nicht tun, und jenes darfst Du nicht anfassen, und vor dem mußt Du Dich hüten . . ." Sie bauen einen Zaun von lauter Verboten und Warnungen. Und der arme Mensch, der innerhalb dieses Zaunes leben muß, wird am Ende entweder ein Heuchler, oder er verzweifelt ganz und gar. Dies letztere ist dann allerdings ein guter und heilsamer Weg; denn auf ihm findet man hin zu dem Kreuz Jesu, in dem wir begnadigt werden. Wie kann so ein verzweifeltes Herz schließlich froh werden an dem Sünderheiland, der dort am Kreuz für uns bezahlt.

Nun ist es natürlich so: Wenn ein Mensch sich bekehrt zum Herrn Jesus, dann wird er eine Menge Dinge dahinten lassen. Der verlorene Sohn ließ seine Schweine und seine Freunde dahinten, als er nach Hause ging. Als der Zöllner Matthäus aufstand und Jesus folgte, blieb sein Zollhäuschen mit allem unrechten Gut dahinten.
Aber es ist typisch für die evangelische Heiligung, daß sie das Ablegen, das Negative, das Brechen mit der Sünde nur als einen Teil der Heiligung ansieht. Wichtiger ist das Positive: das neue Leben, die Früchte der Gerechtigkeit.

In meiner Jugendarbeit mache ich das meinen jungen Freunden oft so klar: Da ist ein verwildertes Grundstück, auf dem jemand gern einen Schrebergarten anlegen möchte. Mit großem Eifer reißt er nun alle Unkrautpflanzen heraus, bis sich nicht ein Hälmchen mehr regt. Hat er nun einen Garten? Nein, er hat höchstens einen Fußballplatz. Jetzt kommt erst die Hauptsache. Er muß umgraben, es werden Blumen gepflanzt und fruchtbare Bäume und Stachelbeeren und Gemüse. So ist es mit der evangelischen Heiligung. Wir wollten uns ja über die evangelische Heiligung belehren lassen vom 4. Kapitel des Epheserbriefs. Da wird das ganz deutlich.
„So leget nun ab von euch nach dem vorigen Wandel den alten Menschen . . ."
Das ist aber nur die negative Seite. Die Bibel fährt gleich fort:
„. . . und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist."
Das finden wir auch in den folgenden einzelnen Ermahnungen.
„Darum leget die Lüge ab . . ."
Dies allein ist zu wenig. Darum fährt die Bibel fort:
„. . . und redet die Wahrheit."

Die Bibel bleibt bei all diesen Ermahnungen nie beim Negativen stehen wie die gesetzliche Heiligung, sondern sie zielt auf das neue Leben.

Es heißt:

„Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr . . ."

Selbstverständlich kann ein Christ nicht mit den Unehrlichkeiten weitermachen, die einem Weltmenschen selbstverständlich sind. Daß er aber damit bricht, ist der Bibel zu wenig. Darum fährt sie fort:

„. . . sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen."

Das betrifft auch unser Reden.
„Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen . . ."
Ein gläubig gewordener Christ kann nicht mehr an dem schmutzigen und leeren Geschwätz der Welt Freude haben. Aber er kann sich nun nicht einfach zurückziehen und den stummen Fisch spielen. Evangelische Heiligung ist positiv. Darum geht es so weiter:
„. . . sondern was nützlich zur Besserung ist, wo es not tut, daß es holdselig sei zu hören."
Ja, bis zum Schluß dieser Betrachtung des Paulus wird es uns deutlich gemacht, daß evangelische Heiligung nicht nur ein Ablegen des alten Menschen, sondern ein Anziehen des neuen Menschen ist.
„Alle Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung sei ferne von euch samt aller Bosheit . . ."
Davon weiß jeder Jesusjünger zu reden, wie er gegen sein Temperament und gegen Zornausbrüche und Verbitterung zu kämpfen hat. Aber wenn er all das besiegt hätte, dann wäre er doch immer noch ein unfruchtbarer Baum. Der Heilige Geist will aber Früchte der Gerechtigkeit in unserem Leben wirken. Darum geht dies Wort so weiter:
„. . . Seid aber untereinander freundlich, herzlich und vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo."

Es gibt ein Wort im Galaterbrief, das am allerdeutlichsten zeigt, wie evangelische Heiligung aussieht. Es spricht nämlich sehr deutlich davon, daß evangelische Heiligung positiv ist, daß sie auf Früchte der Gerechtigkeit zielt. Und diese Stelle sagt vor allem, daß diese Früchte nicht aus unserem Eigenen hervorgehen können, sondern Wirkungen des Heiligen Geistes sind. Erfahrene Bibelleser werden wissen, welche Stelle ich meine. Es ist Galater 5, 22:

„Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit."

3. Gesetzliche Heiligung lebt in der Menschenfurcht Evangelische Heiligung fürchtet nur, den Heiligen Geist zu betrüben

Ja, das ist vielleicht das hervorstechendste Kennzeichen der gesetzlichen Heiligung, daß am Ende Menschengebote und Menschenfurcht die Gemeinde beherrschen. Da ist in irgendeinem christlichen Kreis ein einflußreicher Bruder. Der bestimmt, was man darf und was man nicht darf. Manch einer hätte wohl die Freiheit, sein Leben anders zu gestalten. Aber man fürchtet sich, von einflußreichen Brüdern als unbekehrt verschrien zu werden. Und so unterwirft man sich dem Gesetz.
Ich habe gläubige Christen gekannt, die in den Ferien anders lebten als zu Hause, wo sie unter der Beobachtung ihrer Brüder und Schwestern standen.
Besonders schlimm ist das, wenn eine gesetzliche Frau in solch einem Gemeinschaftskreis die bestimmende Rolle spielt.

Ich glaube, daß gerade dieser Punkt es ist, der so häufig zu Katastrophen in gläubigen Familien führt. Die Kinder verzichten auf vieles, was ihre Schulkameraden mitmachen dürfen — nicht aus Liebe zu ihren Eltern und auch nicht aus der inneren Überzeugung, daß das schädlich sei, sondern einfach aus Furcht.
Wenn die Kinder dann älter werden, dann empfinden sie den Geist im Elternhaus als einen unerträglichen Zwang und brechen mit allem.
Ganz anders steht es mit der evangelischen Heiligung. Da fürchtet man sich nicht vor Menschen. Man hat eine ganz andere Furcht gelernt, nämlich die Furcht, den Heiligen Geist zu betrüben. Paulus schreibt in unserm Abschnitt:
„. . . und betrübet nicht den Heiligen Geist Gottes, mit dem ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung."

Ich erinnere mich an einen Bibelkurs in Männedorf. Da erhob sich in der Aussprache ein alter Landwirt aus dem Wallis und sagte mit unerhörter Eindringlichkeit in seinem Schweizer Deutsch: „Wisset, der Heilig Geischt ischt so öbbis Zarts" (Der Heilige Geist ist etwas sehr Zartes). Dann sprach er davon, wie schrecklich das ist, wenn ein gläubiger Christ den Heiligen Geist betrübt, weil er sich mit Dingen einläßt, die Gott nicht gefallen. Da geht der Heilige Geist ganz still hinweg. Und so ein Christ kommt dann in große innere Dunkelheit. Er kann nicht mehr recht glauben. Die Vergebung der Sünden wird ihm zweifelhaft. Er hat keine Lust zum Gebet. Die Bibel langweilt ihn. Das ist ein schlimmer Zustand.
Es gibt keinen gläubigen Christen, der das nicht je und dann erfahren mußte. Und weil er diese Dunkelheit fürchten lernt, lernt er es immer

mehr, auf die Regungen des Heiligen Geistes zu achten und gehorsam zu werden.

4. Gesetzliche Heiligung macht kalte Pharisäer
Evangelische Heiligung macht sonnige Jesusjünger

Die Urbilder aller gesetzlichen Heiligung sind die Pharisäer im Neuen Testament. Das waren Leute, die sich mit dem Gesetz rechtschaffen quälten. Aber welche Kälte strömt von diesen Leuten aus! Da ist nichts zu sehen von den lieblichen Früchten der Gerechtigkeit: „Liebe, Freude, Friede, Geduld . . ." Wieviel solcher eiskalten Pharisäer gibt es doch unter den Christen!

Und nun stehen vor meiner Seele Bilder von gläubigen Christenmenschen auf, die in der evangelischen Heiligung standen. Das waren Leute, bei denen es auch Weltmenschen warm ums Herz wurde; denn diese Leute der evangelischen Heiligung sind sehr demütige Menschen. Sie haben tief die Verlorenheit ihres eigenen Herzens erkannt und wissen, wie sehr sie des Blutes Jesu zur Vergebung bedürfen. Weil Gott ihnen viel vergeben hat durch Jesus, darum können sie auch viel vergeben. Und weil Gott viel Geduld mit ihnen gehabt hat, können sie auch viel Geduld mit andern haben. Weil der Herr Jesus der Mittelpunkt ihres Lebens geworden ist, möchten sie die Stimme des guten Hirten weitergeben und nicht irgendein Gesetz. Mein Großvater Johannes Kullen in Hülben, ein Dorfschulmeister und zugleich ein priesterlicher Mann, steht mir jetzt vor Augen. Der sagte einmal einem gesetzlichen Bruder: „Wenn der Frühling kommt, braucht man nicht mehr in den Wald zu gehen, um mit einem Stock die alten Blätter von den Bäumen zu schlagen. Die fallen von selber ab, wenn die neuen Blätter kommen. Genauso geht es im Glaubensleben. Wenn ein Mensch sich wirklich zum Herrn Jesus bekehrt und Ihn nun von ganzem Herzen lieb hat, dann wird sein altes Wesen immer mehr in den Tod gegeben werden, weil das neue Leben mächtig wird."

Von solch einem sonnigen Christenstand spricht Paulus in unserem Abschnitt:

„Seid aber untereinander freundlich, herzlich und vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo."

Pietismus, der kirchlichen Situation, des Gemeindeaufbaues und der Seelsorge. Sie enthalten manche Kritik, aber weil es Wilhelm Busch immer um die Verkündigung des Evangeliums ging, war er auch immer im Angriff. Wenngleich die Aufsätze jeweils in einer ganz bestimmten Situation und oft aus einem ganz bestimmten Anlaß geschrieben wurden, so können sie gerade heute Pfarrern und Mitarbeitern in der Gemeinde und in der Jugendarbeit zu einer klaren Verkündigung helfen.

Diese Aufsätze spiegeln zugleich das Bild seines Dienstes aus vier Jahrzehnten und geben den Blick frei auch für den Weg der evangelischen Kirche in diesen Tagen mit ihren Nöten, Problemen, Anfechtungen, Versuchungen und Möglichkeiten im Hinblick auf die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus. Sie zeigen, daß Wilhelm Busch nicht abseits der Kirche stand, sondern als verantwortliches Glied dieser Kirche seine Stimme erhoben hat. Bis zu seinem Tod im Jahre 1966 hat er gewarnt, wenn die Botschaft verkürzt, verwässert oder unterschlagen wurde. Er hat gemahnt, wo man falsche Wege beschritt oder untaugliche Mittel ausprobierte. Wilhelm Busch hat herausgefordert, aber auch den Blick freigemacht für Weg und Ziel, und er hat Mut gemacht zur Verkündigung im Angriff.

AUSSAAT VERLAG WUPPERTAL